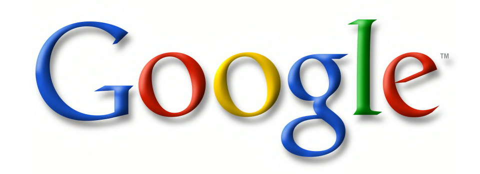
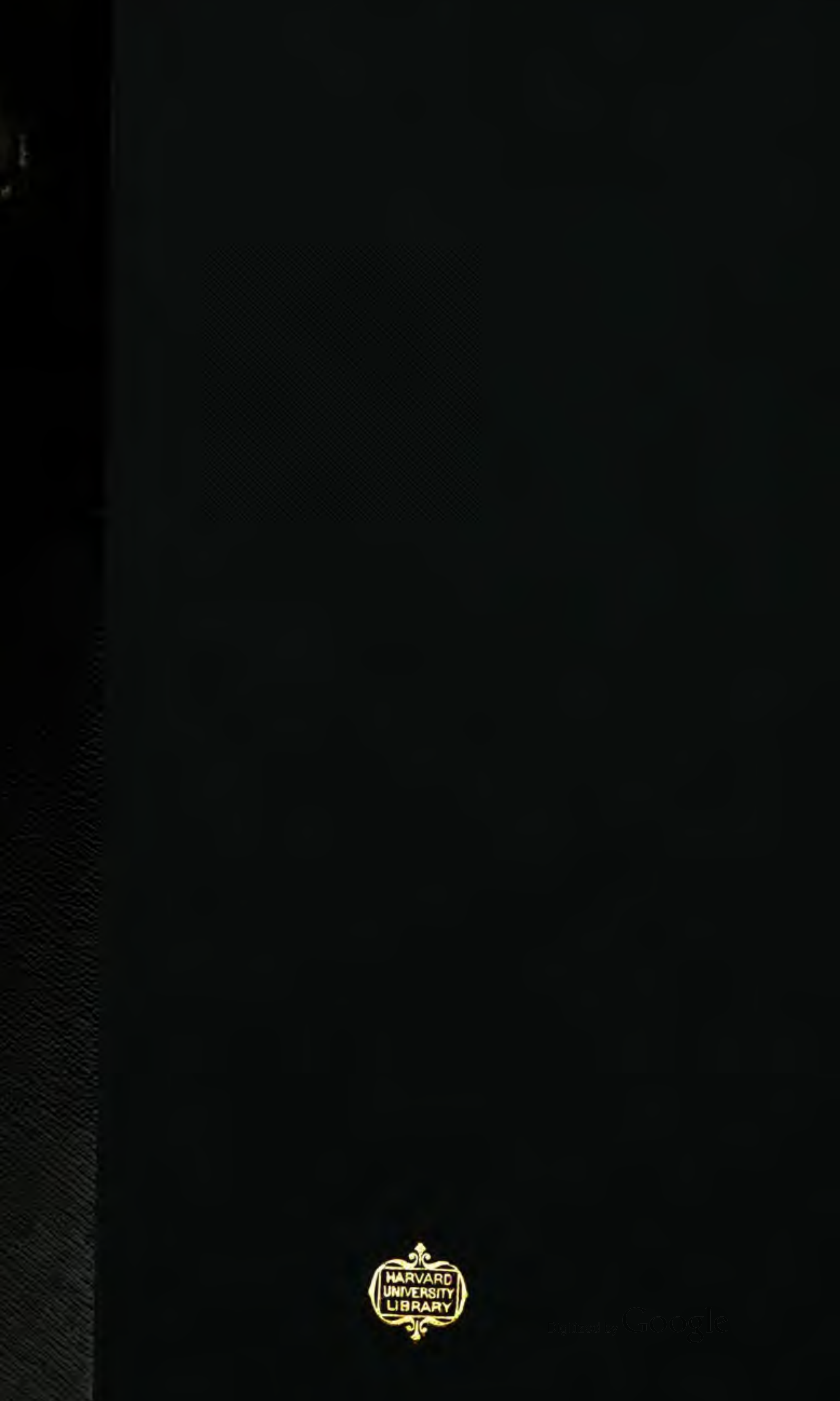



HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY



Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

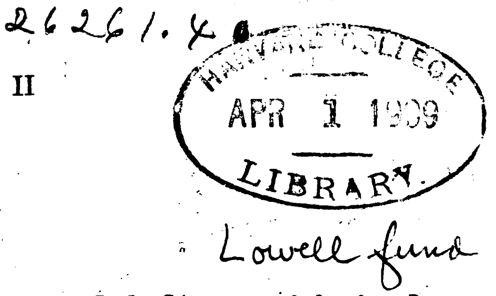
K. Prümer, Münster i. W., Prof. P. Sartori, Dortmund,
O. Schell, Elberfeld, und K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

---

3. Jahrgang

1906

Elberfeld.
Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H.
(vorm. Baedekersche Buchdruckerei).





Inhaltsverzeichnis des 3. Jahrgangs.

Seite

Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

Kleinere Mitteilungen.

Zeitschrift
des Vereins für
rheinische und westfälische Volkskunde.

3. Jahrgang. 1906. Erstes Heft.

Mumie als Heilmittel.

Von Professor **Dr. Alfred Wiedemann,** Bonn.

Ein reiches und vielseitiges Material an volkstümlichen Vorstellungen ist in den Schriften der alten Mediziner erhalten geblieben. Zwar beanspruchen dieselben zum grossen Teile auf wissenschaftlicher Grundlage zu stehen, tatsächlich sind sie so gut wie überall von den jeweiligen Volksanschauungen ihrer Zeit beherrscht und suchen nun diese in ein mehr oder weniger abgerundetes System zu bringen. Ihren Ausgangspunkt nehmen sie meist, zustimmend oder auch widersprechend, von den Schriften der antiken Ärzte, vor allem des Galen, die ihnen teils in der Ursprache, teils durch die Vermittelung der arabischen medizinischen Werke zugänglich waren. In die Angaben, die sie diesen Schriften entlehnten, fügten sie die Rezepte ein, welche sie von ihren Zeitgenossen als vom Volke erprobte kennen lernten, und verknüpften das Ganze mit den Theorien, welche sich im Kreise des Volkes im Laufe der Jahrhunderte über medizinische und physiologische Vorgänge entwickelt hatten.

Auf den folgenden Seiten möchte ich die Art und Weise, wie sich dieser Prozess im Einzelfalle abspielte, an den wechselnden Vorstellungen zu verfolgen suchen, welche sich an ein bestimmtes Heilmittel anknüpften. Als solches möge die Mumie dienen, die mir als eine Arzenei, die zeitweise aus Ägypten bezogen ward, fachlich besonders nahe steht. Eine Bearbeitung dieser Mumien-Medizin fehlt, soweit ich sehe, bisher, obwohl ihr einstiges Vorhandensein sogar

in die Konversationslexika Aufnahme gefunden hat.[1]) Es ist dabei davon abgesehen worden, jeweils im Einzelfalle auf die Parallelerscheinungen hinzuweisen, welche die Volksvorstellungen bis in die Neuzeit hinein zu den erörterten Punkten bewahren. Wenn man sich die Gedankengänge vergegenwärtigt, die sich auch bei unserer rheinischen Bevölkerung noch immer, wenn auch langsam abklingend, an die andauernde Lebenskraft der Leiche und ihre zauberische Gewalt anknüpfen, so wird man in diesen alten Schriften auf Schritt und Tritt entsprechende Anschauungen antreffen. Und auch zu andern Volksansichten, zu der Auffassung der Rothaarigen, der Übertragung von Krankheiten usf. bieten sich mannigfache Beziehungen dar.

Unter den in verhältnismässig reinem Zustande von der Natur selbst dargebotenen mineralischen Stoffen hat der Asphalt die Schriftsteller des Altertums vielfach beschäftigt. Man gewann ihn in dickflüssigem Zustande an den verschiedensten Orten, in Babylonien, am Toten Meere, in Griechenland, und verwendete ihn bei Bauten als Bindematerial, wie wir unsern Mörtel, und dann auf ägyptischem Boden zur Erhaltung der Leichen[2]). Daneben diente er als Arznei; die beste Qualität war die stark riechende, glänzende und schwere, während die schmutzig-schwarze leichtere als mit Pech vermischt angesehen und häufig als pissasphaltos, als Pechasphalt, bezeichnet wurde.[3]) Gegen die verschiedensten Krankheiten ward Asphalt verwendet, bei schwerem Atem, Engbrüstigkeit, Husten, Jucken, Ausschlag, Flechten, Rose, Schmerzen der Nerven, Glieder, Zähne, Seitenstechen, Gicht, Epilepsie, Wechselfieber, Menstruations-

[1]) Th. J. Pettigrew, A History of Egyptian Mummies. London. 1834. S. 7 ff., auf welchen die neueren Angaben sich zu stützen pflegen, lässt infolge eines unvollständigen Auszuges aus Guyon und der Nichtbenutzung der älteren medizinischen Literatur den Gebrauch der Mumie gerade in dem Augenblicke aufhören, in dem sie in Europa ihre Hauptrolle zu spielen begann.

[2]) Blümner, Technologisches. Schwefel, Alaun und Asphalt im Altertum, in Festschrift für die Züricher Philologenversammlung. 1887. S. 30 ff.

[3]) Dioscorides I. 99, 100; Plinius, Hist. nat. 35. 180.

störungen, Geburtsschmerzen, Entzündungen, Geschwüre, Eiterungen, Blutungen, um das geronnene Blut zu zerteilen und Wunden zu schliessen.[4]) Auch für erkrankte Tiere ward er bei Räude und eiternden Geschwüren empfohlen.[5]) Um Schlangen zu vertreiben, mischte man ihn in ein Räuchermittel.[6])

Mit den Schriften der griechischen Mediziner gelangte die Kenntnis des Heilwertes des Asphalts zu den Orientalen, bei denen er unter den Begriff Mumie eingereiht ward. Dieses Wort geht zurück auf das persisch-arabische mûm, môm „Wachs“ und bezeichnet dann den Asphalt, später den Stoff, dessen man sich zur Erhaltung der Leichen bediente, da dieser wesentlich aus Asphalt bestand, endlich diese Leichen selbst.[7]) Für Asphalt verwenden bereits die dem 10. Jahrhundert entstammenden pharmakologischen Grundsätze des Persers Abu Mansur Muwaffak das Wort. Nach ihnen[8]) ist Mûmjâj heiss und trocken im zweiten Grade, wirkt zerteilend und verdünnend, nützt gegen Knochenbrüche und Quetschungen, unterdrückt die Blutflüsse und beseitigt, wenn man sie mit einem Öl vermischt in die Nase einführt, den durch Kälte entstandenen Kopfschmerz.

Von der Heilwirkung der Mumie, also des Asphalts, ist in Persien in der Folgezeit viel die Rede. Die beste Mumie träufelte bei Erradjân oder nach andern Quellen bei Derabdjerd in einer Höhle aus dem Felsen, aber nur in sehr geringer Menge. Daher ward die Höhle verschlossen und versiegelt, und nur einmal im Jahre, im Monat September, zogen die höchsten Beamten in feierlichem Zuge hierhin, um für den König den wertvollen Stoff zu holen. Seine Wirkung war nach den Berichten der europäischen Reisenden eine wunderbare. Ein gebrochenes Bein heilte bei seiner Anwendung

---

[4]) Diosc. I. 102; Plinius 20. 140, 22. 47, 30. 106, 35. 180—182; Celsus III. 27. 2, V. 3, 11; Galen an verschiedenen Stellen; Josephus, Bell. Jud. IV. 8. 3.

[5]) Plinius 35. 179; Virgil, Georg. 3. 451; Calpurnius, Eccl. 5. 78 ff.

[6]) Nicander, Theriaca 44.

[7]) R. Dozy, Oosterlingen. 1867. S. 68 f.

[8]) Übersetzt bei Kobert, Hist. Studien aus dem pharmakol. Institute zu Dorpat. III. S. 277.

bei einem Huhn in etwa einem Tage, bei Kindern in etwa drei Tagen und bei Erwachsenen in sehr kurzer Zeit. Daneben half er bei Blutungen, Quetschungen, Schnitten, Wunden, und innerlich genommen bei bösartigen Pusteln. Es galt als besondere Auszeichnung, wenn fremden Herrschern Mumie übermittelt ward. So erhielt Ludwig XIV. zwei goldene Schachteln, die mit ihr gefüllt waren, die Kaiserin Katharina von Russland eine Unze in einer goldenen Schachtel und 1809 die Königin Charlotte von England ein ähnliches Geschenk. Die an andern Orten in Persien gefundene Mumie war weniger wirkungsvoll, aber doch immerhin brauchbar.[9]) Die medizinische Verwendung der Droge sollte nach einer persischen Angabe der Prophet Daniel gelehrt haben,[10]) während andere behaupteten, ein Jäger habe zufällig beobachtet, wie ein verwundeter Hirsch mit Mumie sein Bein heilte, und so ihren Wert erkannt.[11])

Den übrigen mohammedanischen Völkern war naturgemäss die persische Mumienhöhle verschlossen, aber als Heilmittel war der Asphalt auch bei ihnen beliebt. Sie erhielten ihn dann, wie beispielsweise die Syrer,[12]) meist aus dem Toten Meere. Aber bald lernte man eine andere Bezugsquelle kennen, welche für die ganze Entwicklung dieser Arzenei von folgeschwerer Bedeutung wurde. Als die Araber

---

[9]) D'Herbelot, Bibliothèque Orientale. Paris. 1697. S. 647. (Maestricht. 1776. S. 646); Engelbert Kaempfer, Amoenitates exoticae. Lemgo. 1712. S. 516 ff.; de Ferrières-Sauveboeuf, Mém. hist. des Voyages. II. Maestricht. 1790. S. 27 f.; Bomare, Dict. d'Hist. nat. VIII. Lyon. 1791. S. 542; William Ouseley, Travels in Persia. II. London. 1821. S. 117 ff., 475 ff.; Barbier de Meynard, Dict. géogr. de la Perse. S. 19 f., 227; vgl. Kazwînî. II. S. 94, 126.

[10]) Chardin, Voyages en Perse [wo er zwischen 1664 und 1681 war] herausgeg. von Langlès. III. Paris. 1811. S. 309 ff. Chardin spricht dabei auch von einer zweiten Art persischer Mumie, von einbalsamierten, im trocknen Sande in Chorassân gefundenen Leichen, doch beruht dies wohl auf einer Verwechslung mit den afrikanischen „weissen Mumien“.

[11]) G. Schober, De Mumia persica in Acta Physico-Medica Academiae Leopoldinae Nat. Cur. I. 1737. Appendix. S. 150 ff.

[12]) K. Ahrens, Das (syrische) Buch der Naturgegenstände. Kiel. 1892. S. 67.

im Niltale die alten Grüfte öffneten, um in ihnen nach Schätzen zu suchen, fanden sie in reicher Fülle die einbalsamierten Körper der alten Insassen des Landes. Sie erkannten ohne weiteres, dass diese mit Asphalt behandelt worden waren, und nahmen an, dass eine besonders gute Sorte dabei verwendet worden sein müsse, um den Körpern die Kraft zu geben, Jahrtausende lang der Verwesung Trotz zu bieten. Bald erklärte man, der Asphalt sei dabei allein wirksam, bald schrieb man den beigemischten aromatischen Substanzen, Myrrhe, Aloe usf. einen Teil der Kraft zu. Den zur Verwendung gelangten Stoff fand man nicht selten in Tropfen und Stücken am Boden der Särge und der Gräber liegen und glaubte, er sei aus den Leichen herausgeträufelt. Diese Annahme war sachlich unrichtig; die Temperatur der Gräber ist nicht hoch genug, um den Asphalt der Mumien zum Schmelzen zu bringen. Es handelt sich hier um Asphalt, der bei der Einbalsamierung verschüttet worden ist.

Die falsche Erklärung blieb aber herrschend und meinte man, dieser Asphalt, den man auch im Innern der Körper finden könne, enthalte beigemischt auch die Säfte des Menschen, aus dem er ausgeflossen sei. Ihn nannte man nunmehr Mumia und verwendete ihn bei allen Krankheiten, bei denen früher Asphalt und Pech gedient hatten. So benutzte man ihn zunächst bei Brüchen, Stössen und Verletzungen durch Fall, dann bei Kopfschmerzen infolge von Erkältung, Epilepsie, Schwindel, schwerer Zunge, Husten, Blutspucken aus der Lunge, Halsschmerzen, Herzklopfen, Ohnmachten, Erstickungsanfällen, Magen- und Milzschwäche, Geschwüren, Vergiftung, Skorpionenstichen usf.[13])

---

[13]) Isaachus Judaeus (um 900), bei späteren Arabern oft erwähnt; Rhases (850—930), Opera. Basel. 1544. S. 84, Liber Almansoris. Venedig. 1494. S. 106; Avicenna (980—1037), Opera. Venedig. 1564. S. 146, 151, 182, 343; Serapion (um 1050), Practica. Leiden. 1525. fol. 105, 167; Abd-Allatif (um 1150), Relation de l'Egypte, herausgeg. von de Sacy. Paris. 1810. S. 200 f., vgl. S. 271 ff; Ibn Baithar (gest. 1248), Grosse Zusammenstellung über die Heil- und Nahrungsmittel, übers. von Sontheimer II. Stuttgart, 1842. S. 537 und von Leclerc in Notices et Extraits des Manuscrits, etc. 26. I. S. 346 ff. — Dass die angebliche Wirksamkeit der ägyptischen Mumien wesentlich

Es dauerte nicht lange, so entwickelte sich ein anderer Gedankengang. Wenn die wirksame Arzenei aus dem toten Körper floss, so konnte man sie ebenso gut an ihrer Quelle suchen, und so begann man statt des abgeträufelten Asphalts die Leichen selbst zu verwerten. Der um 1047 lebende ägyptische Arzt Ibn Rodhwân[14]) erklärt bereits, man verwende den menschlichen Körper als Arzenei, und zwar habe man früher, wenn ein bestimmter Körperteil erkrankte, aus dem entsprechenden Teile eines Gesunden einen Saft ausgezogen und diesen benutzt.[15]) Seither habe man erkannt, dass es besser sei, sich nicht auf die Einzelmedizinen einzulassen. Man zerschneide vielmehr die einbalsamierten Mumien, vermische sie mit Getreide, Wein, Balsam und anderem, lege sie in ein Gefäss und bereite daraus ein Salz oder einen Saft, der als Universalmedizin für alle Krankheiten diene. Da bei seiner Zubereitung alle Körperteile ausgezogen worden waren, so konnte er auch allen helfen.

Sonderbarerweise hat man im Oriente gelegentlich ganz vergessen, dass der Asphalt der Ausgangspunkt der Medizin war, und hat die Heilkraft der Mumie lediglich dem entsprechend behandelten menschlichen Körper zugeschrieben. In einem handschriftlichen Kommentar unbekannten Alters zu dem persischen Alexandergedicht des Nizâmi wird die vortreffliche Wirkung der Mumie besonders bei Knochen-

---

auf dem Asphalt beruhe, haben auch neuere Schriftsteller öfters betont, so z. B. Jourdan, Pharmacopée universelle, deutsch. Weimar. 1829. I. S. 292; G. F. Most, Encyclopädisches Handwörterbuch der Arzneimittellehre. Rostock. 1842. S. 147.

[14]) Auszug bei Kircher, Oedipus II. 2. Rom. 1653. S. 374. — Kircher, a. a. O. III S. 396 erwähnt einen arabischen Arzt Haly (derselbe wie Ibn Rodhwân?), der über den medizinischen Wert des menschlichen Körpers gehandelt und dabei der Mumie gedacht habe. — Für Ibn Rodhwân vgl. Wüstenfeld, Gesch. der arabischen Ärzte. Göttingen. 1840. S. 80 ff, 78.

[15]) Dieser Gedanke tritt noch Jahrhunderte lang im Abendlande auf. Giuseppe Donzelli, Theatro Farmaceutico. Venedig. 1704. S. 621 erwähnt, übereinstimmend mit andern Schriftstellern, manche wollten bei Krankheiten stets den entsprechenden Körperteil der Mumien verwenden, so bei Fallsucht den Schädel, usf. Für diese Verwendung der Schädelknochen vgl. auch diese Zeitschrift II S. 283.

brüchen geschildert und dabei angegeben, wie man dieselbe künstlich herstellen könne.[16]) Man nehme einen rötlichen, rothaarigen Menschen und ernähre ihn bis zum dreissigsten Jahre mit Früchten. Dann ertränke man ihn in einem Steingefäss, das mit Honig und Drogen gefüllt sei, und versiegle das Gefäss. Wenn man es nach 120 Jahren wieder öffne, so sei aus dem Leichnam und dem Honig Mumie geworden.

Bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein ward die Mumie gelegentlich im Orient als Arzenei verwertet. Der Kosmograph Thevet, der eine gute Schilderung ihres Fundortes in den Gräbern bei den Pyramiden hinterlassen hat,[17]) wurde beispielsweise in Ägypten bei einer Krankheit von einem jüdischen Arzte, freilich ohne Erfolg, mit Mumie behandelt.[18]) In neuerer Zeit scheint der Gebrauch im Orient abgekommen zu sein. Freilich gibt der Reisende Madden[18a]) an, die Araber vermischten pulverisierte Mumie mit Butter, nennten dies Mantey und verwendeten es, wie die Italiener, bei innerlichen und äusserlichen Geschwüren. Allein diese Behauptung scheint auf Irrtum zu beruhen, denn die Wörterbücher[19]) erklären vielmehr Manti als einen mit zerhacktem Hammelfleisch gefüllten Butterteig. Dagegen benutzen die jüdischen Volksärzte in Palästina noch jetzt bei langwierigen Krankheiten ein Pulver, welches man aus den Knochen der in der Wüste verendeten Menschen und Tiere herstellt und mit Meth gemischt trinkt.[20]) Wir werden sehen, dass dem entsprechende „weisse Mumien“ im Mittelalter im Abendlande ein grosses Ansehen genossen.

Interessanter für unsere Zwecke als die Geschichte der Mumie im Oriente sind ihre Schicksale im Okzidente. Hier-

---

[16]) Angeführt bei Ouseley, a. a. O. II. S. 476.

[17]) André Thevet, Cosmographie de Levant. Lyon. 1554. S. 154 ff.

[18]) Loys Guyon, Les diverses Leçons II. Lyon. 1625. S. 23 ff.

[18a]) Travels in Turkey, Egypt, Nubia and Palestine in 1824—27. London. 1829. II. S. 90.

[19]) so Redhouse, A Turkish and English Lexicon. Constantinopel. 1890, unter dem Worte.

[20]) Bernhard Stern, Medizin, Aberglaube und Geschlechtsleben in der Türkei. Berlin. 1903. I. S. 209, der dabei erwähnt, dass das Pulver von Totenknochen in Marokko als Gift gelte.

hin gelangte ihre Kenntnis im Laufe des elften Jahrhunderts durch Vermittlung der arabischen medizinischen Schriften.[21]) Sie findet sich bereits bei dem um 1080 gestorbenen Constantinus Afer,[22]) bei einem Manne, der nach weiten Reisen in den Orient, insbesondere nach Ägypten, in erster Reihe den Einfluss der arabischen Medizin auf die Salernitaner Schule und damit auf das übrige Europa vermittelte. Ihm ist Mumia eine besonders gute Art Asphalt, welche man in alten Denkmälern finde und mit der die Alten ihre Toten salbten, damit sie nicht schnell faulten und Würmer hervorbrächten. Sie helfe bei Brüchen und Quetschungen, stille, wenn man sie mit Siegelerde gemischt trinke, innere Blutungen; als Niesemittel heile sie die durch Kälte entstandenen Kopfschmerzen. Ihr Rauch bringe zum Schwitzen.

Der um 1300 als Arzt in Konstantinopel tätige Nikolaus Myrepsicus aus Alexandrien fasst Mumie anders auf. Er verwendet „das Blut eines verstorbenen Menschen, welches von den Italienern Mumia genannt wurde“ zur Herstellung einer Arznei gegen Dysenterie und Menstruationsstörungen. Mit Recht bemerkt sein Erklärer, der später nochmals zu erwähnende Leonhard Fuchs, es seien hier nicht das Mumienfleisch und die Mumienknochen gemeint, sondern das Blut oder die verwesende Flüssigkeit, die sich mit Aloe und Myrrhen vermischt in einer (Körper-)Höhlung sammle [23]). Dieselbe zersetzte Flüssigkeit, welche sich in den Gräbern

[21]) Guyon, a. a. O. S. 23 behauptet, ein Jude aus Alexandrien. Elmagar, habe zuerst um 1100 oder 1300 die Kreuzfahrer und ihre mohammedanischen Gegner bei Wunden und Krankheiten mit Mumie behandelt. Seinem Beispiel seien dann die Ärzte aller Nationen gefolgt. Diese sehr unbestimmten Angaben entsprechen nicht den Tatsachen.

[22]) Lib. de Gradibus in seinen Opera. Basel. 1536. S. 372. Vgl. für den Mann und seine Quellen M. Steinschneider in Virchow's Archiv für pathol. Anatomie 37 (1866) S. 351 ff.

[23]) Nikolaus Myrepsus Alexandrinus Medicamentorum Opus, aus dem Griechischen übersetzt von Leonhard Fuchs. Basel. 1549. S. 11; vgl. auch Salmasius, De homonymis hyles iatricae. Utrecht. 1689. S. 160 f. — Das angeblich 754, tatsächlich nach 1000 verfasste, dem Anastasius zugeschriebene Epitome Chronicorum Casinensium bei Muratori, Rerum Italicarum Scriptores II. Mailand. 1723. S. 349 erklärt Mumia für die aus Leichen fliessende übelriechende Flüssigkeit.

der Einbalsamierten bei den Heiden und Sarazenen in der Nähe des balsamreichen, ägyptischen, bei Memphis gelegenen Babylon finde, empfiehlt Matthäus Sylvaticus in seinen im Jahre 1330 dem Könige Robert von Sizilien geweihten Pandekten. Nach ihm ist sie äusserlich oder innerlich angewendet dienlich bei Kopfschmerzen, Lähmungen, Epilepsie, Schwindel, Schmerzen der Ohren und der Kehle, Husten, Blutspucken, Herzleiden, Blähungen, Schlucken, Brüchen, Quetschungen, Geschwüren, Vergiftungen, Skorpionstichen[24]). Eine Krankheitsliste, die sich mit der der Araber (vgl. S. 5) deckt.

Nicht lange nach Sylvaticus tritt im allgemeinen an Stelle dieser Flüssigkeit der Mumienkörper selbst. Guy de Chavillac, ein hervorragender Chirurg und Leibarzt des in Avignon lebenden Papstes Clemens, nennt in einem 1363 verfassten Werke[25]) als Heilmittel Mumie, das Fleisch der einbalsamierten Toten. In diesem Sinne wurde die Droge in Frankreich sogar hoffähig. Der bekannte Zoologe Pierre Belon, der selbst die Heilkraft der Mumie nicht bezweifelt, berichtet[26]), König Franz I. habe sich von seinen Dienern auf allen Reisen in einer Tasche Mumie, mit Rhabarber gemischt, nachtragen lassen, und sie auch selbst bei sich geführt.

Die Verwendung der menschlichen Körper fand jedoch auch ihre Gegner. Amatus Lusitanus[27]), ein geborener Portugiese, der um 1547 als Professor in Ferrara wirkte und dann als Jude in Saloniki starb, führt Mumie als Heilmittel an. Aber sie ist nach ihm der Pissasphaltos der Alten, der sich in den ärmeren ägyptischen Mumien finde und die Wirksamkeit von Pech und Asphalt besitze. Er leiste aller Zersetzung und Verwesung, besonders in Pestzeiten, Widerstand und helfe bei zahlreichen Krankheiten, deren Verzeichnis

[24]) Opus Pandectarum Medicinae. Leyden. 1534. Fol. 133.

[25]) La grande Chirurgie, publ. von Nicaise. Paris. 1890. S. 651.

[26]) Les Observations de plusieurs Singularitez trouvées en Grèce, Asie, Judée, Egypte. Antwerpen. 1555. S. 208. — Vgl. für den Mann Carus, Gesch. der Zoologie. S. 332.

[27]) In Dioscoridis de medica materia librum. Strassburg. 1554. S. 91 ff.

im wesentlichen dem des Sylvatius entspricht. In den nur selten zu beschaffenden besseren Mumien treffe man neben Pissasphalt, Balsam, Aloe, Myrrhe und Crocus an. Habgierige Apotheker hätten sich nicht mit der Einbalsamierungsmasse begnügt, sondern hätten ganze Leichen, Fleisch, Beine, Arme, Köpfe in ihre Apotheken gebracht. Dafür verdienten sie harte Strafe als Missetäter und Verächter des wahren Gottes. Auch nach Giovanni Battista da Monte (1498—1552), einem seinerzeit berühmten Professor in Padua, besitzt der aus den mit Aloe und Myrrhen einbalsamierten Leichen fliessende Saft innerlich oder äusserlich angewendet Heilwirkung, er ist aber nicht zu beschaffen. Denn die Araber hätten, um die Ausfuhr dieses Saftes zu verhindern, die fraglichen Leichen versteckt und ihren Diebstahl bei Todesstrafe verboten. Unwissende Ärzte benutzten statt seiner aus Ägypten eingeführte im Sande erstickte Leichen, die so ausgedörrt seien, dass sie nicht mehr zu verwesen vermöchten[28]). Verneinend verhielten sich vielfach auch die jüdischen Ärzte. Louis Guyon, ein kenntnisreicher, um 1630 gestorbener Mediziner, erzählt[29]), im Jahre 1567 habe ihm zu Metz ein jüdischer Arzt versichert, er verwerfe, ebenso wie seit einiger Zeit alle jüdischen Ärzte, den Gebrauch der einbalsamierten Körper, aber Christen und Mohammedaner verwendeten sie nach einem Fall und bei grösseren Quetschungen. Guyon fügt hinzu, die Mumie sei nutzlos, hinterlasse nur einen sehr schlechten Geschmack und Brechreiz und veranlasse häufig Fieber.

Weit entschiedener als diese Männer sprach sich der Reformator der Chirurgie Ambroise Paré[30]) 1575 und 1579 in kurzen Bemerkungen und 1582 in einem langen Discours gegen den Gebrauch der Mumie aus. Er wies darauf hin, dass die meisten der aus Ägypten kommenden Mumien ver-

---

[28]) Johannes Montanus, Medicina universa, herausgegeben von Martin Weindrichius. Frankfurt. 1587. S. 187, 369. Seinen Angaben folgen später Cerutus und Chioccus, Musaeum Calceolarianum. Verona. 1622. S. 696 f.

[29]) a. a. O. S. 23 f.

[30]) Oeuvres, herausgeg. von J. F. Malgaigne. III. Paris. 1841. S. 474 ff.; vgl. II. S. 202.

fälscht seien (vgl. unten S. 12), ebenso stelle man auch in Frankreich falsche Mumien her, indem man gestohlene Körper von Hingerichteten mit Asphalt behandle. Etwaige echte ägyptische Mumien seien nicht die vornehmer Leute, sondern die mit Asphalt zubereiteten Leichen der Armen, oder im Wüstensande ausgedörrte Körper. Unter diesen Umständen bekämen die Kranken die stinkenden Leichen des Abschaumes der ägyptischen Bevölkerung, Blattern- und Pestkranke, Diebe usf. zu essen. Er habe das Mittel anwenden sehen und dann sei übler Geruch aus dem Munde, heftiger Magenschmerz und starkes Erbrechen eingetreten. Mumie sei als Fischlockspeise brauchbar, als Arznei hoffe er, würden sie die Apotheker fortan nicht mehr verkaufen.

Diese Hoffnung war eine trügerische, vor allem, weil kurz zuvor ein Mann für die Mumie eingetreten war, der auf die Entwicklung der Arzneimittellehre überhaupt den allergrössten Einfluss gehabt hat, der von 1493 bis 1541 lebende Theophrastus Paracelsus. Um dessen, besonders auf deutschem Boden zutage tretende Rolle in Sachen der Mumie klar legen zu können, muss jedoch zunächst etwas weiter ausgeholt werden.

Die Ausfuhr der Mumien aus Ägypten war nicht immer leicht. Zeitweise verboten die mohammedanischen Ägypter dieselbe, da sie ihre Vorfahren nicht von den Christen verzehren lassen wollten. Sie behaupteten, sie würden im Grabe dem Engel des Gerichtes deswegen Rechenschaft geben müssen und dieser werde ihnen zur Strafe mit einem Schläger den Kopf zerschmettern.[31]) So begannen denn die Kaufleute im Niltale, um der grossen Nachfrage nach Mumien genügen zu können, solche zu fälschen. Der Arzt des Königs von Navara, Gui de la Fontaine, der im Jahre 1564 Alexandrien besuchte, hatte Gelegenheit, etwa 30—40 Mumien in dem Magazine eines dortigen Juden zu sehen. Der Besitzer erzählte ihm, es sei unmöglich, dass man wirklich in Ägypten die Tausende von einbalsamierten Körpern gefunden habe, die bereits ausgeführt worden seien, und so mache er denn

[31]) Guyon, a. a. O. S. 24.

die Mumien selbst. Zu diesem Zwecke nehme er beliebige Leichen, unbekümmert darum, ob sie alt oder jung, männlich oder weiblich, ob sie an Pest, Pocken oder Aussatz gestorben seien. Aus ihnen entferne er Gehirn und Eingeweide, mache dann grosse, tiefe Einschnitte in die Muskeln, fülle diese mit Asphalt und stopfe mit Asphalt getränkte Tücher hinein. Hierauf umwickle er erst jeden Körperteil für sich, dann die ganze Leiche mit derart getränkten Tüchern, lasse sie 2 bis 3 Monate lagern, und damit sei die Mumie fertig[32]).

Diese Angabe wird von anderer Seite bestätigt und werden alle aus Ägypten über Venedig oder Lyon nach Frankreich eingeführten Mumien oder auch alle in den Apotheken vorfindlichen Mumien für jüdische Fälschungen erklärt[33]). Gelegentlich heisst es, man habe die Leichen, die meist von Hingerichteten oder vom Schindanger herstammten, zum Schluss in der heissen Sonne trocknen lassen. Den Zwischenhandel hätten besonders die Kaufleute aus Venedig, Genua, Ragusa und Marseille in Händen gehabt. Zuletzt sei den Juden aber die Mumienherstellung schlecht bekommen. Ein christlicher Sklave habe dem Pascha von Damiette verraten, dass sein Herr dieses Gewerbe betreibe. Der Pascha habe daraufhin den Juden verhaften und Geld von ihm erpressen lassen. Diesem Beispiele seien die Statthalter in Alexandria, Rosette, Aleppo und anderen Orten gefolgt; aus Furcht, ähnlichen Verfolgungen zum Opfer zu fallen, hätten die Juden diesen Handel aufgegeben. Zum Glück für die der Mumien bedürftigen Ärzte entdeckte man um die gleiche Zeit bei dem Orte Babylon bei Memphis zahlreiche echte Mumien, in denen sich Götterbilder befanden. Aus diesem Umstande ersahen die Mohammedaner, dass es

---

[32]) Paré, a. a. O. S. 481 f.

[33]) N. Lemery, Dict. des Drogues simples. Amsterdam. 1716. S. 362 f.; Arnault de Nobbeville et Salerne, Médecins d'Orléans, Suite de la Matière médicale de Geoffroy. Règne animal. VI. Paris. 1757. S. 480 ff.; Le grand Vocabulaire François. XVIII. Paris. Panckoucke. 1771. S. 250 f.; Diderot, Encyclopédie XXII. Lausanne. 1779. S. 97; Hill in Johnson, Dict. of the English Language. III. London. 1818 unter Mummy.

Leichen von Götzendienern seien, und erlaubten ihre Ausfuhr. Die Menge der damit auf den Markt geworfenen Ware war so gross, dass sie zunächst ein schnelles Sinken des Preises veranlasste[34]).

Allein, bei den Herren Ägyptens lag gegen die Mumienausfuhr noch ein anderes Bedenken vor. Sie fürchteten, die Christen könnten die echten Mumien zur Zauberei benutzen und mit ihrer Hilfe Ägypten und seine Bewohner schädigen. Glaubten doch auch die Christen an eine geheimnisvolle Kraft der Mumie. Man behauptete, die Leute an ihrem Fundorte meinten, ihre Zahl nehme nicht ab, sondern werde durch ein Wunderwerk ersetzt.[35]) Nach andern erbeutete man in der Schlacht von Lepanto 1571 eine Mumie, welche von den Ungläubigen als Gott verehrt und um Verleihung des Sieges angerufen worden sei.[36]) Den Seeleuten galten sie als etwas Unheimliches, wie diese ja auch heutzutage noch sich scheuen, Leichen auf ihren Schiffen mitzuführen. Die Schiffe, welche Mumien trugen, sollten in grosse Gefahr, wenn nicht gar zum Untergange kommen.

Der Reisende Fürst Radziwill[37]) erklärt diese Tatsache damit, dass in den Mumien Götzen verborgen seien, sie seien daher geradeso wie ihre Seelen in des Teufels Gewalt und blieben es auch, wenn man sie an einen andern Ort brächte. Das habe er selbst erfahren, denn, als er mit vieler Mühe zwei zerstückelte Mumien, einen Mann und eine Frau, auf sein Schiff gebracht habe, da sei ein mitfahrender polnischer Priester, der nichts von den Mumien wusste, andauernd von zwei schwarzen Gespenstern, einem Mann und einem Weibe, verfolgt und belästigt worden. Ausserdem sei ein furcht-

---

[34]) Guyon, a. a. O. S. 25 f. — Guyon S. 22 erwähnt, in Paris habe 1566 eine vollständig erhaltene, echte Mumie 10 Taler (écus) gekostet.

[35]) H. J. Breuning, Orientalische Reisebeschreibung. Strassburg. 1612. S. 158 ff. (angeführt Hertzog, Mumiographia S. 42.)

[36]) J. Strüppe, Consens der führnehmsten alten und neuen Historien-Schreiber, auch Medicorum von der rechten wahrhafften Mumia. Frankfurt. 1574 (ausführliche Auszüge bei Hertzog, a. a. O. S. 27 f., 106 ff).

[37]) Hierosolymitanische Reyse, abgedruckt in Reyssbuch des H. Landes II. Frankfurt. 1609. S. 223 f.

barer Sturm ausgebrochen, und so habe er, sobald sich das Meer beruhigte und sich St. Germanus,[38]) das St. Elm-Feuer, zeigte, die Mumien in das Meer werfen lassen, obwohl er gehofft hätte, mit ihnen armen Kranken dienlich sein zu können.

Wie Radziwill, so wird es manchem andern ergangen sein. In Sturm und Unwetter sahen die Seeleute das Werk der mitgeführten dämonischen Leichen und verlangten deren Überbordwerfen, wenn sie nicht ihre Einschiffung hatten verhindern können. So war die Zahl der nach Europa gelangenden Mumien verhältnismässig klein, ihr Preis im allgemeinen ein hoher. Dazu kam, dass sich mehr und mehr die Kunde verbreitete, dass viele der ägyptischen Mumien frisch hergestellt seien, und dass man bei der Auswahl der hierzu verwendeten Leichen nicht gerade gewissenhaft verfuhr. Unter diesen Verhältnissen lag es nahe, dass man auf den Gedanken kam, die Mumien lieber selbst in Europa zu fertigen.

Einen sehr einfachen Vorschlag in dieser Richtung machte Andreas Mattioli (Matthiolus), der gelehrte Verfasser eines Kräuterbuches, das ursprünglich als Kommentar zu Dioscorides gedacht, nach und nach erweitert, über 60 Auflagen und Ausgaben in verschiedenen Sprachen erlebte.[39]) Er riet,[40]) die Leichen der in den Hospitälern Verstorbenen mit Aloe, Myrrhen und Crocus zu behandeln und dann nach einiger Zeit zu verwerten. Eine solche Mumie helfe gegen zahlreiche Leiden, innerlich gegen Kopfschmerz, Lähmungen, Schwindel, Ohr- und Leibschmerzen, äusserlich gegen Blutungen. Habe man keine Mumie zur Hand, so könne man statt ihrer zerstampfte Menschenschädel anwenden. Die Angaben des Matthiolus haben sich grossen Ansehens zu erfreuen gehabt,

[38]) Der Heilige Germanus erscheint hier in einer Bedeutung, die sonst dem H. Erasmus oder dem H. Petrus Gonzalez zugeschrieben wird. Zahlreiche Notizen über die antiken Götter und die mittelalterlichen Heiligen des St. Elm-Feuer enthält die Revue des Traditions populaires. Band X—XX. Vgl. auch Radermacher, Archiv für Religionswissenschaft VII. S. 448 f.

[39]) J. Sachs, Geschichte der Botanik. S. 31.

[40]) In Libros Dioscoridis de Medica Materia. Venedig. 1565. S. 117 f. = Basel. 1574. S. 113 f.

noch nach einem Jahrhundert wird auf sie zurückgegriffen und seine Hospitalmumie trotz allen Widerspruches immer wieder empfohlen.[41])

Widerspruch musste sich erheben, denn die Mumienzubereitung des Matthiolus barg nach einer im Mittelalter allgemein herrschenden Ansicht grosse Gefahren in sich. Nach einer volkstümlichen Anschauung, die bis in unsere Zeit hinein unvergessen ist, hört mit dem Tode der Leichnam nicht völlig auf, Träger der Lebenskraft und der Eigenschaften des Toten zu sein. Mit seinem in ihm zurückgebliebenen Lebensrest kann man, wenn man dazu die richtigen Wege einschlägt, andern Wesen nützen oder schaden. Dieser Rest ist selbstverständlich am grössten in Leichen von jungen, kräftigen, schnell gestorbenen Menschen, während bei Leuten, die der Schwindsucht oder Altersschwäche erlegen sind, nur wenig mehr vorhanden ist.[42]) Wenn derart die Eigenschaften des Menschen sich in dem Leichnam befinden, so liegt der Schluss nahe, dass auch die Krankheiten in ihm verbleiben. Stellte man also aus einem im Krankenhaus Verstorbenen eine Mumie her, so konnte es leicht geschehen, dass man in ihr die Krankheit, die den Menschen dahingerafft hatte, mit einschloss. Man konnte beispielsweise, wie mehrfach von Gegnern des Matthiolus betont wird, in einem an der Pest Verstorbenen auf diesem Wege die Pest gewissermassen konzentrieren und diese mit der Mumie dem Kranken eingeben. Ein derartiges Bedenken ward, wie wir sahen, von Paré den gefälschten ägyptischen Mumien gegenüber empfunden. In der Folgezeit wird es wiederholt insbesondere gegen die Hospitalmumien, gelegentlich aber auch gegen die echt ägyptischen Mumien, deren Todesart naturgemäss unbekannt war, in das Feld geführt.

Paracelsus verstand es, eine solche Gefahr zu umgehen, und diese Tatsache erklärt es, warum seine Zubereitungsart der

---

[41]) L. Moscardo, Note over Memorie del Museo Moscardo. Verona. 1672. S. 249. — G. Donzelli, a. a. O. rät, die präparierte Hospitalleiche zu begraben und nach 2—3 Jahren wieder auszugraben.

[42]) Vgl. u. a. Adolf Wuttke, Deutscher Volksaberglaube. 2. Aufl. S. 125.

Mumie weit grössern Einfluss gewann, wie die des Matthiolus. Nach Paracelsus[43]) gibt es viererlei Mumien, die der Erde, der Luft, des Wassers und des Feuers. Mumia der Erde ist z. B., was auf der Erde zur Mumia wird, wie der Leib des Menschen, der auf der Erde an Krankheiten oder eines natürlichen Todes stirbt, der wird zur Schelmen-Mumia, die zu nichts nütze ist. Daher sind auch die balsamierten Menschenkörper[44]) nicht die richtige Mumie. Diese richtige Mumie bildet der Leib eines ohne Krankheit eines unnatürlichen Todes gestorbenen Menschen, denn durch Krankheit weicht das Blut und fängt der Leib bereits bei Lebzeiten an zu verfaulen. Am besten aber ist die Mumia der Luft. „Das ist der Leib, der an dem Lufft oder im Lufft zu einem Mumia ist worden: Der Mensch der erhenckt, gespisst oder geradbrecht ist worden: Denn er stirbt am Lufft, unnd im Lufft ist sein Grab und Verwesung. Und diss seind die Constellirten Mumia, darinn das Ober Gestirn gewaltigklich Imprimiert und Influirt. Und so bald es Sonn und Mon uberscheinet, ist er in seiner hoechsten Exaltation, und in Krefften und Tugenden gar wunderbarlich.“ Besonders für Ärzte kommt solche Mumie, die Paracelsus auch Mumia Patibuli, Galgenmumie,[45]) nennt, in Betracht. Mit ihr können auch einzelne Menschen Zauber treiben, vor allem die Henker, die sich den Leib des Menschen im letzten Augenblicke des Lebens unterwürfig gemacht haben.

Daneben nennt Paracelsus noch eine andere Mumia, in die jeder Mensch seinen Körper umwandeln kann, ohne dass man es dem Leibe ansieht. Es ist dies eine Art Astralleib, wie man jetzt etwa sagen würde, den man aussenden, mit dem man Liebe erwecken, auf den man Krankheiten übertragen und sich selbst dadurch heilen, mit dem man magnetische Kuren vollbringen kann, usf. Die diesbezüglichen Aus-

[43]) Tractatus III Philosophiae „Von dem Fleisch und Mumia“ in Paracelsus, Schriften, herausgegeben von Brisgoius IX. Basel. 1591. S. 399 ff.

[44]) Diese versteht Paracelsus wohl unter der Mumia transmarina die er einzelnen Heilmitteln beimischt (z. B. Werke III S. 84).

[45]) Sie hilft gegen Gicht (Werke IV S. 39).

führungen sind wenig klar, sie haben aber den Ruhm dieser „magnetischen Mumie“ begründet. Andreas Libavius, der in seinem vielbewegten Leben nacheinander Professor der Geschichte in Jena, Physikus in Rothenburg an der Tauber und Gymnasialdirektor in Koburg war, hat freilich versucht, gegen die betreffenden Vorstellungen Einspruch zu erheben,[46]) aber ohne Glück. Der Leibarzt des Grafen von Schwarzburg, Andreas Tentzelius,[47]) der berühmte Paracelsist van Helmont[48]) und zahlreiche andere[49]) traten in mehr oder weniger klarer Weise und unter allerhand Umänderungen des Systemes für sie ein. Andere sahen eine Erscheinungsform dieser Mumie in den Ausscheidungen des Körpers. So in dem Samen, aus dem man ein Liebe erweckendes Mittel bereiten könne,[50]) oder auch im ausfliessenden Blut, Schweiss, Harn, Speichel, Milch, den Haaren, Nägeln, sogar im Badewasser und schmutzigem Waschwasser, in das etwas von dem geistigen Inhalt (spiritus) des Menschen übergegangen sei.[51])

Ein Vorstellungskreis, der mit dem eben besprochenen unmittelbar zusammenhing, war der, man könne leicht eine Krankheit in einen Gegenstand, zu dem sie in geheimer Sympathie stand, überführen. Hieraus entwickelte sich bei den Paracelsisten der Gedanke an eine weitere Mumie, die man auch als das sympathische Ei bezeichnete. Um ein solches herzustellen, füllte man ein ausgeblasenes Hühnerei mit dem warmen Blute eines gesunden Menschen, verklebte es sorgfältig und legte es, ehe das Blut durch Erkalten seine

[46]) Examen philosophiae novae. Frankfurt. 1615. S. 129.

[47]) Medicina diastatica. Jena. 1629.

[48]) z. B. Opera. Leiden. 1667. S. 292, 456, 468 f., 480.

[49]) Sgobes, Theatrum Pharmac., Lib. 2 (angef. Lanzonus, Opera III S. 28); Joannes Michael von Kozamerus, Dissertatio de peste. Breslau. 1715 (vgl. Acta Erudit. Lipsiensium. 1715. S. 170); Joh. Nic. Martius, Magia naturalis. Frankfurt. 1751. (angef. Schelenz, Gesch. der Pharmazie S. 213).

[50]) J. J. Becher, Parnassus medicinalis illustratus Oder Ein neues Thier-Kräuter- und Berg-Buch. Ulm. 1663. S. 15

[51]) Sebastian Wirdig (Professor der Medizin in Rostock), Medicina spirituum curiosa. Hamburg. 1688. S. 216 (angef. Hertzog, a. a. O. S. 104 f.)

Lebenskraft verlor, mit andern Eiern einer Henne zum Bebrüten unter. Nach einigen Wochen brachte man es in einen warmen Backofen und liess es solange darin, als nötig war, um ein Brot fertig zu backen. Da nun jeder Krankheitsdämon, der im Blute sich befand, zu diesem Ei, das mit verdicktem menschlichen Blute angefüllt war, eine natürliche Zuneigung empfand, so empfahl es sich, das warme Ei auf eine erkrankte Körperstelle zu legen. Dann schlüpfte die Krankheit in das Ei, welches man der Sicherheit halber in die Erde vergraben konnte, um von der Krankheit befreit zu sein.[52])

Noch mehr Erfolg als die magnetische Mumie hatte die Luft-Mumie des Paracelsus. Hier wurden seine Vorschläge von dem Leibarzt am Berneburger Hofe Oswald Croll[53]) (1560—1609), den sogar der Kaiser Rudolf II. zu Rate zog, im einzelnen genauer ausgeführt und weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Sein Werk versah der Fürstlich Hessische Leibarzt Professor Johann Hartmann (1568—1631) mit Anmerkungen, der Mann, der als erster an einer deutschen Universität einen Lehrstuhl der Chemie bekleidet hat und besonders als Bekämpfer der Alchemie sich einen Namen machte. Um Mumien-Tinktur herzustellen, rät Croll: „Man soll den todten Cörper eines rothen, gantzen, frischen und unmangelhafften vier und zwantzig Jährigen Menschen, so entweder am Galgen erstickt, oder mit dem Rad justificirt, oder durch die Spiess gejagt worden, bey hellem Wetter, es sey bey Tag oder Nacht, darzu erwehlen. Dessen Mumiam (nach Hartmann: das Muskelfleisch) von den beyden grossen Lichtern (Sonne und Mond) einmal bescheinet und constelliert oder bestirnt, in Stücke zerschneiden, mit pulverisirter Mumia und ein wenig Aloe — dann sonstens ist es zu bitter — bestrewen, nachmals etliche Tage in einem gebrannten Wein einweichen, auffhencken (nach Hartmann 6—7 Tage lang an der Sonne), wiederumb ein wenig einbeitzen, endlich die Stück in der Lufft auffgehenckt lassen trocken werden, biss es die

---

[52]) H. Peters, Aus pharmazeutischer Vorzeit in Bild und Wort. I. 2. Aufl. Berlin. 1891. S. 228 f.

[53]) Basilica chymica cum notis Hartmanni. Frankfurt. 1647. S. 348 ff.

Gestalt eines geräucherten Fleischs bekompt und allen Gestank verliehrt, und zeugt letztlichen die gantz rothe Tinctur durch einen gebranten Wein, oder Wachholder Geist nach Art der Kunst herauss“, usf.

Diese Tinktur kann man dann mit anderen Mitteln vermischen und gewinnt auf diese Weise ein Theriak[54]), welches vor Ansteckung durch die Pest schützt, den bereits Angesteckten heilt, Beulen, gefährliches Seitenstechen und alle Gifte vertreibt. Zu den roten Menschen bemerkt Hartmann, der einige leicht abweichende Arten der Mumienherstellung hinzufügt, bei solchen sei ein subtileres, reineres, wie auch viel kostbareres Blut zu finden, denn die Rotköpfe seien alle mercurialischer Komplexion und daher entweder sehr gut oder sehr böse.

Ähnlich sind die Vorschläge, welche der Leibarzt des Kurfürsten von Mainz und dann des Kurfürsten von Bayern, Johann Joachim Becher, zu machen weiss[55]). Dieser Gelehrte, der sich um die Einführung des Kartoffelbaues grosse Verdienste erworben hat (geb. zu Speyer 1635, gest. zu London 1682) beginnt seine Behandlung des Arzneimittels „Menschenfleisch: Mumia“ mit den schönen Versen:

„Die Mumie resolvirt geronnenes Geblüt
Vor Miltzes stechen und vor Husten es behüt
Blähung und Wind des Leibs, verhaltene Weiberzeit
Zwey Quintlein öffnen dir, zum Pulver seynd bereit.“

Dann führt er aus, es gebe fünf Arten Mumie:

1. Die arabische, welche aus den mit Myrrhe, Aloe und köstlichem Balsam behandelten Körpern träufelt und von den Arabern aufgefangen wird. Dieselbe wird in der Weise verfälscht, dass man aus halbverfaulten, unbalsamierten Körpern den übelriechenden, eitrigen Saft auspresst, diesen mit Gummi und Pech vermischt und so verkauft.

---

[54]) Der Name stammt von einem Gegengift, welches ein Leibarzt des Kaisers Nero, Andromachus, hergestellt und in einem bei Galen, De antidotis I. 6 (Opera ed. Kühn XIV S. 32 ff.) erhaltenen Gedichte beschrieben hat.

[55]) a. a. O. S. 8 ff.

2. Die ägyptische, die geringeren, mit Asphalt einbalsamierten Körper.

3. Diese Art wird verfälscht, indem man Pech mit Asphalt vermischt, für Mumie ausgibt.

4. Die in der Wüste bei Alexandrien ausgedörrten Körper (vgl. unten S. 24).

5. Eine frische Mumie, deren Herstellung er eingehend schildert. Man nimmt dazu einen jungen, gesunden, womöglich rothaarigen erhenkten Menschen, setzt ihn einen Tag den Sonnen- und eine Nacht den Mondstrahlen aus, schneidet die Fleischteile ab, säubert sie von Schweiss und Unrat, macht lange Schnitte hinein, bestreut sie mit gepulverten Myrrhen und Aloe, behandelt sie dann mit Weingeist und ähnlichem und dörrt sie zuletzt. Diese Mumie ist dann „gantz ohne Gestanck, lieblich und läuffet an feuchten Orten nicht an, ist unter den Mumien die beste“.

Die Mumie wird nach Becher verschiedenen Mitteln beigemischt und ausserdem werden auf verschiedenen von ihm genau geschilderten Wegen sieben besondere Arzeneien aus ihr hergestellt: Die Tinktur, die gegen Gift, Fäulnis, Lungensucht, Atemnot, Herzleiden hilft. Das Elixir zum gleichen Zweck. Das Arcanum, zu dem man grünes, d. h. frisches Menschenfleisch benutzt, und das bei Wunden, Gift und Pest innerlich und äusserlich angewendet wird. Das Mumienöl gegen giftige Bisse, unheilbare Wunden und Pestbeulen. Das kräftigere erhöhte Mumienöl bewahrt den Körper vor aller Fäulnis. Endlich die aus Menschenfleisch gebrannte Aqua divina, das göttliche Wasser, welches man zu Sympathiekuren benutzt. Um dieses Wasser herzustellen, zerstösst man einen ganzen gehenkten Menschen in einem Mörser zu Brei, giesst darüber Spiritus, tut Salz dazu und gewinnt auf diese Weise eine Flüssigkeit. Von dieser nimmt man eine kleine Quantität und giesst 3 oder 9 Tropfen Blut, die man dem Kranken durch Aderlass entnommen hat, hinein. Mischt sich das Blut mit der Flüssigkeit, so wird der Kranke gesund; tut es dies nicht, so ist wenig mehr zu hoffen.

Die Ausführungen Bechers verdanken der deutschen Sprache, in der sie abgefasst sind, und der Aufnahme in

eines der damals vor allem beliebten Kräuterbücher ihre Verbreitung. Originell sind sie jedoch nicht. Sie beruhen zum grossen Teil fast wörtlich auf der Arzneimittellehre des Frankfurter Arztes Johann Schröder (1600—1664), dessen Werk zuerst 1641 erschien, den Beifall hoch hervorragender Mediziner, wie von Boerhave und Friedrich Hoffmann gewann und bis zum Jahre 1748 in zahlreichen Ausgaben und Bearbeitungen erschien, um erst dann in Vergessenheit zu geraten[56]). In einem zweiten seiner Zeit viel benutzten Werk[57]) spricht sich Schröder etwas abweichend aus. Nach diesem besitzt man die wahre Mumie nicht mehr, und verkaufen die Apotheker statt ihrer einfach getrocknetes Menschenfleisch. Es sei aber doch ratsam, dasselbe nach den von ihm angegebenen Rezepten erst zu präparieren, um trockene, flüssige und frische Mumie herzustellen. Erstere helfe gegen Schwindsucht und Asthma, die zweite bei Epilepsie und zur Blutreinigung, die dritte gegen Geschwüre und Zersetzung.

Im wesentlichen decken sich die Vorschriften, welche Daniel Becker[58]) für die Mumienherstellung gibt, mit denen von Croll und Becher, im einzelnen sind sie aber äusserst ausgeklügelt und mit allerhand breit ausgesponnenen philosophischen Ausführungen verbrämt. Die Lebenskraft des Hingerichteten sei durch das ihm bevorstehende Leid zur höchsten Blüte gelangt und kämpfe daher noch nach dem Tode gegen alle Verwesung. Seine Mumie sei eigentlich gar kein Mensch mehr, sondern ein Lebensgeist, ein natürlicher Balsam usf. Noch zahlreicher anderer Schriften könnten wir gedenken, welche ähnliche Rezepte verzeichnen, doch genügt die Anführung der bisher Genannten. Regelmässig wird die Verwendung eines frisch getöteten, jugendkräftigen Menschen empfohlen[59]), meist soll er rothaarig sein „weilen

[56]) Vgl. Sprengel, Gesch. der Medizin IV S. 364 f. Mir liegt die Pharmacopoeia medico-chymica. Ulm. 1649. S. 294 ff. und die Pharmacopoeia Schroedero-Hoffmanniana. Genf. 1687. S. 609 vor.

[57]) Quercetanus Redivivus, Ars medica dogmatico-hermetica. Frankfurt. 1648. S. 821 ff.

[58]) Medicus Microcosmus. London. 1660. S. 293 f.

[59]) Der Nachdruck liegt hier stets auf der frischen Lebenskraft, die die Mumie enthalten soll, in vollem Gegensatz zu der uns geläufigen

in demselben das Geblüth dünner und das Fleisch daher auch vortrefflicher ist"[60]). Zuweilen gilt es als vorteilhaft, die Herstellung zu bestimmter Zeit, wenn die Sonne in das Sternbild der Jungfrau eintritt, vorzunehmen, und heisst es, die so zubereitete Mumie sollten alle Fürsten und Könige benutzen, um ein langes und glückliches Leben zu führen[61]). Je schwieriger die Herstellung war, um so wirksamer wurde das Mittel. Vor allem haben es Poppius und seine Erklärer und Fortsetzer, der Professor Johann Agricola zu Ingolstadt und der vielgenannte Jungken[62]) verbessert, nach denen es in allen Krankheiten hilft, besonders aber bei Schwindsucht, Ruhr, Gicht und als Liebestrank.

Die Unterscheidung verschiedener Arten von Mumie, die uns eben bei Becher begegnete, findet sich, um dies gleich hier zu erwähnen, bei zahlreichen Ärzten. Sie wurde durch die Übertragung der Bezeichnung auf ganz verschieden hergestellte Arzeneien notwendig. Meist nahm man, wie Becher, fünf Arten Mumie an, setzte nur gelegentlich als zweite nicht die ärmeren Leichen selbst ein, sondern einen aus ihnen fliessenden Saft[63]). In anderen Fällen fügte man eine sechste Gattung hinzu, die dann durch die natürliche Mumie, also durch den Asphalt selbst gebildet wurde[64]).

Verwendung des Wortes als Bezeichnung für einen durch lange Krankheit (so bereits Miracula S. Gregorii Verucul. von 1642 in Acta Sanctorum. Mai I S. 539) oder Alter (so schon Wieland, Sämtliche Werke. Leipzig. 1794. XI. S. 312) ausgezehrten Menschen; oder für das hohle Bild von etwas längst Vergangenem (so z. B. Schiller, Spaziergang Z. 163—4; Resignation, Str. 12). Wie das Wort Mumie im Italienischen zu der Bedeutung eines Dummkopfes, eines Tölpels kam, vermag ich nicht zu erklären.

[60]) Vgl. die anregende Schrift von William Marshall, Neueröffnetes wundersames Arzenei-Kästlein. Leipzig. 1894. S. 84.

[61]) Faber, Myrothec. Spagyr. Lib. I. cap. 11 (abgedruckt bei Becker, a. a. O. S. 298 f.).

[62]) Joh. Agricola, Deutlich- und wohlbegründete Anmerkungen über die Chymische Artzneyen Johannis Poppii, mit nützlichen Anmerkungen Joh. Helfrici Jungkens III. Nürnberg. 1686. S. 258 ff.; Anhang S. 267 ff.

[63]) Terzagus, Museo o Galeria del Sig. Manfredo Settala. Tortona. 1666. S. 178 ff.

[64]) Lanzonus, Opera III. S. 24 ff.

Im allgemeinen empfahl man, wie bemerkt, die Leiche eines rothaarigen Menschen in erster Reihe. Gelegentlich wählte man aber in Frankreich auch die Leiche eines beliebigen Gehenkten, zog Hirn und Eingeweide heraus und trocknete den Rest in einem Ofen. Hierauf tauchte man ihn in geschmolzenes Pech und verschiedene andere Drogen und verkaufte das Ganze als ägyptische Mumie[65]). Dann wurde Hexenmumie bei Bereitung einer Zauberbrühe verwendet[66]). Man nahm hier offenbar an, in der Mumie sei ein Teil der geheimnisvollen Kraft der Hexe zurückgeblieben, den man zu neuem Zauber verwerten könne. Es war das die gleiche Anschauung, die eine Verbrennung der Hexen als besonders empfehlenswert erscheinen liess, damit kein Rest derselben übrig bleibe, den ein Zauberer seinem verderblichen Tun dienstbar machen könne. Andere behaupteten, die echtägyptische Mumie sei am wirkungsvollsten, wenn sie von einer Jungfrau herrühre[67]). Diesen Gedanken übertrug man auf die frisch hergestellte Mumie und so lässt Shakespeare[68]) Othello ausführen, sein magisches Taschentuch sei mit Mumie gefärbt, welche die Weisen aus den Herzen von Jungfrauen zubereitet hätten.

In wieder andern Fällen kann jeder menschliche Leichnam ohne weiteres als Mumie dienen, eine Ansicht, welche sich mehrfach bei den Dichtern der englischen Blütezeit findet und zweifelsohne die damalige Volksüberzeugung wiedergibt. Da heisst es bei Shirley,[69]) wenn ich nicht Liebe erwecke, dann mache Mumie aus meinem Fleisch und verkaufe mich den Apothekern. Ein anderer Dichter[70]) sagt, ich möchte ihr Fleisch in Stücke reissen, und meinen Verlust mit ihrem

---

[65]) Diderot, a. a. O. S. 97.

[66]) Shakespeare, Macbeth IV. 1.

[67]) Donzelli a. a. O., Roquefort (angef. von Pettigrew, a. a. O. S. 12). — Die Angabe von Perrot, Essai sur les Momies. Nimes. 1845. S. 145, man habe Männermumie bevorzugt, weil diese als Familienoberhäupter besser einbalsamiert und balsamreicher gewesen seien, ermangelt jeden Beweises.

[68]) Mohr von Venedig. III. 4.

[69]) The Bird in a Cage (1633) in Shirley, Works ed. Dyce II S. 382.

[70]) The honest Lawyer (1616), angef. Pettigrew, a. a. O. S. 9.

zu Mumie verwandelten Aas decken. Falstaff meint, wenn ich ertränke und im Wasser aufschwölle, würde ich ein Berg von Mumie sein.[71]) Bei den um 1600 wirkenden Beaumont und Fletcher liest man,[72]) ich habe weder Rippen noch Rückgrat oder Knochen. Nach meinem Tode wird man finden, dass ich nur Mumie bin, die dazu dienen kann, Apothekertöpfe und Medizingläser zu füllen, aber ich werde keinen Knochen haben, den man einem Hunde zuwerfen könnte. An anderer Stelle[73]) wird einer Reihe von Leuten erklärt, man werde sie sich untereinander wie hitzige Kettenhunde zerreissen lassen; solche Schurken wie sie sollten Mumie werden. Gelegentlich freilich reden Dichter der gleichen Zeit auch von einer Behandlung der Leichen vor dem Mumiewerden. So wird bei Randolph[74]) bemerkt, ich werde im Grabe ruhen, mit Myrrhen und Kassia und reicheren Salben einbalsamiert als die ägyptischen Könige, und dies alles, damit mein wertvolles Grab das Land mit Mumie versehe. Allein, auch in diesen Fällen ist die Einbalsamierung nur Beigabe, das Wesentliche ist und bleibt die Leiche, die bereits für sich allein Mumie bilden konnte.[75])

In dieser Gleichstellung der Mumie mit der Leiche hatten die Europäer ein Vorbild an einer Art Mumie, welche aus dem Orient eingeführt ward, an den sogenannten „weissen Mumien". Vielfach weisen die Schriftsteller, welche der Mumie gedenken, darauf hin, dass laut den Berichten der Schriftsteller des Altertums bisweilen Reisende in der Wüste von Sandstürmen verschüttet würden. Derartige Leichen, die im trocknen Sande der nordafrikanischen Wüste oder Arabiens gelegen hatten und von der Sonnenglut ausgedörrt

---

[71]) Shakespeare, Lustige Weiber von Windsor. III. 5.

[72]) The nice valour in Beaumont, Works ed. Dyce. X. S. 324.

[73]) The Sea Voyage in Beaumont, Works ed. Dyce. VIII. S. 331.

[74]) The Muse's Looking-Glass (Randolph starb 1634) in J. Reed, Select Collection of old Plays. IX. London. 1825. S. 183.

[75]) Noch Falconer, The Demagogue (1765), denkt nur an einen Leichnam, wenn er von der weichen Mumie eines Vornehmen redet. Andere Dichter freilich, wie J. Hale (Poems. 1646. S. 50) und Pope (Dunciad I. 1728. V. 151—2) setzen die Behandlung mit Spezereien als für die Mumifizierung notwendig voraus.

worden waren, bezog man aus Ägypten. Und mit ihnen andere, die das Meer ausgeworfen hatte und die dann am Strande vertrocknet waren. Sogar die Leichen von Leuten, welche auf der Seefahrt im roten Meere starben, soll man getrocknet und so nach Europa gebracht haben.[76]) Hier spielen die Stoffe, von denen man einst ausgegangen war, keine Rolle mehr, nur von menschlichen Leichenteilen ist noch die Rede. Höchstens wird gelegentlich darauf hingewiesen, die Kraft dieser hornartigen, sehr leichten Leichen sei dadurch erhöht oder bewirkt worden, dass die Sonne lange Zeit auf sie geschienen und ihnen dadurch einen Teil ihrer eigenen Kraft übertragen habe. Umgekehrt erklärten andere, diese weissen Mumien seien ganz oder doch grossenteils wertlos, da sie keine Einbalsamierungsstoffe enthielten[77]) oder da ihnen die Sonnenglut alles Öl und flüchtige Salz entzogen habe.[78]) In dem feuchten Klima Europas gingen derartige Leichen naturgemäss bald in Verwesung über, und so wird denn mehrfach der entsetzliche Geruch der Mumienmedizin betont, während andere demgegenüber nur von ihrem Asphaltgeruch zu reden wissen. Unser moderner Sprachgebrauch bezeichnet im allgemeinen diese Leichen nicht mehr als Mumie, doch ist der einstige Sinn nicht völlig verloren gegangen. Noch Annette von Droste-Hülshoff[79]) spricht von versandeten Mumien und nennt einen in der Wüste zurückgebliebenen Leichnam eine verdorrte Mumie.

Die Verwendung der weissen Mumie zu Heilzwecken war vor allem in den Zeiten verbreitet, in denen man im Abendlande überhaupt glaubte, dem menschlichen Körper und besonders dem menschlichen Leichnam zahlreiche Arzeneien entnehmen zu können. Gelegentlich galt eine einzige Leiche als eine ganze Apotheke, die gegen alle möglichen Krankheiten die Mittel an die Hand geben konnte. Ein Hauptvertreter dieser medizinischen Schule war der Kurfürstlich

---

[76]) Cardanus, De Subtilitate. Basel. 1560. S. 1143.

[77]) Valentinus, Historia simplicium. S. 287 f.

[78]) P. Belon, a. a. O.; Lemery, a. a. O.; Arnault de Nobbeville, a. a. O.

[79]) Gedichte: „Die Mergelgrube“, und „Bajazet“.

Brandenburgische Hof-Medikus und Professor in Königsberg Daniel Becker,[80]) der in der Vorrede seines Buches ausführlich darlegt, dass der ärztliche Gebrauch menschlicher Körperteile nach göttlichem und menschlichem Recht und Sitte erlaubt und empfehlenswert sei. Ähnliche Auseinandersetzungen wie er geben neben manchen anderen der bereits erwähnte Johann Joachim Becher und Johann Paul Wurffbain[81]) aus Nürnberg, dessen Arbeit sich durch Übersichtlichkeit auszeichnet.

Diesen Schriftstellern gilt der Mensch als ein Abbild der Welt, als ein Microcosmus, ein irdischer Gott, dessen Teile dementsprechend jeweils bestimmte Kräfte, vor allem zur Heilung haben. Das ist erfahrungsgemäss nicht nur bei den Lebenden der Fall, sondern auch bei den Toten. Man könnte zwar dagegen einwenden, letztere hätten keine Seele mehr, aber das sei doch kein Grund. Auch Pflanzen und Tiere, denen die Seele fehle, hätten Heilkraft, wie viel mehr komme dieselbe dem Leichnam des Menschen, vor allem des gewaltsam gestorbenen zu. Die Liste der heilbringenden Körperteile ist eine lange. Von Herz, Hirn, Haar, Nägel, Knochen, Fett, Haut, Galle an geht es durch den ganzen Leib hindurch bis zu den sonderbarerweise zu den Körperteilen gerechneten Läusen und der Usnea, dem Moose, welches auf den Schädeln der Hingerichteten wuchs, die man lange den Elementen preisgegeben am Galgen hatte hängen lassen. Daran schliessen sich die Ausscheidungen des Körpers, Blut, Speichel, Milch, Ohrenschmalz, Schweiss, Samen, Urin, Kot usf. Es ist dabei interessant zu beobachten, wie im Laufe der Zeit die letzteren Heilmittel dem Gebrauch der Mumie Abbruch taten. In der bekannten „Heilsamen Dreck-Apotheke,

---

[80]) Medicus Microcosmus (oft erwähnt als Traktat vom Menschen) in mehreren Ausgaben erschienen, das Vorwort datiert von 1633; ich benutze eine Ausgabe London 1660, die S. 263—303 die Mumie behandelt und zahlreiche Rezepte behufs ihrer Verwendung als echte und als frisch hergestellte Mumie gegen eine lange Reihe von Krankheiten verzeichnet.

[81]) Dissertatio de medicamentis ex homine qua vivo qua mortuo desumtis Ductu Schroederiano tractatis (Präses: Jacob Pancratius Bruno). Altdorff. 1677.

wie nemlich mit Kot und Urin fast alle Krankheiten glücklich curiret werden“ von K. F. Paullini[82]) wird zwar einzelnen der wenig appetitlichen Arzeneien Mumie beigemengt, im grossen und ganzen spielt sie aber bei diesem Arzte keine Rolle.

Wenn auch ein grosser Teil der Ärzte ihre frische Mumie anpriesen,[83]) so hielten doch andere und mit ihnen viele Patienten an der ägyptischen fest. Die echte Mumie erscheint daher häufig neben allerhand neueren Präparaten aus menschlichen Überresten in den Apothekertaxen.[84]) In der mittelalterlichen Musterapotheke des germanischen Museums zu Nürnberg befindet sich der durch die Asphaltbehandlung tiefschwarz gewordene halbe Brustkasten einer ägyptischen Mumie. Von zahlreichen Schriftstellern wird über die Fälschungen geklagt, die sich in den Apotheken unter den Drogen befanden „so wird oft Schelmenfleisch statt Mumia verkauft“.[85]) Man verzeichnet daher die Kennzeichen der echten Mumie, um die Apotheker beim Einkauf der Droge gegen Betrug möglichst zu schützen.

Schon Otho von Cremona[86]) hob hervor, gute Mumia müsse schwarz verkauft werden. Dann heisst es, die ägyptische Mumie, die lieber äusserlich als innerlich und besonders von Tierärzten gebraucht werde, müsse hart, zerreiblich, braunschwarz, von bitterem Geschmack und von starkem Geruche sein.[87]) Ausführlicher ist ein dritter Schriftsteller:

---

[82]) Frankfurt. 1714. Neudruck in Scheible, Schatzgräber. III. Stuttgart. 1847. z. B. S. 106, 274.

[83]) Der Erzbischöflich Magdeburgische Hofarzt Friedrich Hoffmann, Clavis Pharmaceutica Schroederiana (Halle. 1675. S. 673) zieht beispielsweise die künstliche Mumie oder auch sonstiges Menschenfleisch der schwer zu beschaffenden ägyptischen vor.

[84]) z. B. Harmonia et Disharmonia taxarum. Hannover und Wolffenbüttel. 1700. S. 37, 98; Apotheker-Taxe zu der Wirtenbergischen Pharmacopoea. Hamburg. 1766. S. 69.

[85]) Conr. Kuhnradt, Medulla medica et destillatoria. 1614 (angef. Schelenz, Gesch. der Pharmazie S. 538).

[86]) De electione meliorum simplicium, abgedruckt in De conservanda bona valetudine (Salernitaner Codex). Frankfurt. 1545. S. 146.

[87]) Stephanus Blancardus (1650—1702), Lexicon medicum, herausgegeben von J. F. Isenflamm. I. Leipzig. 1787 unter Mumie.

„Im Einkauffen der Mumia muss man Achtung haben, dass man des Pulvers nicht viel mit nimmet, auch wann man grosse Stücken kaufft, dass es nicht allein gar dürre Bein sind, sondern dass die Bein auch fein fett, und noch Fleisch auf sich haben, auch darbey inwendig voll Marck seynd, denn an den ledigen Beinen ist keine Krafft, so ist das Pulver ebenmässig nicht allerdings rein, sondern mit Sand vermenget, desswegen muss solches gereinigt und gesäubert werden, damit keine dürre Bein oder ander Ding, so darunter nicht gehören, dabey seyn möge.“[88])

Lemery[89]) und die Ärzte zu Orleans Arnault de Nobbeville und Salerne[90]) raten, die Mumie zu wählen, welche rein, schön, schwarz, glänzend, von ziemlich starkem und nicht unangenehmem Geruche sei. Sie wirke abführend, Wunden heilend und zerteilend, helfe bei Quetschungen und verhindere ein Gerinnen des Blutes. Letztere empfehlen das Mittel, das in der Pharmocopöe von Paris aufgeführt werde, also in Frankreich noch Mitte des 18. Jahrhunderts offiziell anerkannt wurde, ausserdem innerlich um den Kopf zu reinigen, Geschwülste am Körper zu vertreiben und bei Frauenleiden. Noch am Anfange des 19. Jahrhunderts spricht Hill[91]) von der Mumie als von einem selbstverständlichen Bestandteile des Arzneimittelschatzes, der aber nur selten in den Apotheken echt zu finden sei. Es gäbe ihn in zwei Arten. Die eine sehr billige bestände aus dem getrockneten Fleische der mit Myrrhen und Spezereien einbalsamierten Körper. Sie werde in grossen Stücken von zerreiblichem Gewebe eingeführt, sei leicht, schwammig, dunkelbraun, oft mit schwarzer und klebriger Oberfläche, von starkem, unangenehmem Geruche. Die zweite äusserst teure Art sei der Saft, der kurz nach der Einbalsamierung aus den Körpern fliesse oder auch später zum Vorschein käme, wenn man diese grosser Hitze oder

---

[88]) Georg Nicolaus Schurtz, Neueingerichtete Material-Kammer. Nürnberg. 1673. S. 58 f. — Ich verdanke den Hinweis auf dieses interessante Werk meinem Kollegen Prof. Aloys Schulte.

[89]) a. a. O. S. 362 f.

[90]) a. a. O.

[91]) In Johnson, Dictionary a. a. O.

Feuchtigkeit aussetze. Solange dieser flüssig sei, sei er dick, undurchsichtig, klebrig, schwärzlich, stark und nicht unangenehm riechend. Getrocknet werde er hart, schön leuchtend schwarz, dicht, aber leicht zerbrechlich, wohlriechend.

Wie verbreitet der Gebrauch der Mumie vom 16. bis zum 18. Jahrhundert war, wird am besten eine kurze Auswahl aus den hervorragendern Gelehrten zeigen, die ihrer in rühmender Weise gedachten. Der seinerzeit hochgeachtete Mediziner und Mathematiker Hieronymus Cardano[92]) (1501 bis 1576) empfahl die menschliche Mumie selbst anzuwenden und meinte, auch die an der Sonne getrocknete sei nützlich, wenn es gelte, Blutungen zu stillen. In einem für die Entwicklung der Zoologie wichtigen Werke sah der berühmte Arzt und Philologe Julius Cäsar Scaliger[93]) die echte Mumie der älteren Autoren in dem Erdpech oder der für die Einbalsamierung verwendeten Mischung von Myrrhe und Aloe oder in den hiermit behandelten Körpern der Vornehmen. Letztere beiden Arten, die bei Brüchen und Quetschungen hülfen, kämen nicht mehr nach Europa, wo die Mumien nur Asphalt enthielten. In wenig klarer Weise sprach sich Anfang des 16. Jahrhunderts der Ferrareser Arzt Brasavolus[94]) für die Mumie aus, während der Frankfurter Mediziner Joachim Strüppe aus Gelhausen[95]) in ihr eine Art Universalmittel sah, das, innerlich oder äusserlich benutzt, ziemlich alle Krankheiten heilt, von denen er nicht weniger als 42 völlig verschiedene namentlich anführt. Nach dem Begründer der modernen Erfahrungswissenschaft Francis Bacon von Verulam[96]) hilft Mumie infolge der kleberigen Mischung der Balsame und der geheimnisvollen Kraft, dass Blut das menschliche Fleisch anziehe, gegen Blutungen. Gegen innerliche und äusserliche Wunden, Geschwülste, Quetschungen, Krämpfe

---

[92]) a. a. O.

[93]) De Subtilitate ad Cardanum. Exerc. 104 nr. 9.

[94]) Examen terrarum S. 454 (angef. bei Caesius, Mineralogia. Leiden. 1636. S. 355, 369 ff.)

[95]) Hertzog a. a. O. S. 27 f, 106 ff.

[96]) Sylva Sylvarum Cent. X nr. 98, in der Ausgabe. Amsterdam. 1661. S. 537. Das Werk erschien zuerst 1627 nach Bacon's Tode.

empfiehlt sie der bekannte dänische Altertumsforscher und Mediziner Ole Worm.[97]) Ein wunderbares Heilmittel ist sie für den seinerzeit viel genannten Professor der Medizin in Jena Georg Wilhelm Wedel (1645—1721),[98]) für seinen Zeitgenossen, den Leipziger Professor Michael Ettmüller[99]) ein solches gegen Wunden. Der hessische Leibarzt und Stadtphysikus zu Limburg und dann zu Hanau Johann Doläus[100]) will sie bei Epilepsie, der hervorragende Chemiker Boyle (1626—1691)[101]) bei Quetschungen und nach einem Fall, Valentinus[102]) und Joseph Lanzonus[103]) bei allerhand Krankheiten anwenden. Hertzog[104]) erzählt zum Beweise für den Wert der Mumie, ein Gothaer Barbier habe Mumienbinden extrahiert uud den Extrakt auf eine Wunde gestrichen, die sofort geheilt sei. Noch Johann Hübner[105]) gibt an, man brauche in den Apotheken ägyptische Mumie für bestimmte Arzeneien.

Trotz aller dieser Anpreisungen war der Ruhm der Mumie kein unbestrittener. Von Zeit zu Zeit erhoben sich Stimmen, die ihren medizinischen Gebrauch verwarfen. Dabei ward jedoch nur selten die Frage erörtert, ob sie als Arzenei wirksam sei oder nicht, man stritt im allgemeinen um prinzipielle Fragen. Die Anhänger Galen's, denen gelegentlich[106]) vorgeworfen wurde, sie liessen die Kranken lieber sterben, als dass sie ihnen eine in der antiken Literatur nicht nachweisbare Arzenei gäben, erklärten die Verwertung der aus dem Altertume nicht verbürgten Mumie für unwissenschaftlich. So sprach sich der bereits genannte Markgräflich Branden-

---

97) Musaeum Wormianum. Leiden. 1655. S. 344.

98) Pharmacia acroamatica. S. 239.

99) Opera omnia. Leiden. 1685. III. S. 98 f.

100) Encyclopaedia medicinae. Frankfurt. 1684. S. 130.

101) Works. II. S. 451.

102) a. a. O. — Die gelegentlich für den Mumiengebrauch angeführte Mumia mineralis des Petrus Poterius gehört nicht hierher. Sie besteht nach dessen Opera (Frankfurt. 1698. S. 371, 721) aus einem Gemisch von 1 Teil Blei und 2 Teilen Quecksilber.

103) Tractatus de Balsamatione Cadaverum. Genf. 1696; abgedruckt in seinen Opera omnia. III. Lausanne. 1738. S. 27 ff.

104) Mumiographia. Gotha. 1716. S. 61.

105) Handl. Lexicon. 4. Aufl. Leipzig. 1722, beim Worte Mumia.

106) Cardanus, a. a. O.

burgische Leib-Medicus, Professor in Ingolstadt und Tübingen Leonhardt Fuchs,[107]) einer der Hauptvertreter der klassizistischen Medizin, mit grosser Entschiedenheit gegen die Mumie aus. Ihm sind die Apotheken, in denen man sie feil hält, Schinders-Buden, und die Leute, welche zu dem Medikament, das ausserdem die ihm zugeschriebene Kraft nicht besitze, Lust hätten, seien als Menschenfresser anzusehen. Ähnliche Gründe wiederholt fast zwei Jahrhunderte später der tüchtige Botaniker und Mediziner August Quirin Rivinus (1652—1723):[108]) Der Mensch habe einen natürlichen Abscheu gegen alle Arzeneien, die vom Menschen stammten. Dieser Widerwille stelle sich bei den ägyptischen Mumien ein, die man in zahlreiche Mittel mische, ohne sich darum zu kümmern, ob der Tote wirklich mit Aloe, Myrrhen und Asphalt behandelt worden und ob er nicht an Krankheit, Pest oder Gift gestorben sei. Viel schlimmer sei es freilich, die aus der Hand des Henkers empfangenen Körper und Eingeweide von Dieben und Räubern zu benutzen. Ein Hund würde keinen toten Hund fressen, aber der Mensch sei schlimmer wie das Tier, er zerschneide, brate und koche seinesgleichen. Weiter wurde gegen die Mumienmedizin angeführt, das Essen von Menschenfleisch sei gesetzlich verboten und das Fleisch von Kranken könne schädlich wirken. Wie wenig konsequent letztere Kritiker freilich dachten, zeigte am besten der Umstand, dass sie ruhig die Verwendung sonstiger menschlicher Körperteile empfahlen.[109]) Von anderer Seite[110]) wird zwar zugegeben, dass die eigentliche Mumie, der Saft aus dem Körper der ägyptischen Vornehmen nützlich sei, aber die

---

[107]) Paradoxa Medicinae. Basel. 1535 (Paris. 1546) S. 86 f. (angef. Hertzog, a. a. O. S. 113; Gladbach, De Mumiis S. 19).

[108]) De medicamentorum officinalium censura in Rivinus, Dissertationes medicae. Leipzig. 1710. S. 72 ff. Auch Daniel Ludovici, De Pharmacia in Opera (Frankfurt. 1712.) S. 136 f. äussert sich in diesem Sinne.

[109]) so Wurffbain, a. a. O.

[110]) Joan. Renodaeus (Königlicher Hofarzt in Paris), Dispensatorium Medicum. Frankfurt. 1615. S. 312 f., 286, 481; Johann Daniel Horst, Pharmacopoeia. Frankfurt. 1651. S. 232; Joh. Zwelfer (Arzt in Wien, 1616—1668), Pharmacopoeia regia. Nürnberg. 1693. S. 537.

Ersatzmittel, vor allem die eingedickte, aus einem faulen Leichnam ausgedrückte Flüssigkeit, werde kein kluger Mann anwenden wollen.

Von den zahlreichen Gegnern, welche die Mumie, die altägyptische ebensogut wie die frisch hergestellte, im Laufe der Zeit in immer wachsender Zahl fand, seien hier nur einige besonders einflussreiche genannt. Der im allgemeinen als Anhänger des Paracelsus auftretende Andreas Libavius,[111]) der Begründer einer wissenschaftlichen Pflanzenhistologie Nehemjah Grew[112]), der Leipziger Professor Christian Johann Lange,[113]) der Leipziger Konrektor M. Friedrich Gottlieb Kettner,[114]) Friedrich Bauer,[115]) Johann Adolph Gladbach,[116]) Georg Bernh. Hendewerck,[117]) der Göttinger Professor Rudolph August Vogel,[118]) Jakob Reinhold Spielmann.[119]) Auch in England[120]) und in Frankreich[121]) sprach man sich im gleichen Sinne aus, und wird in ersterem Lande die „abscheuliche Mumie“ unter fremdländischen Handelsartikeln besonders hervorgehoben.[122]) Die Gründe, welche in das Feld geführt werden, sind immer die gleichen, deren bereits oben gedacht

---

[111]) Syntagma Arcanorum Chymicorum. Frankfurt. 1613. S. 324; vgl. auch die Auszüge aus Libavius bei Becker, Medicus Microcosmus. S. 273—6.

[112]) Museum Regalis Societatis. London. 1681. S. 3. — Vgl. für seine Bedeutung J. Sachs, Geschichte der Botanik. S. 257 ff.

[113]) Part. oper. S. 433 ff. (angef. Gladbach, a. a. O. S. 19.) Er lebte 1655—1701.

[114]) Historicum Schediasma de Mumiis Aegyptiacis. Leipzig. 1694; 2. Aufl. 1703. S. 98 ff.

[115]) Dissertatio de medicamentis e corpore humano desumtis merito negligendis (sub praesidio Joh. Guilielmi Pauli). Leipzig. 1721.

[116]) De Mumiis in praxi medica non facile adhibendis (Präses: Anton Momber). Helmstadt. 1735.

[117]) De Mumia (Präses: Heinrich Schulze). Halle. 1737.

[118]) Historia materiae medicae. Frankfurt. 1764. S. 372.

[119]) Pharmacopoea generalis. Strassburg. 1783. I. S. 149 f.

[120]) The doctor Scarïfyet seu Medicina flagellata. London. 1721; vgl. Acta Eruditorum Lipsiensium. 1721. S. 506.

[121]) Le Mascrier (Maillet), Description de l'Egypte. Paris. 1735. S. 284.

[122]) God's plea for Nineveh. 1657; angef. Ouseley, a. a. O. II. S. 480.

wurde. Daneben erklärte man, die Balsame der Mumien hätten im Laufe der Zeit ihre Kraft verloren oder ihre Wirksamkeit werde durch das beigemischte Menschenfleisch nicht erhöht, sondern geschädigt. Auch der Ekel, den ein solches Mittel, das nicht selten Magenkrampf, Erbrechen und übelriechenden Atem mit sich bringe und bitter schmecke, erwecken müsse, sei ungesund. Diesem Empfinden gibt der Dramatiker Webster[123]) besonders drastischen Ausdruck, wenn er von einem verarmten reichen Manne sagt, seine Gefolgsleute hätten ihn wie Mumie verschluckt und, als sie durch solche schreckliche und unnatürliche Arzenei krank wurden, da brachen sie ihn in der Hundehütte wieder aus.

Gelegentlich laufen bei dem Streite sonderbare Missverständnisse mit unter. Ein Feind der Mumienmedizin war der gelehrte Professor Caspar Hofmann zu Altorf (1572 bis 1648), der darüber klagt, dass sie noch immer viel benutzt werde.[124]) „Von den Sachsen habe ich gehört, dass bei ihnen kein Gastmahl stattfinden könne ohne Mumme, wie sie es nennen. Daher pflegen die, die nach Ägypten gehen, derartige Körper mitzubringen.“ Der biedere Professor hat hier das Braunschweiger Bier Mumme mit den alten Mumien verwechselt.

So eifrig aber diese Männer sich aussprachen, so verbreitet auch ihre Schriften waren, einen durchgreifenden Erfolg vermochten sie nicht zu erzielen, und bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts haben die Ärzte im allgemeinen an der Mumie festgehalten. Diese Tatsache war so selbstverständlich, dass beispielsweise Joh. Christ. Günther[125]) in seinen Spottversen über die Ärzte sagen konnte:

„Man dörrt so Kraut als Stiel,
man schindet Baum und Thier,
man prägelt, brennt und röstet
Fett, Ertz und Mumien.
Man zweiffelt, wagt und tröstet
Bis dass die Seel entfährt.“

---

[123]) The white devil (1612), abgedruckt in Reed, A select collection of old Plays. II. London. 1825. S. 214.

[124]) Paraleipomena officinalia S. 9, abgedruckt als Anhang zu C. Hofmann, De medicamentis officinalibus. Leiden. 1738.

[125]) Gedichte. 3. Aufl. Breslau. 1742. S. 383.

Dieser geringe Erfolg muss um so auffallender erscheinen, als die Gründe, mit denen den Angriffen auf die Mumie entgegengetreten wurde, bisweilen höchst eigenartige sind und eigentlich die Arzenei eher hätten schädigen als empfehlen sollen. Der Engländer Thomas Moufet setzt in zwei von 1581 und 1582 datierten Briefen[126]) auseinander, man wende sogar in den Kreisen der Galen-Anhänger den Kot des Esels, Hundes, Maultiers, der Maus, des Pferds, Menschen als Arznei an, ferner die Lunge von Fuchs und Wolf, die Eiugeweide des Wolfs, die Leber und das Herz vieler Tiere. Man esse die Leichen von Fischen und andern Tieren, die man nur leicht eingesalzen oder geräuchert habe. Man benutze bei Epilepsie Menschenschädel. Da sei man doch weit eher berechtigt, die in sorgfältigster Weise hergestellte frische Mumie und den Mumienbalsam des Paracelsus in Gebrauch zu nehmen. Der Herzoglich Sächsische Hofarzt Gabriel Clauder erklärt in einem seinerzeit viel gelesenen und oft angeführten Buche,[127]) den Nutzen der Mumie bei Schwergeburten habe die Praxis erwiesen und er bereite selbst aus ihr eine rötliche und schwärzliche Essenz, die bei Skorbut, Unreinheit des Blutes, schwerer Verdauung, Wassersucht, Fieber, Katarrh, venerischen Krankheiten, Nierenleiden, Beängstigungen helfe. Die Mumie könne überhaupt nicht als eine menschliche Leiche gelten, sondern nur als ein Behältnis, in dem man die Balsame in einer viel feinern Mischung, als man sie jetzt herstellen könne, von einem Orte zum andern zu bringen vermöge.

Ähnlich denkt der Hof-Apotheker und Inspektor des Waisenhauses zu Gotha Christian Hertzog,[128]) der sich selbst für seine Apotheke eine Mumie hatte kommen lassen und nun deren Wert nach Möglichkeit zu preisen sucht. Nach ihm beweist bereits die Tatsache, dass der Asphalt den Toten die Unverweslichkeit gibt, dass er, richtig angewendet, auch

[126]) Abgedruckt bei Laurentius Scholzius, Epistolae philosophicae etc. Frankfurt. 1598. S. 531 ff, Brief nr. 279 und 280.

[127]) Methodus balsamandi corpora humana. Altenburg. 1679. S. 80 ff., 195 ff.

[128]) Mumiographia medica oder Bericht von Egyptischen Mumien. Gotha. 1716. Eingehende Inhaltsangabe in Acta Eruditorum Lipsiensium. 1717. S. 234—9.

zur Gesundheit der Lebenden beitragen könne. Die menschliche Hülle um die Einbalsamierungs-Spezereien dürfe nicht stören, man frage ja auch beim Weintrinken nicht nach der Herkunft des Leders, aus dem die Weinschläuche hergestellt worden seien, und ausserdem habe man die Leichen vor der Mumifizierung gewaschen. Wem aber trotzdem die Mumie ein unangenehmes Mittel bleibe, der solle bedenken, dass er durch Sünde dem Arzte in die Hände gefallen sei und die widerwärtigen Gesundheitsmittel ebenso wie die erfreulichen als Gaben Gottes ansehen müsse. Wenn man durch Totengebeine gesund gemacht werden müsse, dann solle man das zur eigenen Demütigung ertragen. Diese religiös-erbauliche Bedeutung der Mumien-Medizin wird auch von anderen Seiten betont. Der Jesuit Bernard Caesius,[129] der den medizinischen Wert der Mumie durch ausführliche Auszüge aus älteren Schriftstellern zu erweisen sucht, und der neapolitanisehe Arzt Donzelli[130] setzen auseinander, derartige Arzeneien, wie Mumie oder zu Staub zerstampfte Menschenschädel lehrten an den Tod, vor allem an den Tod Christi, denken und bewahrten hierdurch vor Sünde.

Bis in unsere Zeit hinein hat sich der Glaube erhalten, dass menschliches Blut und Leichenteile einen Heilwert besässen.[131] In Franken verlangte man noch vor kurzem in den Apotheken Armsünderfett und erhielt unter diesem Namen eine Medizin.[132] Unter diesen Umständen ist es natürlich, wenn in den Augen des Volkes gelegentlich auch die Mumie ihren Wert behielt. In der ganzen Gegend von Passau bis Landsberg verlangen die Landleute in den Apotheken Mumie, auch wildes Menschenfleisch genannt, als ein beliebtes Mittel für Menschen und Vieh, besonders gegen das „Schwinden".[133] In den österreichischen Apotheken war ägyptische Mumie

---

[129]) Mineralogia. Leiden. 1636. S. 369 ff., 363.

[130]) a. a. O. S. 621.

[131]) Vgl. die Zusammenstellungen bei H. L. Strack, Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit (5. Aufl. München. 1900.) besonders S. 27 ff.

[132]) Adolf Wuttke, a. a. O. S. 129.

[133]) J. Wolfsteiner in „Bavaria" I. München. 1860. S. 461.

noch 1834 offizinell,[134]) und der Gedanke, dass ein richtig zubereiteter menschlicher Leichnam in seinen Teilen heilsam wirke, lebt noch jetzt in Steiermark. Hier heisst es, die Barmherzigen Brüder in Graz hätten das Privilegium, alljährlich einen Menschen zu Heilzwecken zu schlachten. Ein leicht Kranker, der um Ostern in ihr Hospital gekommen sei, werde abgefangen, an den Füssen aufgehängt und zu Tode gekitzelt. Seine Leiche werde zu Brei gesotten, und dieser ebenso wie das Fett und die Knochen des Getöteten würden dann in der Apotheke verwertet.[135]) — Im grossen und ganzen hat die Verwendung der Mumie mit dem Beginne des 19. Jahrhunderts aufgehört. Der bekannte Begründer der Homöopathie Samuel Hahnemann[136]) führt sie zwar noch als ein hartes, trocknes, glänzend schwarzes Fleisch von nicht unangenehmem Geruche und bitterlichem Geschmacke an. Dann aber sagt er, die Voreltern hätten sie zur Zerteilung von Geschwüren und als angeblich eröffnendes Mittel des Gehirnes und bei Frauenleiden verwendet, benutzt sie also selbst nicht mehr. Aus der späteren medizinischen Literatur verschwindet sie allmählich ganz und die encyklopädischen Werke[137]) nennen sie bald nur noch als ein Arzeneimittel, von dem man längst abgekommen sei.

Für die Tiermedizin scheint die echte Mumie, ihres verhältnismässig hohen Preises halber, keine grössere Bedeutung gewonnen zu haben. Nur für die Jagdfalken, in denen man besonders wertvolle Tiere sah, ward sie empfohlen.

---

[134]) Hoefler, Volksmedizin und Aberglauben in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. München. 1888. S. 74. — G. F. Most, a. a. O. bemerkt 1842, dass die ägyptische Mumie als Mumia mineralis noch in alten Apotheken bekannt sei. — Wie mir Herr Oberbibliothekar Dr. Zucker in Erlangen freundlichst mitteilt, befanden sich noch im Jahre 1855 in der Apotheke zu Tettnang bei Friedrichshafen in einer Büchse neben andern zurückgestellten Sachen Mumienstücke, die vermutlich als Abführmittel hatten dienen sollen.

[135]) V. Fossel, Volksmedicin und medicinischer Aberglaube in Steiermark. Graz. 1886. S. 172.

[136]) Apothekerlexikon II. Leipzig. 1798. S. 84.

[137]) z. B. Neues Rheinisches Conversations-Lexicon. VIII. Köln. 1834. S. 742.

Ihnen flösste man sie entweder, auf Grund einer Vorschrift des Cassian, ohne weiteres als Pulver ein,[138]) oder man streute sie auf das Fleisch, ehe man es den Vögeln zu fressen gab.[139]) In den Zeiten, in denen die Mumie als Heilmittel in Verruf geriet, empfahl man sie als Lockspeise für Fische. Paré hatte dies bereits getan, und bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts spricht man sich mehrfach in gleichem Sinne aus.[140]) Daneben diente sie als Räucherpulver. Durch Verbrennung von Mumie schützte man das Stallvieh gegen Unholde und die durch sie veranlassten Krankheiten.[141]) Hier, wo Unholde als die Schuldigen genannt werden, taucht offenbar eine Erinnerung an die magische Kraft, die nach alter Ansicht den Mumienkörpern inne wohnen sollte, auf, und zugleich eine solche an den alten Glauben an eine Dämonen vertreibende Wirkung des Asphalts. Bereits um 425 n. Chr. hatte man ihn einem Räuchermittel beigemischt, dessen Geruch Krankheiten bei Menschen und Tieren bekämpfte, Dämonen in die Flucht trieb, Hagelwetter verhinderte und die Luft reinigte.[142])

Eine anderweitige Verwendung fand die Mumie als Farbstoff. In einem der gegen Ende des 16. Jahrhunderts entstandenen Fastnachtsspiele von J. Ayrer[143]) brauchte man um den Kampf der Ratten und Mäuse gegen die Katzen auf ein Tuch zu malen, ausser Bleiweiss, Mennige, Zinnober, Pariser Rot usf. auch ein wenig Mumie. Lange Zeit diente die Mumie zu gleichem Gebrauch. Wenn er auch gelegentlich der Vorzeit zugeschrieben wird, so spricht doch beispiels-

---

[138]) Fouilloux' Fauconnerie fol. 41 a, angef. bei La Curne de Sainte-Palaye, Dict. hist. de l'ancienne langage Français. VII. S. 406.

[139]) Carolus d'Arcusia de Capre, Falconaria, deutsch. Frankfurt. 1617. S. 106.

[140]) Guyon, a. a. O. S. 24; Bomare, a. a. O. III. Paris. 1765. S. 460, der dabei aber an die frisch hergestellten Mumien, die nach ihm keinen unangenehmen Geschmack hätten, denkt; Dict. des sciences médicales. XXXIV. Paris. Panckoucke. 1819. S. 51 ff.

[141]) Hänle, Lehrbuch der Apothekerkunst. I. 3. Leipzig. 1821.

[142]) Vegetius, Ars veterinaria I. 20.

[143]) Herausgeg. von Keller in Bibl. des Litterarischen Vereins. Stuttgart. LXXIX. S. 2367.

weise Jean Paul[144]) bei einem Kirchhofsbesuche von seinen Phantasien, die zu leicht mit dem Braun zerbröckelter Mumien malten und haben noch neuerdings hervorragende Maler, wie Makart, auf diesen Farbstoff zurückgegriffen. — Endlich ist noch zu erwähnen, dass die englischen Gärtner unter Mumie eine Mischung von Asphalt und Pech verstanden, und dann mit übertragener Bedeutung eine Art Wachs, das beim Pfropfen von Bäumen benutzt wurde.[145])

Wir stehen am Ende unserer Ausführungen. Ausgehend von der bei Griechen und Römern vermerkten Heilwirkung des Asphaltes, suchte man diesen Stoff erst aus der Natur und dann aus den mit ihm behandelten altägyptischen Leichnamen zu gewinnen. Bald erschien letztere Quelle als die empfehlenswertere; die Erhaltungsstoffe sollten in ihr besonders fein gemischt sein, der Zusatz von Leichenstoffen habe ihre Kraft noch erhöht. Letztere traten nunmehr allmählich in die erste Reihe, der Asphalt erschien von nebensächlicher Bedeutung. Die Überzeugung von der Zauberwirkung und heilenden Macht des menschlichen Leichnams unterstützte die Verwendung der Mumie. Erst als die Fortschritte der Naturwissenschaften um die Wende des 18. Jahrhunderts auch der Arzeneiwissenschaft zugute kamen, schwand dieser Glaube und ward die Mumie aus den Apotheken verbannt. Ob sie damit ihre Rolle für alle Zeiten ausgespielt hat? Eine solche Frage wird sich schwer mit Sicherheit bejahen lassen. Die Kraft, mit der alte volkstümliche Anschauungen und alte Mittel der Volksmedizin sich immer wieder Ansehen, nicht nur im niederen Volke, sondern auch in weiteren Kreisen zu verschaffen wissen, lässt es nicht ausgeschlossen erscheinen, dass auch die Mumie einst von neuem hervorgesucht und als Heilmittel angepriesen werden wird.

---

[144]) Leben des Quintus Fixlein in Werke. I. Lieferung. Bd. IV. Berlin. 1826. S. 194.

[145]) Egbertbuys, Dict. of terms of art II. Amsterdam. 1769. S. 156; Johnson, Dict. III beim Worte Mummy.

Brautkrönchen aus der Gegend von Trier.

(Mit 2 Abbildungen.)

Von **Dr. Gustav Michel,** Hermeskeil.

Auf der Trachtenausstellung, welche im Jahre 1901 in Trier stattfand, war auch ein Brautkrönchen ausgestellt, das nach dem Katalog im Jahre 1837 in Osburg auf dem Hochwald getragen worden sein sollte. In einer Fussnote war dazu bemerkt, dass diese angebliche Brautkrone in Wirklichkeit eine Madonnenkrone sein dürfte, eine Ansicht, die bei der Kleinheit des Krönchens nicht unberechtigt erscheint. Genaue Nachforschungen in Osburg selbst haben nun ergeben, dass die Krone zweifellos von der Grossmutter des Besitzers getragen worden ist. Trotzdem war die Vermutung wegen der Madonnenkrone nicht unbegründet. Die Lösung der Frage findet man in den Schriften des Pfarrers J. H. Schmitz, welcher in der Mitte des vorigen Jahrhunderts über „Die Sitten und Sagen des Eifler Volkes“ geschrieben hat und von Simrock wegen der Zuverlässigkeit seiner Beobachtungen besonders geschätzt wurde. Er berichtet: „Früherhin war es allgemein bräuchlich, dass die Braut beim Gange zur kirchlichen Trauung die Krone von dem Bilde der heiligen Mutter Gottes in der Kirche, die Muttergotteskrone, erhielt. Es soll aber vorgekommen sein, dass eine nicht mehr unbescholtene Braut dieselbe getragen habe und die Krone schwarz geworden sei Von dieser Zeit wurde daher die Muttergotteskrone nicht mehr zu diesem Zwecke verwendet.“

Hermann Rehm hat diesen Bericht in seinem „Hochland der Eifel“ (1890) wiedergegeben und fügt seinerseits hinzu, in manchen Gegenden sei es Sitte gewesen, dass jährlich ein Mädchen als Königin gewählt worden sei, dessen Obhut die Krone anvertraut war, und welches das Amt hatte, die Braut mit der Krone zu schmücken. An dem Schluss der Darstellung von Schmitz dürfte das Tatsächliche sein, dass mit der Brautkrone derselbe Missbrauch getrieben wurde wie heute noch mit dem Myrthenkranz und dass infolgedessen das Ausleihen der Muttergotteskrone von der Geistlichkeit verboten wurde.

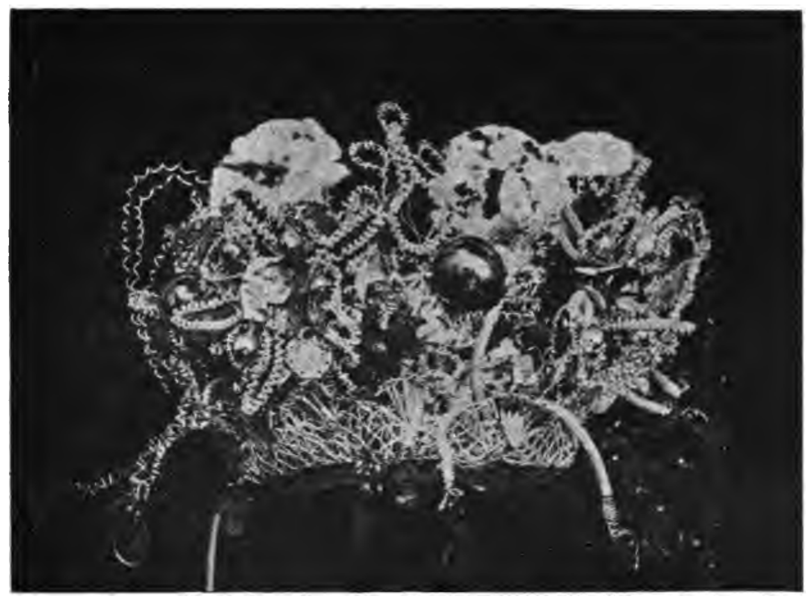
Da nun der Hochwald und der Hunsrück in ihren Kulturäusserungen mit der Eifel nicht nur grosse Ähnlichkeit, sondern vielfach völlige Übereinstimmung aufweisen, da ferner die Brautkronen in allen drei Gebieten in völlig gleicher Form vorkommen, lässt sich ohne weiteres annehmen, dass die Brautkronen auf beiden Seiten der Mosel denselben kirchlichen Ursprung haben und durch dasselbe kirchliche Verbot ausser Kurs gesetzt worden sind. Als Schmitz



Figur 1.

schrieb — im Jahre 1858 —, handelte es sich augenscheinlich um einen längst abgetanen Brauch. Ob in der Eifel die Brautkronen durch das kirchliche Verbot sofort verschwunden sind, ist mir nicht bekannt. Auf dem Hochwald und Hunsrück hat sich das Volk nicht entschliessen können, die liebgewordene Sitte ohne weiteres aufzugeben, vielmehr haben hier die Leute die Kronen selbst angefertigt und die Bräute damit geschmückt. Diesem Umstand ist es zu verdanken, dass man hier noch solche alte Brautkronen nicht allzu selten in Privatbesitz findet, wo sie oft als heiliger Familienschatz sorgfältig gehütet werden. Des weiteren führte die Selbstanfertigung der Kronen dazu, dass man nicht nur die Braut, sondern auch das sogenannte Brautengelchen, ein kleines,

weissgekleidetes Mädchen, das vor der Braut herging und Blumen streute, mit einer gleichen Krone schmückte. Schliesslich hat sich dann noch der sinnige Brauch eingebürgert, dass ein Mädchen, das zur ersten Kommunion ging, das Brautkrönchen seiner Mutter trug. So erzählte



Figur 2.

mir eine Frau aus Hermeskeil, dass sie in den dreissiger Jahren mit der Brautkrone ihrer Mutter getraut wurde, nachdem sie dieselbe schon bei ihrer ersten Kommunion getragen hatte. Aus dieser Angabe muss man übrigens schliessen, dass das kirchliche Verbot der Madonnenkronen mindestens bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts zurückreicht. Durch die vielfältige Verwendung dieser Kronen scheinen aber schliesslich die Leute der Sache überdrüssig geworden zu sein. Nach allen Angaben, die ich von alten Frauen erhalten konnte, scheint die Sitte um das Jahr 1840 herum völlig erloschen zu sein.

Kommen wir jetzt zur Beschreibung der Brautkronen. Das als Figur 1 abgebildete Krönchen wurde in den zwanziger

Jahren von einer Frau in Rascheid getragen. Es hat eine Standfläche, deren Durchmesser 6 cm beträgt Es besteht aus einem festen Gerüst aus Eisendraht, welches mit Silber- und Goldflitter überwoben und mit dünnen Messingplättchen von gelber und roter Farbe unterlegt ist. Zwischen dem Flitterwerk sind farbig und metallisch glänzende Glasperlen eingefügt. Oben an den Spitzen hängen an Ösen dünne, gestanzte Messingplättchen, welche Eicheln, Weintrauben, Räder, Baumblätter, Kronen und Schellen darstellen.

Das als Figur 2 abgebildete Krönchen stammt aus Badenhard auf dem Hunsrück und befindet sich im Besitz des Pfarrers Örtel in Neuerkirch. Wann es getragen wurde, ist nicht zu ermitteln. Sein Fuss hat einen Durchmesser von 8 cm. Über einem leichten Drahtgestell ist ein dichtes Gewirr von Silberflitter aufgebaut, in welchem man 5 Sterne unterscheiden kann, die mit roten, grünen und gelben Messingplättchen unterlegt und mit metallschimmernden Glasperlen verziert sind. Zwischen den Sternen befinden sich dicke, rote Glaskugeln. Aus dem obern Rand der Krone erheben sich drei rot- und weissgestreifte Bogen aus flockiger Wolle. Aus dem Fuss der Krone entspringen strahlenförmig nach allen Seiten spiralförmig zusammengedrehte silber- und goldfarbige Drähte, die bei jeder Bewegung schwanken und zittern. Sie tragen an ihrem Ende dieselben gestanzten Messingbleche, die wir schon an der anderen Krone kennen gelernt haben. Die gleichen Plättchen finden sich über die ganze Krone zerstreut. Als besondere Eigentümlichkeit ist noch zu erwähnen, dass an den Stellen, wo die drei Bogen aus flockiger Wolle über die Krone emporragen, je ein verdorrter Rosmarinstengel senkrecht in das Gerüst der Krone eingesteckt ist. Jetzt sind die dürren Stengel abgebrochen; man darf aber annehmen, dass ihre grünen Spitzen ursprünglich aus der Krone herausgeragt haben. Bei den Hochwaldkronen liess sich eine solche Verzierung mit Rosmarin nicht nachweisen. Dagegen hat sich auf dem Hochwald bis weit über die Zeit der Brautkronen hinaus die Sitte erhalten, dass die Braut beim Gang zur Kirche in der Hand ein sorgfältig zusammengefaltetes Taschentuch trug, aus welchem

ein mit Goldflitter und bunten Seidenbändchen verzierter, frischer Rosmarinstengel hervorragte.

Die Art, wie die Brautkronen getragen wurden, scheint verschieden gewesen zu sein. Auf dem Hunsrück soll die Krone auf dem blossen Kopf getragen worden sein, und zwar als Umkleidung eines kleinen Haarknotens, der auf dem Scheitel zusammengedreht wurde. Eine Nachprüfung dieser Angabe war mir nicht möglich. Auf dem Hochwald war es dagegen allgemeiner Brauch, die Krone auf die Mitte der Brauthaube anzuheften. Obwohl mir eine solche Brauthaube zur Verfügung steht, verzichte ich doch darauf, eine Abbildung von ihr zu geben, da es scheint, als wenn eine typische Form dieser Hauben nicht bestanden habe. Ich konnte nur noch wenige alte Frauen ausfindig machen, die in ihrer Jugend selbst noch die Brauthaube mit der Krone getragen haben. Aber jede schilderte mir die Form ihrer Haube anders, was sich schwerlich aus der Vergesslichkeit des hohen Alters erklären lässt, sondern vielmehr zu der Annahme zwingt, dass die Mode für diese Hauben einen ziemlich freien Spielraum liess. Gemeinschaftlich war den verschiedenen Schilderungen, dass die Haube aus weissem Tüll bestand und an der linken Seite mit rosa Bändern und künstlichen Blumen verziert war. Sie wurde mit einem breiten Bande unter dem Kinn gebunden. Von dem hintern Teile fielen breite, lange Seidenbänder auf den Rücken, und an manchen Orten liebte man, durch eine möglichst grosse Zahl von Bändern einen besonderen Luxus zu entfalten. Der Deckel der Haube bildete eine ebene Fläche, in deren Mitte die Krone festgeheftet war. Die Brauthaube hat übrigens die Krone noch lange überlebt, wahrscheinlich deshalb, weil die Frauen hierzulande auch alltags ähnliche Hauben, die sog. Kommodchen, zu tragen pflegten. In Rascheid wurde die Brauthaube noch am Anfang der siebziger Jahre getragen, allerdings von einer Braut, deren Vater noch besonders auf das Beibehalten der alten Bräuche hielt. Diese Braut trug auf der Haube an Stelle der Krone ein kleines künstliches Myrthenkränzchen von 6 cm Durchmesser, also genau der Grösse der Krone entsprechend. Ihre Mutter hatte im Jahre 1847 eine ähn-

liche Haube und ein kleines Kränzchen von Grün mit weissen Blumen getragen. Diese Sitte charakterisiert sich deutlich als ein Übergang von der Brautkrone zum modernen Kranz und zeigt gleichzeitig, wie allmählich dieser Übergang von statten ging. Übrigens hat sich der Myrthenkranz auf dem Hochwald nicht einzubürgern vermocht. Man trägt an seiner Stelle einen Kranz von künstlichen Orangeblüten.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung über die symbolische Bedeutung der Brautkronen im allgemeinen. Die Krone ist das Zeichen der Königswürde, mit der sich in der Vorstellung des Volkes der Inbegriff von Glanz und Glück verbindet. Wenn jemand an seinem Hochzeitstag eine Krone trägt, um damit auszudrücken, dass er diesen Ehrentag als die Krönung seines Lebens und den Gipfel des Glücks betrachtet, so gibt das einen guten Sinn. Aber diese Deutung ist nur in den ziemlich seltenen Fällen ausreichend, in denen nicht nur die Braut, sondern auch der Bräutigam eine Krone trägt. Dagegen wirkt es in solchem Zusammenhange geradezu stilwidrig, wenn nur die Braut sich mit der Krone schmückt. Denn die Königskrone ist nach allgemeiner Anschauung ein durchaus männliches Attribut, und wenn die Königin ein Krönchen oder Diadem trägt, so ist das nur ein Abglanz der Würde ihres Gatten. Dagegen findet die nur von der Braut getragene Krone sofort einen guten symbolischen Sinn, wenn man sie als Madonnenkrone auffasst. Die Braut würde dadurch beim Eintritt in die Ehe gemahnt werden, sich die Gottesmutter, welche als Muster reinster Weiblichkeit gilt, zum Vorbild zu nehmen. Hierbei wäre es von untergeordneter Bedeutung, ob die Krone wirklich der Kirche entnommen oder nur als Muttergotteskrone aufgefasst wird. Der kirchliche Ursprung der Brautkrone wird nicht überall so deutlich sein wie in unserem Falle, aber es dürfte nicht ohne Wert sein, auch anderwärts nach ähnlichen Zusammenhängen zu forschen.

Der Naunenbaum.

Von Rektor **Weimann**-Dortmund.

Naunenbaum! — Ihn kennt jedermann in der Soester Börde. Uns Jungen war er das Ziel unserer ersten Ausflüge, die wir auf eigene Faust die Haar hinauf „in't Kölske“, ins Kölnische (das zu Kur-Köln gehörige Herzogtum Westfalen) unternahmen. In der Nähe von Günne, etwa 150 m südlich vom Haarwege, thront er majestätisch auf einer der höchsten Erhebungen des Haarstrangs und ragt mit seiner mächtigen Krone hoch über die teils baumlose, teils mit niedrigem Schlagholz bedeckte Umgebung hervor, so hoch, dass er 6 bis 8 Stunden Weges sichtbar ist, sichtbar in der ganzen Soester Börde bis an die Lippe hin.

Naunenbaum! Warum denn Naunenbaum? Auf der Flurkarte stand er verzeichnet unter dem Namen Altareiche. Und doch ist es keine Eiche, sondern eine mehrere hundert Jahre alte Linde. Aber dieser Widerspruch lässt sich wenigstens erklären. Man braucht nur an die Zeit der ersten Sendboten christlichen Glaubens zu denken, wo hier vielleicht eine mächtige Eiche stand, die in Ermangelung eines Gotteshauses als Stätte der Verkündigung diente. Vielleicht war es eine heilige Eiche, wie jene dem Gotte Donar geweihte bei Geismar in Hessen, und der Missionar baute absichtlich unter ihren Zweigen einen Altar, um desto sicherer den alten Heidenglauben zu stürzen. Bald erhoben sich Kirchen in der Umgegend, z. B. in Körbecke, Bremen usw.; aber das Gedächtnis an die Stätte der ersten christlichen Predigt blieb in dem Namen Altareiche erhalten, blieb sogar erhalten, als die alte Eiche morsch und ein Opfer der Zeit geworden war. An ihre Stätte wurde ein neuer Baum gepflanzt, nicht eine Eiche, sondern eine Linde, wie man im Mittelalter überall an öffentlichen Plätzen zu tun pflegte. Aber der Name Altareiche blieb.

Wem dies zu weit hergeholt erscheint, der nehme folgende, mir von Herrn Lehrer Reinhold-Wamel bei Körbecke freundlichst übermittelte Erklärung des Wortes: Am

Feste des Kirchenpatrons der Pfarre Körbecke, des heiligen Pankratius (12. Mai), wurde in früheren Jahrhunderten eine Prozession um das ganze Kirchspiel gehalten, welche gleichzeitig als Schnadegang (Schnatgang von Schnat = Grenze) galt. Weil die Prozession schon in der Morgenfrühe in Körbecke ihren Anfang nahm, wurde das Hochamt anstatt in der Pfarrkirche gegen 9 Uhr morgens an jenem Platze gehalten, auf welchem ursprünglich eine alte, hohe Eiche stand. Von dem Altare, welcher an diesem Tage unter dem Baume errichtet wurde, soll der Name Altareiche herstammen. Wahrscheinlich ist jene Eiche durch hohes Alter oder auch durch Blitzschlag zugrunde gegangen und durch eine Linde ersetzt worden.

Ja, Altareiche lässt sich erklären trotz des Widerspruchs zwischen dem Namen Eiche und der Tatsache, dass es eine Linde ist. Aber Naunenbaum! Ja, warum Naunenbaum?

Unser Rektor Göpner, ein alter Theologe und grosser Freund der Heimatgeschichte, hielt es für seine Pflicht, uns nicht nur mit der Geschichte der altehrwürdigen Hansestadt Soest bekannt zu machen, sondern auch mit den Denkwürdigkeiten der Soester Börde, und wir mussten manchen Vorwurf hinnehmen, wenn wir diese oder jene geschichtlichen Denkmäler und sagenhaften Stätten noch nicht besucht hatten. Und wie wusste er uns für unsere engere Heimat zu begeistern! Ich denke noch gern daran, dass er den Schauplatz des Nibelungenliedes nach Soest und der Soester Börde verlegen wollte; führte doch eine Flur nördlich des Dorfes Stocklarn, in der Nähe der Ahse, den Namen „op'm niewelinge“.

Auch über den Naunenbaum hielt er uns einen gelehrten Vortrag, der darin gipfelte, dass der Name nur volksetymologisch verhunzt sei und ursprünglich wohl Nornenbaum geheissen habe. Nornenbaum, ja, das war ja auch eine vollwichtigere Ware, hatte einen besseren Klang als der Name Naunenbaum. Denn mit Naune bezeichnet man in meiner Heimat die Mittagsruhe, die sich der Landmann während der heissen Jahreszeit gönnt. Die Siesta des Südländers heisst hier Naune. Man naunt während der Erntezeit nach dem Mittagessen. Um 12 Uhr wird die Arbeit beendet, dann gegessen und im Anschluss an die Mahlzeit genaunt bis gegen

2 Uhr; alsdann ist die Naune aus und die Arbeit wird wieder aufgenommen. Aber an diese simple Naune zu denken, fiel unserm gelehrten Rektor nicht ein; er hatte sich nun einmal in den Namen Nornenbaum verbohrt und versuchte diese Erklärung gegen Erklärungen von anderer Seite, die mehr oder weniger ebenso gesucht waren wie die seinige, zu verteidigen.

Und doch hat mir diese Erklärung nie recht behagen wollen trotz der grossen Achtung, die ich dem geschichtskundigen Gelehrten entgegenbrachte. Denn als Kind der Börde hielt ich ja selbst im Sommer meine Naune, am liebsten unter den Bäumen im Rasen liegend. Warum sollten die Schnitter, die oben auf der Haar ihr Korn mähten, nicht unter der alten schattigen Linde ihr Mittagsschläfchen gehalten und so dem Baume den Namen gegeben haben?

Und ebenso dachten und denken heute noch viele, welche ihren gesunden Menschenverstand gebrauchen, um eine Erklärung des Namens zu finden. Ein Zufall sollte mir nun vor einiger Zeit behilflich sein, für diese Frage eine allseitig befriedigende Lösung zu finden.

Mit meinem Jungen durchstreifte ich die Börde. Eine dieser Wanderungen hatte als Ziel den Naunenbaum. Immer das weithin sichtbare Ziel im Auge, hatten wir bald Meiningsen und die Wierlauke hinter uns. Kurz vor dem Dorfe Theiningsen wurde der Baum durch hervortretendes Gehölz unsern Blicken entzogen. Da ich seit 20 Jahren nicht in dieser Gegend gewesen war, und seit dieser Zeit sich die Wegeverhältnisse bedeutend verändert hatten, fragte ich ein Bauernmädchen nach dem nächsten Wege zum Naunenbaum. Naunenbaum? Nein, den kannte es nicht, ebensowenig die auf unser Gespräch aufmerksam gewordene Mutter des Mädchens. Ich sagte im Dialekt: „Den Baum müsst ihr doch kennen! Er steht doch ganz nahe am Haarwege, da, wo der Weg nach Günne hinuntergeht.“ „Hai mainet de ôlteroike.“ „Er meint die Altareiche“, sagte da die Mutter mit überlegenem Lächeln zu ihrer Tochter. Ja, die meinte ich. Da mir dieser Name von der Karte bekannt war, konnte ich mich jetzt leicht verständigen und erfuhr, dass man weder in Theiningsen und den umliegenden Haardörfern, noch in Deleke, Günne, Kör-

becke und anderen Dörfern des benachbarten Möhnetales den Namen Naunenbaum kenne. Dort sage man überall ölteroike, Altareiche, was später von mir gehaltene Nachfragen bestätigt haben. Bei ihnen zu Hause – die Frau war aus der Nähe von Werl — sage man nicht Altareiche und auch nicht Naunenbaum, sondern tain-iuers-bäum, Zehn-Uhr-Baum. Warum denn das? Nun, weil die Sonne um 10 Uhr gerade über dem Baume stehe. Stimmt! Von Werl aus liegt der Naunenbaum südöstlich. Von der Soester Börde liegt er dagegen genau südlich. Zeigte sich die Sonne also über dem Baume, dann war es für die Schnitter in der Börde, besonders in der Niederbörde, Zeit zur Naune. In einer Zeit, in der es Taschenuhren noch nicht gab oder diese doch wegen ihres hohen Preises nur im Besitze der wohlhabenden Stadtherren zu finden waren, wo selbst Turmuhren mit Stundenschlag noch eine Seltenheit waren, wo die gebräuchlichste Uhr die Sonnenuhr*) war, da bildete der hochragende Naunenbaum eben solch eine natürliche Sonnenuhr für die Umgegend. Daher entstand bei Werl der Name tain-iuers-bäum, Zehn-Uhr-Baum, und in der Niederbörde der Name Naunenbaum.

Und so ist die Naune zuguterletzt doch noch zu ihrem Rechte gekommen, und verblichen ist jetzt der Glanz des Sagenhaften, den der Name Nornenbaum um die alte Linde zu weben suchte.

Wie hier bei dem Worte Naunenbaum, so geht es oft bei Erklärungen von Personen-, Orts-, Flurnamen usw. Das Einfache, das Natürliche und Naheliegende wird übersehen und dafür aus der Rüstkammer der Wissenschaft viel gelehrtes Zeug herangeschleppt, um der oft an den Haaren herbeigezogenen Erklärung den nötigen Halt zu geben. Die beste Rüstkammer für den Etymologen bildet der heimische Dialekt und die genaue Kenntnis des Volkes mit seinen

---

*) Dass diese Zeit nicht so sehr weit zurückliegt, können wir an der Kirche zu Borgeln sehen. Die alte, über dem Portal an der Südseite angebrachte Sonnenuhr trägt die Inschrift: „Zu Gottes Ehr ist dies verehrt. 1708. Hinderich Gertner, Elisabeth Issing, Eheleute.“

Sitten und Gebräuchen. Wenn irgendwo mit Recht, dann gilt für den Etymologen die Beherzigung des Wortes:

„Warum in die Ferne schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah.“

Altdortmunder Gebildbrot und Gebäck.

Von **Karl Prümer.**

Die Neujahrskuchen.

Am Sylvestertage galt es, das beliebte Neujahrsgebäck, die sogenannten Neujahrskuchen, niederdeutsch: Niejohrskauken (aus Niggejohrskauken zusammengezogen) oder auch Isserkauken, zu backen. Dieses rollen- oder tütenförmige spröde Flachgebäck ist auch heute noch in Gebrauch und bei Gross und Klein beliebt. Das Kucheneisen, in Zangenform, mit gemusterten Platten, worin in alten Zeiten das Hauszeichen, oder der Name des Hausherrn und seiner Eheliebsten so eingraviert waren, dass Zeichen oder Namen auf dem Gebäck ihre Ausprägung fanden, bildete vornehmlich auf dem Lande ein beliebtes Hochzeitsgeschenk. Die Neujahrskuchen wurden meist in grossen Mengen gebacken, denn jeder Gratulant, der sein: Glückseliges neues Jahr, sein Prosit Neujahr, oder sein niederdeutsches Praust Niejohr erschallen liess, bekam davon. Die Wirte gaben sie ihren Stammgästen am Neujahrsmorgen, die Buben zogen von Haus zu Haus und sangen:

Wir wünschen viel Glück zum neuen Jahr,
Gesundheit und ein langes Leben,
Ihr müsst uns auch ein paar Kuchen geben —
Oder 'n paar Pennige.

Dieser niederdeutsche Zusatz erwies sich als eine weise Vorsicht der kleinen fahrenden Gesellen, nachdem sie früher die bittere Erfahrung gemacht hatten, dass ihnen aus dem Hausflur die Worte zugerufen waren: Näi got me, wi het düet Johr käine Kauken backen. Geizige Wirtsfrauen hatten beim Backen kleine Leinenläppchen neben sich liegen, die sie mit in den Kuchenteig legten, um das rasche Verzehren

der Neujahrskuchen zu verhindern. Auf dem Lande wurden diese Neujahrskuchen von der sorgenden Hausfrau auch vielfach jahrsüber gebacken, denn bei Besuch aus der Stadt und dem Mangel an Bäckern und Konditoren war die Bauersfrau auf sich selbst angewiesen, und da musste der Neujahrskuchen aushelfen, der sich bekanntlich, in einer Blechbüchse aufbewahrt, wochenlang hält. Mit dem Eigengebäck aber, welches aus dem im Bauernhofe vereinzelt stehenden kleinen Backhause hervorging, mit dem vortrefflichen Bauernstuten*) allein wagte die Bauersfrau ihren Gast nicht abzufertigen.

Eierschüsseln.

Dieses gelbliche Gebäck war in der Form einer grossen Kaffeeschale, oder Untertasse, aber mit einem höher gebogenen Rande als diese. Nur Händler hielten sie feil und zwar bei Gelegenheit des sogenannten Schüppenmarktes, welcher am Mittwoch vor St. Gertrud abgehalten wurde. Am St. Gertrudstage nämlich, am 17. März, begann das Graben und Pflanzen. Es fand die Aussaat des westfälischen Leib- und Magengerichts der Grossebohnen und auch der Erbsen statt. Vom St. Gertrudstage hiess es:

St Gertrud
Gäit teäierst de Gärtner herut.

Pimpernüsse.

Die Pimpernüsse, welche vermutlich ihren Namen von den Früchten der strauchartigen Pflanze, der Pimpernuss, staphylea pinnata, haben, waren ein einfaches Gebäck, dessen

*) Im Jahre 1852 besuchte Friedrich Wilhelm IV. zum dritten Male Dortmund. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm auch im Hotel Wenker Paxmann ein echter westfälischer Bauernstuten vorgesetzt, nachdem in Erfahrung gebracht war, dass der König Landesgebäck und Landesspeise bevorzuge. Das Gebäck mundete dem Könige derart, dass er, nach Berlin zurückgekehrt, der Königin davon erzählte, die darauf den Wunsch äusserte, einen westfälischen Bauernstuten zu kosten. Der König beauftragte sogleich den Landrat von Pilgrim in Dortmund, ihm ein gleiches westfälisches Gebäck zu beschaffen wie jenes, von dem er in Dortmund gekostet habe und das, soviel er sich erinnere, einen ähnlichen Namen trage, wie ein weibliches Pferd. Der König hat den gewünschten „Stuten“ bekommen.

Teig zunächst in der ungefähren Stärke eines Zentimeters gerollt und alsdann in etwa 2 Zentimeter lange Stücke zerschnitten wurde. Diese Stücke wurden auf die Schmalseite gestellt und auf einer Platte durch die Wirtsfrau gebacken. Dieses Gebäck diente nämlich als Einsatz beim Karten- oder Würfelspiel, denn das Geld war zu damaliger Zeit, d. h. zu Anfang und selbst noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein ziemlich rarer Artikel, mit dem zu spielen die biedern Alten für eine Sünde erachteten. Sie betrieben noch vorwiegend Ackerbau, wussten, wie schwer das Geld dabei zu verdienen war, und hüteten deshalb das also schwer Errungene in der Regel doppelt gut. Aber selbst beim Spiel um die geringwertigen Pimpernüsse konnten sich die Alten noch so in den Eifer hineinspielen, dass manch kräftiger Faustschlag die Tischplatte traf. Am Schluss des Spiels strichen die Alten den Gewinn an Pimpernüssen vergnügt ein und brachten sie ihren Kindern mit, welche sie sich im Kaffee aufweichten und noch mit Behagen verzehrten, obgleich sie beim Spie durch zahlreiche Hände gegangen waren.

An dieser Stelle sei auch noch erwähnt, dass im Herbst in den Wirtschaften grosse aus geflochtenem Teig gebackene Brezel ausgespielt bez. ausgewürfelt wurden.

Der Peterskuchen.

Der Peterskuchen ist ein hartes Flachgebäck aus Mehl und Honig, kreisrund, im Durchmesser von ungefähr zwölf bis dreizehn Zentimetern.

Es wurde für den Tag der Ratswahl in Dortmund, zum 21. Februar, gebacken. Da nun der folgende Tag, der 22. Februar, der Tag der Petristuhlfeier ist, wird das Gebäck wohl darnach den Namen Peterskuchen bekommen haben. Vielleicht ist das Honiggebäck, der Peterskuchen, auch erheblich älter als die mittelalterlichen Ratswahlen, und wir haben es möglicherweise bei ihm schon mit einer altgermanischen Opfergabe zum Opferfest des Sommereinzuges zu tun. Der Peterskuchen wird noch gegenwärtig, aber nur in einer einzigen Bäckerei in Dortmund gebacken.

Gebäck zu den sogenannten Kaffeehochzeiten.

Bei den „Kaffeehochzeiten“ gab es zunächst „Stuten“ — Weissbrot mit Korinten. — Bei den damaligen allgemeinen Einladungen zur Hochzeit — zu der sogenannten Gebehochzeit, die im Grunde genommen jede war und noch ist — konnten die Hochzeitsgeber in der Regel nicht wissen, welche und wie viele Gäste teilnahmen, und schlossen deshalb mit dem Bäcker einen Vertrag ab, demgemäss er verpflichtet war, alles nicht angeschnittene Brot zurückzunehmen. Hatte nun der Bäcker einen guten Freund unter den Hochzeitsgästen, so tat ihm dieser schon den Gefallen, das etwa nicht angeschnittene Brot heimlich anzuschneiden, damit der Bäcker nicht in die missliche Lage versetzt wurde, allzuviel Brot zurücknehmen zu müssen, für welches er selten hinreichende Verwendung hatte, da die meisten Bürgersleute ihr Brot selbt mengten und es dem Bäcker zum Backen gaben. Den ersten abgeschnittenen „Knapp“ oder „Knust“ nannten die Leute den Lacheknapp oder Lacheknust, den letzten den Hülknapp oder Hülknust, weil mit ihm die Herrlichkeit des Weissbrotes zu Ende ging und sich die Leute alsdann mit dem Schwarzbrot oder dem Pumpernickel allein begnügen mussten.

Als weiteres Hochzeitsgebäck sind die noch jetzt gebräuchlichen Brezel und Zwiebäcke, niederdeutsch: Britzeln und Beschüte zu erwähnen, die zusammen den Namen: Bankett führten — von dem französischen Banquette, Festschmaus. — Nebenbei sei noch bemerkt, dass aus der napoleonischen Zeit mancherlei französische Worte in Westfalen hängen geblieben sind und nicht selten, besonders im niederdeutschen Munde, eine ganz absonderliche Umbildung erfahren haben.

Auch das „Mundbrötchen“ sei noch erwähnt. Es war zierlicher von Gestalt und aus feinerem Teig als das Brötchen und führte jedenfalls den Namen Mundbrötchen, weil es als mundlicher, wohlschmeckender als das Brötchen bezeichnet werden sollte. Im Niederdeutschen hat man das Mundbrötchen in „Mundbräutken“ verwandelt. Dass man das

Gebäck halb hochdeutsch, halb niederdeutsch benannte, ist ebenfalls wieder absonderlich.

Ein Hochzeitsgebäck war auch der „Giärkauken“ (Honigkuchen). Dieser wurde aber mit Grütze, Zucker und Branntwein zu einem Brei verrührt. Den „Giärkauken“-Topf stellte die Braut vor sich hin und, sobald, nach damaliger Sitte, ein Hochzeitsgast der Braut ein Geldgeschenk in den Schoss warf, reichte sie diesem einen Löffel voll des süssen Breies.

Der Pumpernickel.

Ein echt westfälisches Gebäck ist auch der Pumpernickel, an dessen Namen sich die Wortforscher, die Etymologen, bisher schier die Köpfe zerbrochen haben, ohne dabei irgend eine völlig einwandfreie Erklärung zutage gefördert zu haben. Vielleicht birgt der Name den Begriff des Plump-komischen in sich. Es ist übrigens eine eigenartige Erscheinung, dass dort, wo der Pumpernickel gebacken und meistens verzehrt wurde, das Gebäck durchweg den Namen Brot oder Schwarzbrot, niederdeutsch: Schwattbraut, selten oder nie den Namen Pumpernickel führte, woraus vielleicht der Schluss gezogen werden kann, dass der Name von ausserhalb ins Land der roten Erde hineingetragen ist.

Der Pumpernickel war noch vor fünfzig Jahren das weitaus verbreitetste Brotgebäck des Volkes, wobei seine mächtigen Brotschnitten — niederdeutsch Brüggen genannt — nur vereinzelt und spärlich eine Auflage von dünnen Weissbrotschnitten von „Mikken“ oder „Rügemikken“ und „Herdstuten“ erfuhren. Der Pumpernickel wurde fünfundzwanzig bis dreissig Pfund schwer und darüber (Halfschi-epelsbraut) gebacken. Kräftige Arme gehörten stets dazu, den Teig zu kneten, noch kräftigere, das mächtige Brot kunstgerecht zu schneiden. Beim Brotschneiden diente ein Lederlappen zum Schutze der Brust. Der Volksmund sagte: Das Mädchen, welches kein Schwarzbrot schneiden kann, darf nicht heiraten. Damit das Brot beim Bäcker nicht verwechselt wurde, erhielt der frische Teig einen Holzstempel aufgedrückt, der den Namen des Eigentümers oder die betreffende Hausmarke trug.

Das Franzbrötchen

war ein Zugabegebäck für solche Kunden des Bäckers, welche ihm auf einmal für einen Silbergroschen und mehr Gebäck abkauften. Es war auch eine Spende für die Armen, die im Laden des Bäckers um einen Almosen anhielten. Selten bildete das Franzbrötchen ein besonderes Handelsbrot. Es war von der Form des jetzigen Brötchens, aber nur halb so gross. Woher der Name Franzbrötchen stammt, konnte nicht ermittelt werden.

Der Mittewinterstuten

war ein „Platz“-Gebäck aus feinem Weizenmehl mit guten Zutaten. Im Niederdeutschen „Middewinterstuten“ genannt, war dieses Gebäck vermutlich eine altgermanische Opfergabe zu Ehren der allgemach wieder aufsteigenden Sonne. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts etwa ist das Backen des Mittewinterstutens bei uns noch in Gebrauch gewesen.

Die Nikläse, niederdeutsch: Zinterklöse,

die heutigen Spekulatien, welche zumeist zum 6. Dezember, angeblich zu Ehren des sagenhaften heiligen Nikolaus gebacken wurden, sind wohl unzweifelhaft altgermanischen Ursprungs und vielleicht als Dankopfergaben für die Ernte zu betrachten. Die Kinder stellten Schuhe mit Stroh gefüllt unter das Bett. Das Stroh war für des heiligen Nikolaus Schimmel bestimmt. Auch diese Sitte deutet auf einen ältern Schimmelreiter, nämlich auf Wodan selbst.

Der Salzkuchen

war das beliebteste Frühstücksgebäck der alten Dortmunder und wird noch jetzt gebacken. Es ist ein kreisrundes Gebäck aus Weizenmehl, in der Mitte sehr dünn und mit Kümmel und Salz bestreut. Dass das schlichte, dabei aber sehr wohlschmeckende Gebäck den Namen Kuchen bekommen konnte, deutet auf die grosse Anspruchslosigkeit der biedern Alten, die sich schon mit ihrem biederderben Schwarzbrot zufrieden gaben.

Aus dem Sagenschatze der Vordereifel.

(Erzählungen aus Volksmund.)

Mitgeteilt von **Theodor Ehrlich**, Sayn bei Benndorf.

I. Sagen aus dem Martertal.

1. Vor vielen Jahren war es, da mussten einige Personen zur Nachtzeit ihren Weg durchs Martertal nehmen. Es mochte wohl Mitternacht sein, als sie das Tal passierten. Schon oft waren sie in der Dunkelheit durch diese berüchtigte Gegend gewandert, ohne dass ihnen bisher etwas zugestossen wäre. An dem Wasserfall angekommen, in dessen Nähe der Sesterbach in die Endert fliesst, vernahmen sie ausser dem wohlbekannten Rauschen des niederbrausenden Wassers noch ein anderes, ihnen aber unbekanntes Geräusch. Voll Neugierde überschritten die nächtlichen Wanderer den schmalen Steg über dem Falle und bogen in das Sesterbachtal ein, wo aus der Richtung der verfallenen Kapelle die seltsamen Laute an ihr Ohr schlugen. Immer stärker und deutlicher wurden dieselben, je mehr sie sich der Kapelle näherten. Zuletzt glaubten sie das Beten und Singen einer das Tal hinabwallenden grossen Prozession zu vernehmen. Von Furcht und Schrecken gebannt blieben die Leute aber stehen, als sie die öden Fensterhöhlen des verfallenen Gotteshauses in gespenstischem Lichte erstrahlen sahen und zuweilen tiefe Seufzer und Weheklagen hörten. Als sie dann am Morgen die Kapelle zu betreten wagten, fanden sie weder darin noch auf dem Wege eine Spur von den vielen Menschen, die sie über Nacht gehört hatten.

Da auch noch in späteren Jahren Wanderer dieses erlebt haben wollen, so glauben die Umwohner des Martertales, dass die Geister der Christen, die nach der Volkstradition vor vielen hundert Jahren im Martertal ermordet wurden, an dem Tage und Orte ihres Martyriums eine jährliche Todesfeier begehen.

Vorstehende Sage ist für die Geschichte des Martertales sehr bedeutsam. Das Martertal, sowie der nördlich sich daran anschliessende königliche Wald Hochpochten und das

Höchst gehören zu den geschichtlich merkwürdigsten Punkten der Eifel. Auf Grund mehrjähriger und scharfsinniger Forschungen hat Herr Zender aus Kaisersesch mit ziemlicher Sicherheit den Nachweis erbracht, dass der Südabhang des Höchst ein römisches Landhaus trug und Hochpochten der Ort eines grossen römischen Standlagers war. Der Campus Martius oder das Marsfeld dieses Lagers befand sich in der Gegend des heutigen Martertalerhofes. Das Marsfeld diente den Römern bekanntlich als Exerzierplatz und zugleich als Hinrichtungsstelle. Nach den Beweisführungen des genannten Herrn soll nun Martertal mit zu den Orten gehören, an welchen im Jahre 286 Teile der thebäischen Legion hingerichtet wurden. Da die angeführte Sage mit dieser Behauptung in Einklang steht, so haben wir hiermit wiederum ein Beispiel, wie beachtenswert die im Munde des Volkes lebenden Erzählungen sind.

2. Ein Förster wollte einst die Martertaler Kapelle, von welcher nur noch die Mauern stehen, gänzlich niederreissen und dem Erdboden gleichmachen. Das Muttergottesbild, welches in einer Nische steht, wollte er zuerst wegnehmen und vernichten. Er fasste die Statue an, um sie von ihrem Standorte zu entfernen. So sehr er sich auch bemühte und anstrengte, er vermochte das Bild nicht vom Platze zu bringen, obwohl es nur in Holz geschnitzt ist und darum sehr leicht sein muss. Da erkannte der Förster, dass ein höheres Wesen ihm entgegen war, und er gab seinen Plan auf.

Um die Muttergottesstatue besser vor Witterungseinflüssen zu schützen, wurde sie mehrmals in der Nische links am Eingange untergebracht. Am andern Morgen fand man sie aber stets wieder auf ihrer früheren Stelle.

3. Leute von der Martertaler Mühle gingen nach Masburg zur Christmette. Da dieselbe schon nachts 12 Uhr begann, der Fahrweg aber weit und die Nacht kalt war, so wählten sie einen kürzeren Fusspfad, welcher sonst aber gern gemieden wurde, weil er verrufen war und als nicht ganz geheuer galt. Schon waren sie eine geraume Weile gegangen und mochten eine gute Strecke zurückgelegt haben, als sie glaubten, einen Ruf zu vernehmen. Sie stutzten und merkten

auf. Da sie aber nichts mehr hörten, setzten sie beruhigt ihren Weg fort. Aber nur einige Schritte taten sie, als plötzlich ein Männlein, glühend wie Feuer, seitwärts durch den Wald schwebte und auf den Fusspfad kam. Gesicht und Körperteile konnten die erschrockenen Leute gut unterscheiden. Funken sprühten von dem Männlein, welches, auf dem Pfade angekommen, eine Strecke entfernt vor ihnen ging. Ängstlich blieben die Leute stehen, um zu beraten, was zu tun. Die feurige Gestalt aber nahm ihren Weg weiter und die Leute gingen wieder hinter ihr drein. Ihren unheimlichen Führer voran, hatten sie fast das Ende des Waldes erreicht, als das Männlein immer kleiner ward, zu einem Fünkchen zusammenschrumpfte und verschwand. Eben wollten sie den Wald verlassen, da hörten sie über sich den Ruf: „Wohin gehört dieser Markstein?“ Der beherzteste der Männer wagte zu antworten: „Dahin, wo du ihn genommen hast“. Ein Stein sauste durch die Luft und fiel in geringer Entfernung von ihnen in die Erde. Zu spät kamen sie zur Christmette, und niemand von ihnen wagte mehr bei Nacht den Pfad zu gehen.

II. Irrlichtsagen.

1. Die Eisenbahn lief noch nicht, und die Wege in der Eifel waren zudem schlecht, als ein Mann von Ulmen mit seinem Frachtwagen nach Mayen fuhr, um Waren einzukaufen. Mit hochbeladenem Wagen befand er sich auf der Rückreise, als ihn schon auf halbem Wege die Nacht ereilte. Es war Herbst und das Wetter regnerisch und stürmisch. Mühselig schleppten die Pferde ihre Last durch den aufgeweichten Boden. So kam der Fuhrmann bis in den Wald, welcher am südlichen Fusse des Berges liegt, den man das Höchst nennt. Immer stärker goss indes der Regen hernieder und immer grundloser wurde der Weg, auf dem die Pferde vergeblich festen Fuss zu fassen suchten. Voll Schrecken wurde der Mann auch bald noch inne, dass er von dem richtigen Wege abgewichen war. So konnte er in der Finsternis nicht mehr weiter, und er wusste nicht, was er tun sollte. In seiner Not begann er Gott zu bitten, ihm doch zu helfen, damit er wieder zu den Seinigen käme. Aber Mitternacht nahte, und noch

keine Hilfe war ihm geworden, so dass er befürchtete, die Nacht im Walde zubringen zu müssen. Da sah er plötzlich jenseits aus dem Walde Hochpochten einen grellen Lichtschein auftauchen, der, alles vor sich her beleuchtend, auf ihn zugeeilt kam. Bald erkannte er zwei Flämmchen, die vor den Pferden herflogen und so als Wegweiser dienten. Ausserhalb des Waldes angekommen, setzten sie sich auf die Hämmer der Pferde und blieben dort noch sitzen, als der Fuhrmann schon in seinem Hofe angelangt war. Wie er nun seine Pferde ausspannen wollte, sagte er zu den beiden Flämmchen, welche auch jetzt noch nicht wichen: „Fahrt nun hin in Gottes Namen. Dafür, dass ihr mir als Leuchte gedient und den richtigen Weg gezeigt habt, gebe euch Gott das ewige Licht“. Alsbald waren die Irrlichter verschwunden, und der Mann sah zwei weisse Gestalten, die ihm sagten, dass sie durch diese Worte und sein Gebet erlöst seien, aber schon länger als hundert Jahre auf ihre Erlösung gewartet hätten. Darauf schwebten die Gestalten immer höher und waren bald verschwunden.

2. Ein Knecht von der Maismühle bei Ulmen war mit seinem Fuhrwerk auf Kundschaft gewesen. Er war auf dem Heimwege und erst in der Gegend von Filz, als ihn die Nacht überraschte. Die Dunkelheit focht den Burschen aber nicht an, obwohl er noch durch einen tiefen Wald musste. Unheimlich begann es ihm aber doch zu werden, als ein Irrlicht auf ihn zugeflogen kam und in geringer Entfernung über seinem Kopfe schwebend ihn begleitete. In dem Glauben, dass das Irrlicht sich entferne, begann der Knecht zu beten. Lange schon hatte er gebetet, aber die unheimliche Begleitung verliess ihn nicht. Da nun das Gute scheinbar nicht half, so nahm der Knecht seine Zuflucht zum Bösen. Er begann zu fluchen und verwünschte auch das Irrlicht. Einen grässlichen Schrei ausstossend, flog dieses sofort von ihm und eine Stimme rief: „In diesem Walde, an jener Stelle steht ein junger Baum. Wenn dieser gross und dick geworden ist, wird er umgehauen und aus dem Holze eine Wiege gefertigt. Das erste Kind, welches in dieser Wiege gross gezogen wird, hat erst nach fünfzig Jahren die

Gnade mich zu erlösen So lange muss ich warten und darf mich niemanden zeigen. Wenn du aber noch zwei Vaterunser gebetet hättest, so wäre ich erlöst worden und von meinen Leiden befreit gewesen.“

3. Es war zur Abendzeit, als vor vielen Jahren ein Postwagen auf einsamer Eifelstrasse dahinfuhr. Mut war keine hervorragende Tugend des Postillons, und Reisende, deren Gegenwart ihn hätte ermutigen können, waren nicht in der Kutsche. Ein leichtes Gruseln hatte ihn schon auf freier Heide überfallen; schaurig wurde es ihm aber gar, als er mit seinem Gespann in einen düstern Tannenwald einbog. Seine Angst steigerte sich selbst zum Entsetzen, als er ein Irrlicht seinem Gefährt zufliegen sah. Mit emporgesträubtem Haar sah er, wie das Flämmchen von einem Pferd auf das andere hüpfte und ihm näher rückte. In der Meinung, das Irrlicht entferne sich, begann der Postillon zu beten. Aber immer näher kam dasselbe und liess sich zuletzt neben ihm auf dem Bocke nieder. Kaum vermochte er zu atmen, und er wagte nicht, seine Pferde zu rascherer Gangart anzutreiben. Lange schon hatte sich der Postillon in dieser üblen Lage befunden, als er sich endlich seinem Reiseziele näherte. Nun wurde der Feigling frech, und die Gebete verstummten. Statt derselben kamen lästerliche Flüche über seine Lippen, und dabei schlug er noch mit der Peitsche nach dem Irrlicht. Jämmerlich schreiend flog dieses hinweg, und eine Stimme rief: „Hättest du nur noch ein Vaterunser gebetet, so wäre ich erlöst gewesen. So aber muss ich warten, bis hier an dieser Stelle eine Eichel gesetzt wird. Wenn dieselbe zu einem Baume herangewachsen ist, wird er umgehauen und aus dem Holze eine Wiege gezimmert. Das erste Knäblein, welches man in diese Wiege legt, wird ein Priester und durch die erste Messe, welche dieser Priester liest, werde ich erlöst werden.“

Über die beiden letzten Erzählungen vergleiche die Anmerkung zu der Sage: „Die Jungfrau in der Ockenfelser Burg“. Mitgeteilt von O. Schell im 1. Jahrgang, Seite 158 dieser Zeitschrift.

Liebeszauber und Liebesorakel im Bergischen.

Von **Otto Schell.**

In seinem „Religionswesen der rohesten Naturvölker“ [1]) spricht sich G. Rosskoff über das Wesen der Zauberei im allgemeinen klar und bündig dahin aus, dass sich der Glaube an dieselbe bei allen Naturvölkern auf niederer Stufe finde.[2]) Damit ist über den tiefinnersten Wert der gesamten Zauberei auch bei unsern Kulturvölkern scharf aber treffend geurteilt. Als letzter Grund der Zauberei darf das Unvermögen des Menschen gelten, das Wesen und Wirken der Natur, namentlich ihren Einfluss auf das Menschenleben zu ergründen. Eine übersinnliche Macht, meist im Boden der Religion wurzelnd, geheimnisvoll in vielfach unverstandene Formeln gehüllt, soll dem Menschen die vorhin dargelegte Differenz lösen. Der Glaube an Zauberei ist darum einerseits ein Eingeständnis der menschlichen Schwäche und Ohnmacht, andrerseits ein unverstandenes Streben zu einer höheren Macht hin, und damit einschliessend einen Teil des religiösen Bedürfnisses, das allen Menschen innewohnt. Das Mittelalter sah beim deutschen Volke den Höhepunkt des Glaubens an Zauberei; die Hexenprozesse sind Beweis genug dafür.

Der Liebeszauber ist eins der interessantesten Kapitel der Zauberei und noch heute keineswegs ausgerottet.[3]) Die wenigen Beispiele, welche weiter unten aus dem Bergischen folgen, sind fast ausnahmslos dem heute noch herrschenden Volksglauben entnommen. Innig verwandt mit dem Liebeszauber sind die Liebesorakel. Der einsichtsvolle Weyer, der Vorkämpfer gegen den entsetzlichen Hexenwahn, mag zum Schlusse dieser einleitenden Worte das Wort erhalten,[4]) wenn er allen Liebeszauber für unsinnig und sündhaft hält, welcher

[1]) Leipzig 1880; Seite 130 ff.

[2]) Man vergl. dazu auch, was Edward B. Tylor, Die Anfänge der Kultur — deutsch von Spengel-Poske — an verschiedenen Stellen darüber sagt.

[3]) Das bezeugen allein die Schriften von Wuttke, Frischbier, Marsick etc. etc.

[4]) Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins XXI, 46.

sich nur wirksam in der Zerstörung der Gesundheit erweise. Kein anderes sicheres Mittel, führt er weiter aus, gebe es, Liebe zu erregen, als Sittenreinheit und alles, was sonst wohlgeartet und anständig sei.

1. In Mülheim an der Ruhr setzt man einen Frosch in einem durchlöcherten Schächtelchen einige Tage in einen Ameisenhaufen. Das zurückbleibende Rückgrat braucht ein Bursche nur mit dem Mädchen, dessen Liebe er erwecken will, in Berührung zu bringen, so kann es nicht mehr von ihm lassen.[5])

Im Dönberg und am Deilbach steckt man ebenfalls einen Frosch in einen Ameisenhaufen. Nach einigen Tagen kehrt man zurück und findet nur die Häkchen und Schäufelchen. Berührt ein junger Bursche mit ersteren das Mädchen, das er liebt, so kann sie nicht mehr von ihm lassen. Berührt er sie aber mit den Schäufelchen, so wendet sie ihre Liebe von ihm ab.

Ausführlicher beschreibt Wilh. von Waldbrühl (Rhingscher Claaf, Opladen 1869) diesen im Bergischen sehr verbreiteten Liebeszauber:

Man nimmt einen Höppeling (Frosch), legt ihn in eine Schachtel, in welche man Löcher bohrt, und setzt diese in einen Waldameisenhaufen. Dann wendet man sich schnell um und eilt weg, denn wenn man den Frosch schreien hört, wird man taub. Nach 8 Tagen holt man die Schachtel wieder, in welcher nur noch das Knochengerüst des Frosches sich vorfindet. Vor allem findet man ein auffallendes Schäufelchen und ein kleines Häkchen, welche man aus der Schachtel nimmt und sorgfältig aufhebt. Hat man nun ein Mädchen, dessen Liebe man gewinnen will, so berührt man sie mit dem Häkchen, dass sie es nicht fühlt. Dann ist es ihr angetan. Sie muss dem Burschen dann folgen und in allem zu

---

[5]) In andern Gegenden wird vielfach die Fledermaus als Liebeszauber verwandt (Pommern, Ostpreussen, Bosnien, Herzegowina, Marokko, Ungarn etc.); man vergl. dazu Zeitschrift des Vereins für Volkskunde IX, 249. Der Frosch tritt als Liebeszauber u. a. noch in Mecklenburg auf (Bartsch II, 57 ff., 353). Frischbier (Hexenspruch und Zauberbann S. 160) berichtet Ähnliches von der Eule.

Willen sein. Will man sie nicht mehr haben, so berührt man ihren Leib mit dem Schäufelchen, und sie geht ihrer Wege.

2. Das schwarze Pulver von dem Bovist (Lycoperdon bovista), welcher gern unter Eichen wächst, geben die jungen Burschen am Deilbach und im Dönberg den Mädchen, deren Liebe sie erwerben wollen, zu trinken. Hat das Mädchen diesen Trank genommen, dann folgt es dem Burschen überall und kann nicht von ihm lassen.

3. Johann Weyer erzählt im 5. Buch seines Werkes über Dämonen, Kap. 2, S. 307, „dass, um die Gunst der Weiber zu gewinnen, sogar Geistliche noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts auf Bergen und in Wäldern ‚den Teufeln‘ (den alten Heidengöttern) Opfer angezündet hätten“.

4. Kanthariden oder spanische Fliegen gibt man als Tinktur oder Pulver dem zu geniessen, dessen Liebe man gewinnen will (Elberfeld).

5. Ein Mädchen, welches die Liebe eines Burschen gewinnen will, kleidet sich aus, bestreicht sich ganz mit Honig und wälzt sich dann im Hafer herum. Ein anderes Frauenzimmer kratzt diesen Hafer dann sorgfältig ab. Jene lässt dieses Getreide dann mahlen, backt davon Brot oder Kuchen, was sie dem Manne ihrer Wahl zu essen gibt, welcher nach dem Genusse in heftiger Liebe entbrennt.[6])

6. Kauft ein junger Bursche oder ein Mädchen einen irdenen Topf, doch so, dass weder Käufer noch Verkäufer ein Wort sprechen, dann können sie mit diesem Topf Liebeszauber üben. Sie gehen heim, setzen den Topf mit Wasser auf den Herd und werfen ein gewisses Kraut (welches, konnte ich nicht erfahren) hinein. Schwillt die kochende Masse in dem Topf schnell, so muss der oder die Geliebte schnell herbeilaufen. Kocht es langsam, so naht der Betreffende auch langsam. Aber innerhalb zwei Stunden muss er sich zeigen. Gewisse Tage sind nicht vorgeschrieben.

7. Ein anderer Liebeszauber geschieht mit der Körfges-

---

[6]) Man vergl. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde I, 182 (3) E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 166; Andree, Braunschweigische Volkskunde S. 297; Bartsch, Sagen usw. aus Mecklenburg II, S. 352 ff.; Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann S. 159 u. v. a.



wurzel (Zaunrübe, Bryonia alba). Legt ein Mädchen eine Scheibe davon in den Schuh, so war es dem, der mit ihr tanzte, angetan. Daher der Spruch:

„Körfgeswurzel en dem Schohn
Hät et manchem angedohn."
(Rhingscher Claff, Fussnote auf S. 15.)[7])

8. Einst lebte zu Müllenbach im Oberbergischen ein alter Lehrer, welcher eine bildschöne Tochter hatte. Von nah und fern fanden sich darum die Freier ein. Vor allen Dingen bemühte sich ein junger Lehrer aus der Nachbarschaft um die Liebe des Mädchens. Da er fürchtete, ein anderer möchte ihn aus dem Herzen des Mädchens verdrängen, so geriet er schier in helle Verzweiflung. Er wandte sich an erfahrene Leute und klagte ihnen seine Not Man lehrte ihn nun, in der Matthiasnacht eine Schüssel mit Wasser auf sein Schlafzimmer zu stellen und ein Handtuch daneben zu legen. Um 12 Uhr werde dann das Mädchen erscheinen, sich waschen, abtrocknen und wieder verschwinden. Der junge Mann befolgte genau die empfangenen Vorschriften, und es ereignete sich alles genau so, wie man es ihm gesagt hatte. Er führte später dieses Mädchen auch heim.[8])

9. In der Matthiasnacht gingen die Mädchen früher an einen Quell, zündeten Lichter um denselben an und warfen Kränze von Wintergrün und Efeu, aber auch von Stroh, in denselben. Dann umtanzten sie den Quell unter Absingung alter Lieder und schritten rücklings herzu und erhaschten einen Kranz. Fassten sie einen grünen Kranz, so blühte ihr Glück im Schosse der Zukunft; ein Strohkranz aber deutete ihnen kommendes Unglück an. So berichtet Montanus.[9]) Dieser Brauch dürfte in der bekannten Verfügung des grossen Kurfürsten für die Grafschaft Mark vom Jahre 1669 verdammt

[7]) Man vergl. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, S. 166.

[8]) Man vergl. Kuhn, Westf. Sagen, S. 123 ff. Auch in Lieberhausen wendet man dieses Verfahren an, aber hier erscheint der Bräutigam, wenn das Mädchen ein Licht, eine Waschschüssel mit Wasser und ein Handtuch zur Stelle hat.

[9]) Volksfeste, S. 22.

werden, wenn davon die Rede ist, dass auf Matthiasabend Blätter ins Wasser gelegt werden.[10])

10. Ein weit verbreitetes und bis auf unsere Tage herabreichendes Pflanzenorakel haftet am Johanniskraut (Sedum telephium). Junge Leute, die ein Liebesverhältnis angeknüpt hatten, suchten die Stärke und Dauer desselben dadurch zu ergründen, dass sie zwei Exemplare von dieser Pflanze in eine Mauer pflanzten. Wuchsen dieselben auf einander zu, so bildete eine Heirat den Abschluss des Verhältnisses.[11]) Schon der grosse Kurfürst von Brandenburg verbot durch eine kulturhistorisch hochbedeutsame Verfügung vom 18. Juli 1669 für die dem Bergischen benachbarte Grafschaft Mark „Johanniskraut oder Donnerlauch auf Johannistag in die Wände zu stecken“. Diese Verordnung spricht auch davon, dass Johanniskränze oder -Kronen angehangen würden. Montanus (Volksfeste, S. 35) berichtet von einem Tanzen unter der Johanniskrone und weist diesen Gebrauch ausdrücklich dem Rheintale zu.

11. In der Umgegend von Elberfeld pflanzten junge Leute, wenn sie um das Liebesverhältnis anderer wussten, am Johannistage zwei braune Kohlstauden und benannten diese mit den Namen der Liebenden. Derjenige nun, dessen Staude sich beim weiteren Wachstum von der andern abneigte, löste das Verhältnis. Wuchsen hingegen beide Pflanzen aufeinander zu, so wurde ein Paar daraus.[12])

12. In der Silvesternacht suchen die Mädchen den Stand ihres Zukünftigen zu ermitteln, indem sie geschmolzenes Blei durch einen Schlüsselkamm in eine Schüssel mit kaltem Wasser giessen (das sogen. Bleigiessen). Aus der Form der sich bildenden Bleistücke glaubt man das Handwerksgerät des kommenden Freiers erschliessen zu können. Auch in Wipper-

---

[10]) Zeitschrift des Berg. Geschichtsvereins XI, 83 ff. Namentlich als Liebesorakel resp. Liebeszauber dürfte dieses Verfahren angewendet worden sein. In vielen Gegenden tritt die Andreasnacht an die Stelle der Matthiasnacht.

[11]) Man vergl. Am Urdh's Brunnen, Jahrg. 1882, Heft 6; Kuhn, Westf. Sagen, S. 174 ff.

[12]) Man vergl. dazu meine Abhandlung im Archiv für Religionswissenschaften IV, 332 ff.; ferner in dieser Zeitschrift I, 55 (Beiträge zum Baumkultus im Bergischen).

fürth giessen die jungen Mädchen in der Silvesternacht Blei. Eine Kundige muss aber zugegen sein, welche die Formen zu deuten vermag. Namentlich glaubt man hier, den Vornamen des Freiers erschliessen zu können. Auch in Hülsenbusch, am Deilbach und im Dönberg ist das Bleigiessen mit dem Schlüsselkamm gebräuchlich.

13. In Hülsenbusch stellt sich das Mädchen vor den Ofen, um den Zukünftigen zu schauen, und zwar in der Silvesternacht.

14. In Homberg bei Ratingen stellt man sich in der Silvesternacht um 12 Uhr auf einen Kreuzweg; dann erfährt man, ob man demnächst Glück oder Unglück zu erwarten hat. Begegnet einem dann ein junges Mädchen resp. ein junger Mann, so hat man Glück zu erwarten; ein erscheinendes schwarzes Gespenst verkündet hingegen Unglück.

15. In der Silvesternacht lässt man mehrere Nussschalen mit kleinen Lichtern in einer Wasserschüssel schwimmen. Jedes Licht bedeutet eine bestimmte Person. Treffen sich zwei Nussschalen, so werden die betreffenden Personen ein Paar.[13])

16. Werden zufällig 2 Lichter auf einen Tisch gestellt, so ist eine Braut im Hause.

17. Wenn sich ein Mädchen beim Putzen nass macht, so bekommt es einen versoffenen Mann (Radevormwald).

18. Niessen beim Ankleiden verkündet der Jungfrau, dass sie bald Braut wird.

19. Ein jetzt unverstandenes Kinderspiel war ehemals ein Orakel junger Mädchen, dazu bestimmt, den Stand des Zukünftigen zu erfahren. Kinder nehmen eine Blüte der weissen Wucherblume (Chrysanthemum leucanthemum) und singen, indem sie eine weisse Strahlenblüte nach der andern ausrupfen:

Edelmann, Bêdelmann, Kôpmann, Paschtuar,
Schnieder, Schuster, Dreckelsmajuar.

Das wird so lange fortgesetzt, bis keine Strahlen mehr vorhanden sind (Goethe's Faust).

20. Von den heimischen Blumen hat die Maassliebe (Bellis perennis) zu allen Zeiten hierzulande als Orakel ge-

[13]) Man vergl. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XIV, 280.

golten. Man zupft ein Blatt nach dem andern aus dem weissen Blütenkranz und spricht dabei: Sie (Er) liebt mich von Herzen, mit Schmerzen, über alle Massen, kann von mir nicht lassen, ein wenig, gar nicht (man vergl. dazu Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, X, 227).

21. Ferner darf man das Ziehen von Gras- oder Strohhalmen, das Suchen eines vierblättrigen Kleeblattes und vieles andere hierher zählen.

Lippische Kinderlieder.

Von **K. Wehrhan**, Elberfeld.

(Fortsetzung von Heft II, 1905.)

VI. Allerhand Sprachscherze.

227. Wörter und Sätze zu schnellem und wiederholtem Nachsprechen.

Wer sich dabei verspricht, ist dem Hohngelächter der übrigen Mitspieler ausgesetzt. Die zugleich eine nützliche Sprech- und Zungenübung abgebenden Wörter und Sätze werden auch wohl zu Pfänderspielen verwendet. Von passenden und gebrauchten Wörtern führen wir an (jedes ungefähr zehnmal schnell hintereinander zu sprechen!): Mettwurst; Wurst; Kohltopf usw. Verschiedene Sätze sind:

228. Fritz fing frische Fische,
Frische Fische fing Fritz.

229. Braunes Bier brauen Bierbrauerburschen,
Bierbrauerburschen brauen braunes Bier.

230. Snüidəršeər šnitt šarp.

231. Spitzkən sprang in Kanzlərs kutzkən [Dimin. v. Kutsche].

232. Hitze hat sie, sagt sie, hätt' sie,
'Kühlung braucht sie, sagt sie, tät' sie.

233. Ein konstantinopolitanischer Dudelsackpfeifer geht ums konstantinopolitanische Rathaus herum. (Dreimal in einem Atemzuge zu sagen.)

234. Wenn mancher Mann wüsste
Wer mancher Mann wär
Gäb' mancher Mann manchem Mann
Manchmal mehr Ehr.

Diese Alliteration ist weit bekannt und schon 1465 in der Literatur nachweisbar (Böhme a. a. O. S. 301).

235. Ein Gespräch zum Nachsprechen. Zwischen je zwei Worte wird „sagte sie“ = „see sə“ eingeschoben, im ferneren Verlauf des Gespräches hier nur durch einen Gedankenstrich markiert:

χun dach, see sə, will, see sə, sǫ̈i, see sə, wall — seu — χeut — stüin — un — lainən -- müə — eerə — botterkernən —?

jo — dat — will — ek — wal — deun —, öwwər — sǫ̈i — es — niχ — χanz — rǫ̈jjən —; wenn — sǫ̈i sə — rǫ̈jjən — makən — will —, dann — kann — sǫ̈i sə — wal — krüijen —,

na — lǫ̈iwər — χo — ek — noər — annərn — nowərskən —; adjüs — dankə —!

236. Dies ist der kleine hölzerne Mann,
Dies ist der Schlüssel des kleinen hölzernen Mannes,
Dies ist das Schloss des Schlüssels des kl. h. M.,
Dies ist die Tür des Schlosses des Schlüssels usw.
Dies ist das Haus der Tür des Schlosses usw.
Dies ist der Mann, dem gehörte das Haus der Tür usw.
Dies ist die Frau des Mannes, dem gehörte usw.

Die Sätze können beliebig fortgesetzt werden und sind auch beim Pfänderspiel im Gebrauch. Einige ähnliche Strophen sind im folgenden mitgeteilt:

237. Sätze zu schnellem Nachsprechen:

Dies ist der hölzerne Mann,
Dies ist das Haus des hölzernen Mannes,
Dies ist die Tür des Hauses des hölzernen Mannes,
Dies ist das Schloss zur Tür des Hauses d. h. M.,
Dies ist der Schlüssel zum Schloss zur Tür d. H. d. h. M.,
Dies ist die Maus, die benagt hat den Schlüssel zum Schloss usw.,
Dies ist die Katze, die gefressen hat die Maus, die benagt hat den Schlüssel zum Schloss zur Tür des Hauses des hölzernen Mannes.

238. Herr N. N.!
Ich hatte eine Mütze,
Eine Pelzmütze,
Eine doppelt gefütterte Fuchspelzmütze.
Herr N. N. lässt sagen,
Dass er der echte, rechte doppelt gefütterte Fuchspelzmützenmacher N. N. sei.

239. Guten Tag, gnädiger Herr!
Ich, gnädiger Herr,
Komme vom gnädigen Herrn,
Um Ihnen, gnädiger Herr, zu sagen,
Dass unsere Katze blitzblaue Augen,
Donnergraue Haare,
Meergraue Vorderfüsse,
Aschgraue Hinterfüsse
Und einen kugelrunden Schwanz hat.

240. Knipp, knapp, Knäbelein,
Beiss mich nicht ins Bein hinein!
Lach' mir nicht!
Spott' mir nicht!
Zeig' mir deine Zähnchen nicht.

Durch Kitzeln an dem Knie sucht man den andern Mitspieler zum Lachen, zum Zeigen der Zähne zu bewegen.

241. Dies ist der Schlüssel zum Garten,
Worauf drei Jungfrau'n warten.
Die erste hiess Binka,
Die zweite hiess Bibeljabinka,
Die dritte hiess Zezeknickknackknabeljababelja-bebeljabibeljabobeljabubeljabinka.
Da nahm Zezeknickknackknabelja usw. -bubelja-binka einen Stein
Und warf Bibeljabinka ans Bein;
Da weinte Binka.

242. Dies ist der Schlüssel zum Garten,
Worauf drei Jungfrau'n warten;
Die erste hiess Zib,
Die zweite hiess Zibziblib,
Die dritte hies Zibziblibziblemene. —
Dies ist der Schlüssel zum Garten,
Worauf drei Herren warten;
Der erste hiess Schack,
Der zweite hiess Schackschabrack,
Der dritte hiess Schackschabrackschwadronika. —
Schack heiratete die Zib,
Schackschabrack heiratete die Zibziblib,
Schackschabrackschwadronika heiratete die Zibzi-blibziblemene.

243. Sätze mit absichtlich verdrehter Wortstellung.

Das Kind soll diese Sätze richtig stellen und den Unsinn entfernen. Das macht den Kindern viel Vergnügen und ist zugleich bildend. Wer beim Pfänderspiel, bei dem diese

Sätzchen auch verwandt werden, den Satz logisch bildet, muss ein Pfand geben.

Voriges Jahr im Handschuh verlor ich meinen Herbst.
Ich ging drei Tage finden als ich ihn suchte.
Da kam ich an ein grosses Guck und lochte da hinein,
Da sassen drei vornehme Stühle auf einem sehr hohen Herrn.
Da nahm ich meinen guten Tag und sagte: „Schönen Hut, meine Herren!
Da bring ich drei Pfund Strümpfe auf ein Paar Garn,
Sie sollen morgen fertig werden, dass ich sie heut noch anziehen kann."

244. Sprachscherze, in der Betonung liegend:

Ich sass an meinem Schub- fen- ster- chen
Und dachte an mein Vor- der- be(e)n;
Da kam ein kleines Ges- pen- ster- chen
Und zupfte mich am Rock- är- me(h)l.

Schnell hersagen mit deutlicher Skandierung!

245. Ein Satz, der sich nicht reimt, den man beim Lesen aber zu einem reimenden machen soll:

Lieber N. N., von mir weichen
Willst du wirklich ?
Guter Freund —
Nimmermehr verlass ich dich!

Man lese die Interpunktionszeichen mit!

246. Sauerkraut-Latein, d. h. Sprachscherze, welche niedergeschrieben das Aussehen lateinischer Sätze haben, aber harmloses Deutsch enthalten (Böhme a. a. O. S. 303).

Immo filamentum. (Im Hof fiel lahm' Ent' um.)
Di curante bissivil. (Die Kuh rannte, bis sie fiel.)
Distinquentum. (Dies Ding wend' um! = Name für Drehkreuze, die einen engen Weg sperren.)

247. Die Geheimsprachen.

a. Die „B"-Sprache, welche darin besteht, dass der Vokal und die etwa nachfolgenden Konsonanten jeder Silbe wiederholt werden mit Voransetzung eines b, was den Kindern Vergnügen bereitet, dem Uneingeweihten unverständlich klingt, dabei zur Schärfung des Ohres und der Zunge dient. Diese Sprache ist auch (s. Böhme 304) unter den Kindern in Hessen, Oldenburg und dem Vogtlande gebräuchlich, wo auch noch andere, die H-, die Nef-, die Bo-, die

Bei-, die O- und die Erbesen-Sprache angeführt sind. In Lippe ist mir erstens die B-Sprache bekannt geworden. In dieser heisst z. B. der Satz: „Du bist ein dummer Junge“ folgendermassen: „Dubu bibist eibein dubummeber Jubungebe“. Doch soll auch die Erbsen- oder Erbesen-Sprache in den sechziger Jahren gesprochen sein.

b. Die „H-F“-Sprache. Die Silbe eines Wortes wird dabei folgendermassen umgebildet: man setzt „h“ mit dem Silbenvokal voran, dann die ganze betr. Silbe, dann noch einmal den Silbenvokal, dann folgen noch „f“, der Silbenvokal und dahinterstehende Konsonanten der Silbe. Rot heisst demnach: „horotofot“; Bild: „Hibildifild“ usw.

248. Was die Kinder gern in ihr Buch schreiben (Federproben, auch Tintehornphrasen genannt):

N. (Taufname) bin ich genannt,
N. (Ortsname) ist mein Vaterland,
Am (Datum) bin ich geboren,
Wer's Buch find't, ich hab's verloren.

249. Dieses Buch, das ist mir lieb,
Wer es stiehlt, der ist ein Dieb.
Wer es mir aber wiedergibt,
Der ist mir lieb.

250. Dieses Buch hab ich gekauft,
N. N. bin ich getauft.

251. Schulreim.

6 mal 6 ist 36,
Ist der Lehrer noch so fleissig,
Und die Kinder noch so dumm,
Kehrt der Lehrer 'n Stecken um
Haut die Kinder um und um.

VII. Ansingelieder aus verschiedenen Jahreszeiten.

Am Neujahrstage ziehen die Kindern einzeln und zu mehreren von Haus zu Haus in der Nachbarschaft und sagen:

252. Ek χrattəliər juff äuk ten nijjən joər
χəsundhǫit un laŋət libən.
Niu möjjə müə äuk ən dickən appəl gibən!

253. Preust nüjoər!
χəsundhǫit un laŋet libən,
mött mü 'ən düjəntən (dicken) kreŋəl χibən.

Die **Fastnacht** wird vom Volke in Lippe fast nicht mehr gefeiert. Nur einen Spruch konnte ich dazu aufzeichnen:

254. Fassəlobənd, Fassəlobənd aŋəfaŋən,
Heda! muttər, mettwost haŋən!
Heda! hönner, ṡwart un witt
Də juff (euch) half ṡock ǫ̈jjər ṡ . . .
ǫ̈int es niχ, twǫ̈i es wat,
giwət us drǫ̈i, dann χo wüə patt.

Gebräuchlicher ist schon das Sammeln an **Ostern**, wo nicht nur Eier, sondern auch allerlei Materialien zum Osterfeuer gesammelt werden. Besondere dabei gebräuchliche Reime sind mir nicht aufgefallen, nur ein auf Ostern bezügliches Lied ist mir bekannt geworden:

225. Wenn 't äustərn es, wenn 't äustərn es,
Dann ṡlacht müən taitə 'n bock,
Dann spinnt müənə mömmə
Dann wöərkt [webt] müijn = müion faər [Vater]
Dann giff't [krüəj' ək] ən nüjjən rock.

An Pfingsten werden überall die Pfingsteier gesammelt unter Absingen von Liedchen:

256. Rund, rund, rund, rund klowərnblatt,
lot't ən wat, lot't en wat!
lot't us niχ te laŋə stoən
wüə möt't näun huiskən foidər [weiter] goən
van hüər bet na Köllən,
Köllən es nä wüidər hen,
mött't näu jümmər maiər hen
1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10 —
elm wi wüə inn 'ə pannən ṡloən,
twelwə sall upp ən diskə stoən. —
Krüijə wüə niu ən Öχ?

257. Wüi witt dən heərn hultijeərn [huldigen].
χiwət ən wat!
lot't ən wat!
lot't ən niχ teu laŋe stoən,
wü witt näu ən huiskən foidər goən,
van hüər bet na Köllən;
Köllən es näu wüidər hen,
Do kommt näu jümmər majjər hen:
ǫ̈inə — twǫ̈i,
twǫ̈i — drǫ̈i,
drǫ̈i — vǫ̈ər,
usw. bis

elwə — twelwə,
twelwə wi wüə innə pannən šloən,
lot't us niχ teu laŋə stoən!
lǫiwə fruwwə, χiff us wat!

Bei erfolgreichem Bitten heisst es danke; umgekehrt bekommt die Frau nichts Gutes zu hören.

Das Lied wird von Knaben und Mädchen, zuweilen auch von jungen Leuten an Pfingsten gesungen, um Eier einzusammeln, die später gemeinsam verzehrt werden.

Pfingstumzüge sind noch ziemlich häufig. Man kennt auch in der Gegend von Detmold noch den Namen „Pfingstochse“ (s. Kuhn, Westfälische Sagen II; Böhme, Kinderlied usw.), doch nur als ein dem Metzger überlieferter, besonders feister Ochs, der mit Mai, d. h. mit Birkenlaub reichlich geschmückt, im Triumph von den Metzgergesellen eingeholt, von den Kindern begleitet und noch vor wenigen Jahren in Detmolder Zeitungen durch ein eigens verfasstes Gedichtchen eines humorvollen Fleischermeisters angekündigt wurde. Mailaub spielt in Lippe eine sehr grosse Rolle an Pfingsten. Die Häuser werden im Innern und vor der Haustür noch heute festlich damit geschmückt; junge Mädchen erhalten in der Pfingstnacht Maibäume von ihren Burschen vor die Tür oder vor das Fenster gepflanzt.

258. Wü witt, wü witt kristoljən jarən
giwət us wat,
lot't us wat!
lot't us niχ teu laŋə stoən
möt't näu 'n huiskən foidər goən
van hüər bet na Köllən,
Köllən es näu foidər hen,
kommt näu jümmər maiər hen
ǫinər — twǫi,
drǫiər — vǫər,
füiwər — sess,
sibənər — acht,
nijənər — tǫjjən,
elmən wi wüə innə pannən šloən.
Hut (gejauchzt), anöinkə näu ǫinə!

Die meisten Lieder werden noch am Martinsabend gesungen z. B.

259. Wir treten hervür,
Vor unsere Tür,
An diesem heiligen Abend. Guten Abend.
Wer uns was gibt
Und nicht vergisst,
Der kriegt eine goldene Krone.
Die Krone, die reicht
So weit, so weit
An diesem heiligen Abend. —
Dieses (Herr N. N.) ist ein guter Mann,
Der manchem auch was geben kann;
Er gibt uns Äpfel und viele Nött (Nüss)
Wir geben unsern Dank dafür heute Abend.
Guten Abend!

Fragment eines anderen Martinsliedes:

260. Süntə märtən, χeut mann,
de us wal wat χibən kann —
— — — — — — — — —
Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch
Gebratenen Fisch,
Ein Gläschen Wein,
'n Stück Zucker drein,
Das soll dem Herrn seine Mahlzeit sein
Auf diesem, auf diesem Theater.

261. Süntə märtən, χeut mann,
de us wat vərtellən kann.
də äppəl un də biərn,
də nöttə χoət na miərn (oder: näu met)
lǫivə fruwwə, χiff us wat!
lot us niχ teu laŋə stoən,
wü witt näu 'n huiskən foidər goən,
van hüər bet na Köllən.
Köllən es niχ wüit van hüər.
χiwət, χiwət, χiwət,
dat wüə laŋə liwət;
χiwət us ən nott (Nuss)
de ślоə wü inn'n pott;
χiwət us ən wannot (Walnuss)
de ślоə wü inn'n käulpott.
Vijjəlinə, vijjəlanə,
wie schön ist die Dame;
vijjəlinə, vijjəlanə,
wie schön ist der Herr!
wenn də ślöttəl klappərt,
kräijə wü wal ən appəl,

wenn də šlöttəl kliŋet,
wert et us wal wat briŋən.
Klipp, klapp, reusənblatt,
lǫiwə fruwwə, χiff us wat!

Variation einzelner Zeilen:

də appel un də biərn,
də χoət wal miərn;
də nöttə un rosinən
də könn wüə wal timən usw.

oder: də äppəl un də biərn
də häw wüə doch seu χeərn.

Statt Köln heisst es auch Deppel = Detmold.

Bei erfolgreichem Bitten heisst es hier ebenfalls: danke! anderenfalls:

Süntə märtən šwewəlstickən . . . . . .

262. Süntə Märtən, χeut mann,
de et näu wal deun kann.
də äppəl un də biərn,
də nöttə mach eck χeərn.
Lǫiwə fruwwə, giff us wat
lǫtt us niχ teu laŋə stoən
wü mött't näu ən huiskən foidər χoən,
van hüər bet na Deppəl.
Deppəl es nä wüit van hüər:
vǫrəntwintiχ stunnə.
wenn də šlöttəl klappərt,
krüijə wü wal 'ən appəl;
wenn də šlöttəl kliŋət,
werd sə us wal wat briŋən.

263. Ich stand einmal vor dem Herrn N. N. seiner Tür,
Da stand der Herr N. N. selber davür,
Auf diesem, auf diesem Triater.
Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch,
Gebratenen Fisch,
Ein Gläschen Wein
Mit Zucker darein,
Das soll dem Herrn N. N. seine Mahlzeit sein
Auf diesem, auf diesem Triater.

264. Das Hermanns- oder Arminslied.

Hermən, sla lärmən,
lait pipən, lait trumən (oder: sla pipən, sla tr.)
də kaisər will kumən
met hammər un staŋən,
will Hermən uphaŋən. —

Un Hermən sloχ (oder: sla) lärmən,
sloχ pipən, sloχ trumən,
də fürstən sind kumən
met oll eerən mannən,
hätt Varus uphaŋən.

Diese beiden Strophen stimmen nebst der dazu gehörenden Melodie im grossen und ganzen mit der bei Böhme 331 wiedergegebenen Fassung überein. Böhme bringt das Lied aus Dortmund aufgezeichnet. Vor ca. 20 Jahren habe ich es noch selber häufig im Verein mit gleichaltrigen Genossen mitgesungen, besonders oft auf dem ziemlich langen Schulwege. Bis um 1500 soll es, wie Böhme mitteilt, als Kinderlied zum Empfange des Sommers im sächsischen Hessen (in der Diemelgegend), im Paderbornschen, Ravensbergischen, im Bistum Minden und in Westfalen gelebt haben. Lippe liegt zwischen den ebengenannten Landesteilen, und dort habe ich es, wie gesagt, in den 80er Jahren noch selber mitgesungen. Ich wüsste aber nicht, dass es in meiner Heimat nur als Ansingelied für den Frühling oder den Sommer bekannt ist.

Vgl. Fr. Bahlmann, Münsterische Lieder und Sprichwörter in plattd. Sprache, Münster 1896 S. 30. J. Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Ausgabe, Bd. I S. 294, Bd. III S. 106. Erk-Böhme, Liederhort III S. 166 ff. Weitere Strophen aus der Gegend von Rinteln s. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I S. 291, 360.

VIII. Kinderpredigten, Kettenreime, fromme Reime, Verschiedenes.

265. Ein Huhn und ein Hahn,
Die Predigt geht an;
Ein Hahn und ein Huhn,
Die Predigt ist nun;
Eine Katze und eine Maus,
Die Predigt ist aus.

266. Ein Huhn und ein Hahn,
Die Predigt geht an;
Ein Kuh und ein Kalb,
Die Predigt ist halb;
'ne Katze und Maus,
Die Predigt ist aus;

Geht alle nach Haus
Und haltet einen Schmaus;
Habt ihr was, so esst ihr was,
Habt ihr nichts, vergesst ihr das;
Habet ihr ein Stücklein Brot,
Teilet ihr es mit der Not;
Habet ihr ein Brosämlein,
Streut es aus den Vögelein.

267. Ich bin der Herr Pastor
Und predige euch was vor —
Von Katzen und von Mäusen
Und allen guten Gäusen,
Und wenn ich nicht mehr weiter kann,
So fang ich wieder von vorne an.

268. Kettenreim.

Der Wind, der weht,
Der Hahn, der kräht,
Der Fuchs sitzt auf dem Baume,
Da fällt die gelbe Pflaume,
Ich sprach, er sollt' mir eine geben,
Er sprach, er wollt' mir Steine geben,
Da nahm ich meinen Stock
Und schlug ihn auf den Kopf;
Da rief er: Bruder Jakob!
Jakob, Jakob, lass mich leben,
Ich will dir alle meine gelben Pflaumen geben.

269. „Frau Meier, Frau Meier,
Was kosten die Eier?"
„Sie kosten 'n Dreier."
„Frau Meier, Frau Meier,
Das ist mir zu teuer!"

270. Lieber N. N., ich will dir was sagen:
Die Katze hat 'n Magen,
'n Magen hat die Katze;
Du bist 'ne alte Fratze!

271. Kindergebet (Eine grosse Menge frommer Reime sind ursprünglich aus dem Volksmunde hervorgegangen):
Ich bin klein,
Mein Herz ist rein,
Soll niemand drin wohnen
Als Jesus allein.

272. Lieber, lieber Nikolas,
Bring uns kleinen Kindern was!
Lass die grossen laufen,
Die können sich selber was kaufen.

273. Wir dürfen hier auch folgendes etwas sehr profan klingende Reimchen nicht übergehen:

Lieber Gott, ich bitte dich,
Verlass mich nicht bei Tische.
Und gib, dass ich zu jeder Zeit
Das grösste Stück erwische.

274. Abendsegen.

(Kindergebet vor dem Schlafengehen.)

Abends, wenn ich schlafen geh',
Vierzehn Engel bei mir stehn,
Zwei zu meiner Rechten,
Zwei zu meiner Linken,
Zwei zu meinen Häupten,
Zwei zu meinen Füssen,
Zwei, die mich decken,
Zwei, die mich wecken,
Zwei, die mich weisen
In das himmlische Paradeischen.

Variation:

Abends, wenn ich schlafen geh',
Sechzehn Engel bei mir stehn usw.
Zwei, die mich wecken,
Zwei, die um mein Bette stehn
Und zwei, die mit mir zum Paradiese gehn.

Dieser Spruch ist nach Böhme 313 in ganz Deutschland verbreitet.

275. Bitte an das Christkind.

Christkindchen, komm in unser Haus,
Schüttle deine vollen Taschen aus,
Stell das Hopppferdchen (oder Schimmelchen) [untern Tisch,
Dass es Stroh und Hafer frisst.
Stroh und Hafer frisst es nicht,
Zuckerstuten kriegt es nicht.

276. Liebes Christuskindelein.
Bring' mir was auf's Tellerlein,
Ich will fromm und artig sein.

277. Die Lebensalter.

Fünf Jahr ein Kind,
Zehn Jahr ein Knabe,
Zwanzig Jahr ein Jüngling,
Dreissig Jahr ein Mann,
Vierzig Jahre wohlgetan,

Fünfzig Jahre Stillestand (geht's Alter an)
Sechzig Jahre geht's Alter an, (nicht mehr kann)
Siebzig Jahre Greis,
Achtzig Jahre weiss,
Neunzig Jahre Kinderspott,
Hundert Jahre Gnad' vor Gott.

In ähnlicher Fassung in fast ganz Deutschland bekannt. Vgl. J. Grimm, Rede über das Alter der Menschen, Berlin 1864. (Vgl. Böhme 713.)

Volksetymologie und Volkskunde.

Von **Dr. Esser,** Malmedy.

In der Kapelle des zur Bürgermeisterei und katholischen Pfarre Reuland (Kreis Malmedy) gehörigen Weilers Alster befindet sich die Figur eines Heiligen, den die Bauern der näheren und weiteren Umgegend bald Schwindel, latinisiert Schwindelinus, oder Schwindeler, bald Schwimmel oder Schwimmeler nennen und unter dem einen oder andern dieser Namen betend und opfernd anrufen gegen Schwindel (eiflerisch Schwimmel), Kopfschmerzen und Ohnmachtsanfälle.

Erkundigungen haben ergeben, dass es sich um den heiligen Suindbert handelt, einen gebornen Angelsachsen, der den Friesen das Christentum vermittelt hat und am 1. März 713 auf der Rheininsel Kaiserswerth gestorben ist.

Aus der ursprünglichen vollen Namensform Suindbert oder Schwindbert sind im Laufe der Zeit zuvörderst die oben aufgeführten Kurznamen Schwindel und Schwimmel hervorgegangen und zwar aus der einstämmigen Kürzung Schwind- die Verkleinerungsform Schwindel, und aus der zweistämmigen Kürzung Schwindb-, die sich zu Schwimm- gestalten musste, die Verkleinerungsform Schwimmel; diese beiden Schmeichelformen finden sich dann auch in der Rheinprovinz als Familiennamen. Die mit dem Suffix -er weitergebildeten Namensformen Schwindeler und Schwimmeler kommen dagegen, soviel mir wenigstens bekannt ist, als

heutige Familiennamen nicht vor; offenbar wollte man mit diesen neuen Bildungen auf -er den Heiligen ausdrucksvoller als denjenigen bezeichnen, der den Schwindel bezw. Schwimmel zu vertreiben und zu heilen imstande ist.[1])

Es darf nun wohl die Frage aufgeworfen werden, wie man dazu gekommen ist, den heiligen Schwindbert als Helfer gegen Schwindelanfälle, Ohnmachten u. dergl. in Anspruch zu nehmen? Das Nomen, womit das Volk den Heiligen schmeichelnd belegte, wurde zum Omen; aus dem Namen glaubte man mit Sicherheit zu ersehen, dass sein Träger von den mit Schwindel oder Schwimmel[2]) (vertigo capitis, scotôma) Behafteten erfolgreich anzurufen sei: Der Name des Heiligen stimmte ja mit der Krankheitsbezeichnung vollständig überein. In anderen Fällen genügte es schon, um einen Heiligen für eine Krankheit in Anspruch zu nehmen, wenn sein Name nur ähnlich lautete, wie das betreffende Übel. So gilt bei uns, um bekannte Beispiele anzuführen, der h. Valentin als Helfer gegen die fallende Krankheit oder Fallsucht (mhd. der vallend siechtuom), der h. Donatus als Beschützer gegen Donner und Blitz, der h. Mamertus als Arzt für Frauen mit schlimmer Mutterbrust; die Franzosen verehren den S. Génou (d. i. Gendulfus) gegen die Kniegicht, la goutte aux genoux, und den S. Maclou (d. i. Marculfus) contre les clous (Blutschwären); die Wallonen endlich glauben durch die Sainte Jennefîve (Genovefa, französisch Geneviève) von der Gelbsucht (jaune fièvre, d. i. wall. jeune fîv) befreit werden zu können und in dem S. Hâlin (d. i. Hadelin) einen zuverlässigen Helfer zu haben für krummbeinige (wall. halé) Kinder.

---

[1]) Die Bildungssilbe -er wird gebraucht für die Ableitung von Substantiven (Schwindel, Schwimmel) zur Bezeichnung einer Person nach ihrer Tätigkeit oder Beschäftigung.

[2]) Vgl. Deutsches Wörterbuch von Grimm IX, 2654, 1, a) unter Schwindel, und 2617 unter Schwiemel, wofür in der Eifel Schwimmel gesprochen wird; das Adjektiv schwimmelig (d. i. schwindelig) findet sich in dem Idiotikon von Schmitz (Sitten und Bräuche des Eifler Volkes I. 231 a).



Kleinere Mitteilungen.

Westfälische Osterbräuche.

Von **Karl Prümer.**

In verschiedenen westfälischen Städten war es Brauch und ist es vereinzelt auch heute noch, durch das Blasen eines Chorals vom Turme den Ostermorgen zu begrüssen. Eine zweite kirchliche Ostersitte, die auch heute noch besteht, war und ist die, dass nach dem Nachmittagsgottesdienste der Küster in den Turm stieg und baierte, d. h. er schlug mit dem Klöpfel der Glocke in kurzen Intervallen an diese, wobei er sich eines Seils bediente, welches am Glockenklöpfel befestigt war. In Dortmund wurde von Ostern bis Jacobi an jedem Sonn- und Festtage nachmittags mit kurzen Pausen eine Stunde hindurch gebaiert. Der Küster, welcher am 1. Ostertage nachmittags zuerst mit dem Baiern begann, erhielt in Dortmund einen Scheffel Getreide. Um diesen zu erringen, gingen die Küster den Pfarrer der jeweiligen Gemeinde an, recht frühzeitig Amen zu sagen, denn unmittelbar nach dem Amen durfte der Küster mit dem Baiern beginnen.

Wie anderwärts, so hat sich auch hier der altgermanische Brauch der Osterfeuer erhalten, obgleich sich schon der grosse Kurfürst gegen diese „heidnische Unsitte" scharf ausgesprochen hatte, allein dieses half nichts, denn dem Volke pflegen die Gewohnheitsrechte heiliger zu sein, als die geschriebenen. Ein edler Wetteifer bestand namentlich auf den Dörfern darin, möglichst das grösste Osterfeuer zu haben. Die Dorfjugend zog von Haus zu Haus, sammelte Stroh und Holz und sang dabei: „Halau, Halau 'n Schöppken Strauh föör't Pôschfüer." Nicht selten wurde auch das angesammelte Holz von der Jugend des Nachbardorfes nächtlicherweile entwendet, wodurch es wiederholt zu blutigen Fehden kam.

Den Kindern brachte der „Osterhase" bunte Eier, die in Gärten und auf den Stadtwällen versteckt wurden. Auf den Marktplätzen standen Händler, welche bunte Eier feil hielten, und das junge Volk erstand solche, um damit zu „kippen". Der, dessen Osterei beim Kippen zerschlagen wurde,

musste es dem Gewinner abgeben. Aber die Mogelei war auch hierbei schon in alten Zeiten im Schwang, denn der eine oder andere Bursche versuchte den Partner mit einem hölzernen Ei zu überlisten, aber wehe ihm, wenn die Sache ruchbar wurde, Allesamt fielen sie über den Missetäter her, nahmen ihm sämtliche Ostereier und zerbläuten ihm so gründlich das Fell, dass ihm schliesslich die hohe Obrigkeit zur Hilfe kommen musste.

In Westfalen hiessen die Tage der Osterwoche: Blo-en Mondag (an diesem Tage war es Sitte, in den katholischen Kirchen den Altar mit einem blauen Tuche zu bedecken), schäiwen Dienstag, krummen Gonsdach (Wodanstag) grünen Donnerstag (siehe Eychmans Erklärung Viridis, 'ein grunender, der dâ ôn sunde ist, grun), am grünen Donnerstag wurde frisches, grünes Gemüse gegessen, Karfreitag, niederdeutsch: stillen Fridag, Pôschowend (vermutlich aus dem Hebräischen pâsach [Verehrung der Erstgeburt] übernommen.)

Westfälischer Aberglauben, bezüglich Freien und Hochzeit.

Von **Karl Prümer.**

Wenn die Braut die Katzen nicht gut fütterte, gab es am Hochzeitstage Regen. (Die Katzen sind der Göttin Frigg geweihte Tiere, friggen = freien.) Wer seine Auserkorene unter dem Haselnussstrauch traf, bekam leicht das Jawort. Heiratete Bruder und Schwester in einem Jahr, gab es Sterben und Verderben. In der Silvesternacht giessen die Mädchen Blei ins Wasser. Der Buchstabe, welcher sich bildet, ist der Anfangsbuchstabe vom Vornamen des zukünftigen Bräutigams. Dem Marienblümchen oder der Wucherblume wurden die Blätter ausgerissen, und es wurde dabei gesagt: Er liebt mich, von Herzen, mit Schmerzen, ein klein wenig, gar nicht. Die Worte, welche zum letzten Blatt gehörten, waren die Orakelworte. Mädchen setzten einen Marienkäfer (Herguotsvüögelken) auf die Spitze des Zeigefingers und zählten dabei: 1 Jahr, 2 Jahr, 3 Jahr usw. In dem Jahr, bei dessen Nennung der Marienkäfer die Flügel ausbreitete

und davonflog, fand die Hochzeit des Mädchens statt. Ein junges Mädchen pflanzte Donnerkraut (sedum telephium) in einen Topf und sprach dabei den Namen eines jungen Mannes aus, den sie im Herzen trug. Gediehen die Pflanzen und umschlangen oder umrankten sie sich, wurde der Geliebte ihr Bräutigam. Befinden sich zufällig drei brennende Lichter oder Lampen auf dem Tisch, so bedeutet dies: es ist eine Braut im Hause. Blüht ein Baum zur Unzeit im Garten, so weilt im Hause des Gartenbesitzers eine Braut. Ein Mädchen, welches das Schüsselwasser kochen lässt, oder welches die geformte Butter anschneidet, bekommt in sieben Jahren keinen Mann. Schleppt ein Mädchen einen Zweig der wilden Rose am Kleide nach, so bedeutet dies, dass ihr Bräutigam bereit steht und sie in nächster Zeit heiraten wird. Die Mädchen gehen am Weihnachtsabend in den Hühnerstall und klopfen das Geflügel wach; kräht ein Hahn, so werden sie noch im Laufe eines Jahres Hochzeit feiern, gackert aber ein Huhn, ist innerhalb Jahresfrist an keine Hochzeit zu denken. So viele Mal ein Kuckuck ruft, so viele Jahre muss ein Mädchen auf die Hochzeit warten. Wenn die Näherin, welche die Aussteuer oder das Brautkleid näht, sich beim Nähen wiederholt in den Finger sticht, so bedeutet dieses ein besonderes Glück für die Braut. Viele Scherben bei der Hochzeit, viele Tränen, sowie das Zerreissen des Brautschleiers sind ebenfalls Zeichen des Glücks. Wenn sich Braut und Bräutigam vor dem Altare die Hände reichen, bekommt der in der Ehe die Oberhand, dessen Daumen oben liegt. Versucht's, ihr Brautleute!

Ein Beitrag zur „Kindtaufe in Westfalen“.

Von **Karl Prümer**.

Ein recht alter westfälischer Brauch ist es, ein Kind vor dem „Hol“, dem Kesselhaken am Herd, zu taufen, denn diese Stätte war eine geweihte. So lange das Kind nicht getauft war, musste ein Licht brennen, damit der Böse ihm nichts anhaben konnte. Namentlich musste es vor Leuten

mit einem „bösen Blick“ gehütet werden. In katholischen Orten durfte das Kind nicht ungetauft zwei Freitage erleben, andernfalls sollte es geistersichtig, d. h. ein „Späukenkiker“ werden.

Zur Taufe gab es meist Kaffee oder Bier, auch wohl süssen Branntwein. Bei diesem häuslichen Tauffest bediente häufig der Vater des Täuflings die Gäste, welche der Wöchnerin beim Weggehen ein Geldgeschenk in den Schoss warfen. Der Pate verabreichte gleichfalls ein Geldgeschenk oder ein Kleidungsstück für das Kind.

Bei derartigen Tauffeierlichkeiten wurde nicht selten über Gebühr getrunken, so dass sich die Tugendwächterin, die hohe Obrigkeit, veranlasst sah, besondere Gesetze dagegen zu erlassen.

Eines davon d. d. Münster lautet also:

„Woferne die Kraemfraw (Kramfrau = Wöchnerin) so woll bey der tauff alss ausgang einen zech, es sey an Brandewein, Bier oder ander gedrenck, vor der predig anstellen undt der weiber sich etliche vollsauffen, soll die Kraemfraw so woll alss die Vollsaufferin vor haupts acht Reichssthaler zur straeff geben.“

Das Furren.

Ein Namenstagsbrauch aus dem Siebengebirge.

Von **Dr. Jos. Müller.**

In meinem Heimatsorte Aegidienberg (Siebengebirge) ist eine ästhetisch nicht gerade schätzenswerte Namenstagssitte unter dẹr männlichen Jugend bis zum halbreifen Burschen heimisch: das furren. Von den Eltern, Geschwistern, von pẹtχən und jǫ̈ǫ̈t, ja auch von lieben Freunden wird das Namenstagskind „gebunden“ (dial. jəbonən oder jəboŋən) d. h. beschenkt, gewöhnlich mit einem Backwerk (wẹk oder reiwẹk u. ä.) oder gar einem neuen Kleidungsstück. Die Spielkameradschaft und die Schulgenossen dagegen fürchtet an seinem Ehrentage der Gefeierte, ja er sucht deren Nähe ängstlich zu meiden. Denn wird der Namenstag bekannt,

dann stürzen sich die lieben Kameraden mit dem Rufe: dęę pitər het hök naməntstaax, dęę mos ęvər jəfurt węędən! auf den Beglückten; rasch ist er von kräftigen Händen gefasst und trotz allen Sträubens, Schlagens und Stossens wird er „übergelegt“ (üvərjəlęęχ), so dass, die Vorderseite nach unten gekehrt, die Rückseite bequemen Spielraum für die Absichten der Peiniger bietet. Und nun muss er folgende Prozedur über sich ergehen lassen: Dort, wo dat hinəš (der Hintere) die natürliche Furche bildet (fuuər), fährt die Schmalseite einer kräftigen Knabenhand in einem fort hin und her, zieht der Furche entlang (macht also furren*). Dieses Furren geschieht nach Belieben solange, bis alle Teilnehmer ihr Mütchen gekühlt haben oder bis die Kraft des jəfurtən dem Treiben ein Ende bereitet.

So sehr ist diese Sitte (oder Unsitte?) eingewurzelt, dass sie einen Hauptspass der lieben Jugend bildet. Mit List und Eifer wird dem Namenstagskind opjəpas, opjəluuərt, um ja nicht dieser Freude zu entbehren. Ja selbst ältere Leute erlauben sich den „Jungen“ gegenüber diesen Spass, und gar unter erwachsenen Burschen findet sie noch kräftige, freilich oft in Roheit ausartende Übung.

Ob diese Sitte importiert (etwa aus dem Soldatenleben?) ist, lässt sich nicht entscheiden; jedenfalls ist aus den Belustigungen der Jugend das „Schlagen aus Spass“ nicht wegzudenken. So muss der Neuling bei kindlichem Spiele erst „eingeweiht“ (auch enjəweeχ) werden, bis er würdig der Teilnahme ist, dem mit neuem Anzuge Geschmückten muss der šniidər usjəpetš werden. Die Kinder geben sich als letzten Nachtgruss beim Verlassen der Strasse dat lętsχən, dən naaxsdękəl (den letzten Schlag) usf. So gehört zur Jugend das mutwillige Schlagen als notwendige Zugabe.

---

*) Das Verbum furren ist nur für diese Namenstagssitte gebräuchlich, während es in wörtlicher Bedeutung „Furchen auf dem Felde ziehen“ ausser Gebrauch gekommen ist.

Schäälen Zacheies.

Von **Dr. Jos. Müller.**

Wohl jeder Rheinländer hat schon die Ausdrücke „šę̧lən, kromən, šeevən tsaxę̧iəs“ gehört. Um körperliche Minderwertigkeiten, äussere Unordnung eines mantskę̧rlts (Mannskerls) zu bezeichneu, auch allgemein zum Ausdruck der Missachtung dienen diese Ausdrücke. Woher die allgemeine Verbreitung? Die fremde, „gelungene“ Namensform allein kann sie nicht bewirkt haben; vielmehr besitzen die mit šę̧lən tsaxę̧iəs Titulierten ein anschauliches Urbild in dem rheinischen Kirmesmann, der auch an manchen Orten Zacheies benannt wird, besonders im rip. Flachlande der linken Rheinseite und in der Nordeifel. Während der Kirmes prangte er als Festsymbol in Gestalt einer bekleideten und bunt ausstaffierten Strohpuppe hoch auf einer Stange vor dem Hauptwirtshause des Dorfes. So war es noch in 60er, 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts.[1]) Mancherorts wurde der Zachaeus nach Beendigung der Kirmes vors Dorf getragen und dort verbrannt.[2]) Die symbolische Beendigung der Kirmes an anderen Orten wurde gefeiert durch Vergrabung eines abgenagten Schinkenknochens.[3])[4]) Jedenfalls ist die Aufmerksamkeit der Vereinsmitglieder auf noch vorhandene Reste dieser Kirmesgebräuche zu lenken, wobei auch die Vergangenheit zu berücksichtigen ist. Denn wenn auch noch mancherorten ein Vergraben der Kirmes stattfindet, ja eigens zu diesem Zwecke eine Strohpuppe[5]) angefertigt wird, so scheint die Aufstellung des Zachaeus während der Kirmes fast ausser Gebrauch. Woher hat der Kirmesmann seinen Namen? Es ist alte Sitte, den Strohpuppen Namen beizulegen. So führt in den Kreisen Rheinbach und Jülich (auch in Langewehe und Dülken) der Fastnachtsstrohmann den Namen Eeę̧tsənbę̧ę̧r

---

[1]) s. M. Fuss in Picks Monatsschr. V, 113, 114.

[2]) z. B. in Bürvenich bei Zülpich (vergl. M. Fuss ebenda).

[3]) z. B. zu Glehn in der Eifel.

[4]) Über das Begraben der Kirmes s. weiter Picks Monatsschr. IV, 549 und 740.

[5]) z. B. in Wolsdorf bei Siegburg.

(Erbsenbär), in Jülich selbst hiess er Lazarus, in Merzenich bei Düren heisst er Zacheies[6]), in Köln wurde noch zu Zeiten Firmenichs in der Karwoche ein Strohmann als Judas verbrannt[7]), in Pier führte er den Namen Lucas Thiesgen (Matthias)[8]), in Dülken wurde zur Zeit Norrenbergs[9]) „Bruder Bacchus" zu Ende der Kirmes begraben, in Saarlouis hiess die Fastnachtspuppe mardingras[10]) usf. Beim Kirmesmann Zachaeus liegt jedenfalls biblische Reminiszenz vor; denn auf das Kirchweihfest (dedicatio ecclesiae) fällt die Pericope vom Zachaeus bei Lucas, Kap. 19[11]). Mag auch heute der Kirmesmann Zachaeus nicht mehr allgemeinster Verbreitung sich erfreuen, ja fast ausgestorben sein, in den Schimpfausdrücken wird er noch lange im rheinischen Volke weiterlebeu.

Die Pek.

Aus dem Siebengebirge. Von **Dr. Jos. Müller.**

Die Pek ist der Überrest einer Birne oder eines Apfels.*) Mit dem Rufe: Pek wider wek! au wẹn? wendet sich der Junge, welcher eben seine Birne oder seinen Apfel verzehrt hat, an einen zunächst stehenden, worauf dieser mit dem Rufe antwortend: au dẹn! einen ferner stehenden als das Ziel der wegzuwerfenden pek mit dem Finger bezeichnet. Nun wird genau gezielt, und obgleich sich der durch den Ruf Gewarnte dem Wurfe zu entziehen sucht, selten verfehlt die pek ihr Ziel. Besonders zur hoondərbirəntsek (Hühnerbirnenzeit [Frühbirne]) wird dieses Pekwerfen zu einem Saisongebrauche, und selten wandert dann eine birəpek unbenutzt zur Erde.

Wer weiss den Gebrauch zu erklären?

---

[6]) s. Josef Koulen, Heimatliche Volkstümer aus der Weihnachts-, Oster- und Pfingstzeit. Rhein. Geschichtsbl. V, 359, 360.

[7]) Firmenich, Völkerstimmen I, 458.

[8]) Koulen a. a. O. S. 360.

[9]) N., Chronik der Stadt Dülken, S. 110.

[10]) Stephinsky in Picks Monatsschr. V, 255.

[11]) Stephinsky a. a. O. V, 255.

*) ketš bedeutet das Kerngehäuse.

Der unglückbringende Hase.

Von **Theodor Ehrlich**, Laubach.

Längst schon ist sie verschwunden, die Moltermühle im Wiesentale zwischen Rennfuss und Beuren, und kein Stein zeigt mehr die Stelle an, wo sie ehedem gestanden.

Mancher Mord und sonstige Greueltaten mehr sollen sich in früherer Zeit dort zugetragen haben. Darum schien die Mühle auch verflucht, und wirklich ging es nicht mit rechten Dingen daselbst zu. Gepolter und unheimliches Geschrei schreckten die Bewohner zur Nachtzeit häufig auf. Eine ganze Anzahl Pächter schon hatten ihr Glück in dem verrufenen Hause gesucht. Aber ihr Vieh fiel, und die Mühlsteine sprangen, und bettelarm hatten alle die Unglücksmühle verlassen müssen.

Immer, bevor sich ein Unglück zutrug, hatte man in der Nacht vorher einen grossen Hasen gesehen, der, nur auf drei Beinen humpelnd, behutsam die Mühle umkreiste, ihr aber nicht zu nahe kam. Der dreibeinige Hase und kein anderer musste daher der Unglückbringer sein. Ihn darum zu beseitigen, entschloss sich der letzte Pächter. Vom Fenster überm Mühlrade hatte er mit einem Gewehr bewaffnet den unglückbringenden Hasen schon manche Nacht erwartet. Da kam er eines Abends geradewegs auf das Fenster zu gehumpelt. Rasch legte der Müller an und drückte ab. Doch vom Hasen prallte die Kugel zurück, und zu Tode getroffen sank der Mann zu Boden, während unter höhnischem Gelächter der Hase verschwand.

Niemand wollte nach diesem grausigen Ereignis die Mühle mehr bewohnen, und so verfiel sie denn bald und verschwand ganz.

Umfrage über kriminellen Aberglauben.

1. Manche Leute glauben, ein Meineidiger werde nicht entdeckt, wenn er gewisse mystische Mittel anwende, z. B. wenn er beim Schwören den linken Arm auf dem Rücken halte, oder das Innere der Schwurhand dem Richter zukehre,

oder die Eidesformel verstümmele, oder wenn er Sand im Stiefel habe, usw. Ist dem Leser darüber etwas bekannt?

2. Ist darüber etwas bekannt, dass Diebe oft am Tatort ihre Notdurft verrichten? Aus welcher Gegend? Weshalb geschieht das? Auf den Tisch, ins Bett oder wo? Werden die Exkremente zugedeckt? Tun dies nur Gewohnheitsverbrecher? Kennt man den Ausdruck „Wächter“, „Nachtwächter“, „Wachtmeister“, „Posten“, „Schildwache“, „Hirt“, oder einen analogen deutschen oder ausländischen Ausdruck für menschliche Exkremente? Aus welcher Gegend? Was ist nach Angabe des Volkes, der Verbrecher und der Einsender der Sinn dieser Bezeichnungen?

3. Kennt jemand irgend einen Aberglauben, der zu einem Diebstahl Anlass geben könnte?

4. Kennt jemand irgend einen Aberglauben, der einen Diebstahl verhindern könnte, z. B. dass schwangere Frauen nicht stehlen dürfen, weil sonst ihr Kind ein Dieb würde, oder dass man an bestimmten Tagen nicht stehlen dürfe oder auch an gewissen Orten nicht, oder nicht gewisse Gegenstände, weil man sonst Unglück hätte?

5. Ist der Verbrecheraberglaube bekannt, dass man etwas am Tatort zurücklassen müsse, wenn man verhindern wolle, dass man entdeckt wird?

6. Ist etwas über die „Religiosität“ der Verbrecher bekannt? Fand man bei ihnen Himmelsbriefe, gingen sie zur Kirche, beteten sie, glaubten sie an einen Gott usw.? Vertrauten sie auf den Beistand Gottes bei ihren Taten oder auf den eines bestimmten Heiligen? Hielten sie geweihte Gegenstände für Talismane, z. B. eine geweihte Kerze, eine Hostie usw.? Glaubten sie, durch die Beichte ein leichtes Mittel zu haben, um sich wieder zu entsündigen, usw.?

7. Glaubt das Volk, dass die Zigeuner Kinder rauben? In welcher Gegend? Ist so etwas wirklich vorgekommen?

8. Ist „das 6. und 7. Buch Moses“, „die geistliche Schildwacht“, „Faust’s Höllenzwang“, „das Romannsbüchlein“ oder ein anderes derartiges „Zauberbuch“ im Volk verbreitet? Ist durch den Glauben des Volkes daran schon Unheil angerichtet?

9. Ist irgend etwas darüber bekannt, dass Kaninchenpfote und Bohnen (Fiesolen) als Verbrechertalismane gelten? Oder sonst etwas über ihre abergläubische Verwendung?

10. Welche Heilmittel hat das Volk gegen Epilepsie? Hält man insbesondere das Blut eines Hingerichteten für wirksam? Gilt der Epileptische als vom Teufel besessen?

11. Ist ein konkreter Fall bekannt, wo durch Wahrsager oder Kartenlegerinnen irgend ein Unheil angerichtet ist, z. B. ein Selbstmord, Familienzwistigkeiten, Verbrechen usw. verursacht?

12. Ist der Glaube bekannt, dass schwangere Frauen nicht schwören dürfen, weil das zu erwartende Kind sonst viel mit dem Gericht zu tun hätte? Aus welcher Gegend? Sind Fälle bekannt, wo aus diesem Grund die Aussage verweigert ist?

13. Glaubt man, dass Päderastie, Sodomie oder Unzucht mit Kindern oder Jungfrauen Geschlechtskrankheiten heilen könne?

Auch jede andere derartige Mitteilung wird mit Dank verwertet werden können.

Cöpenick bei Berlin. Dr. Albert Hellwig.

Antworten werden durch Vermittlung der Schriftleitung dieser Zeitschrift erbeten nach Elberfeld, Arminiusstr. 5.

Ein Kuhhirtenreim aus Kühlsen.

De Sunne geiht unner:
Dat gifft meu kein Wunner.
Dei Mond kümmet an
Mit gollen Papëier.
De Eckern sind lank,
De Bieren sind blank.
De Kögge sind satt,
Hädd Milk in Titte.
Höi, na Hius!

Schäferreim. (Ebendaher.)

Aprill
Iss den Lämmern ehre Fill,
Un diärn Allen ehre Daud,
Un dänn hald de Duiwel de Schäpers auk

Kühlsen. Wilhelm Oeke.

Symbole bei Verkäufen. In einem Kaufbrief (betreffend den Beckeshof Rützkausen) vom 23. Juni 1567 heisst es: „Mit Hand, Halm und Mund". Auch „Mattage" kommen in dieser Urkunde vor. O. S.

Der Strohwisch diente auch im Bergischen lange Zeit als Bierwisch, d. h. ein solcher zeigte an, dass in dem betreffenden Hause Bier verzapft wurde. Heute dient er noch regelmässig als Warnungszeichen, wenn ein Dach ausgebessert wird, und als Vogelscheuche in Gärten und Feldern. O. S.

Um rechtzeitig aufzuwachen, spricht man am Abend:

Heilger St. Vith (St. Veith)!
Weck meck tur Tît,
Nitt tu früh
On nitt tu spät,
Wenn de Klock drei Uhren schlêt.

Auch tritt man etwa dreimal unten gegen das Bett, wenn man um drei Uhr aufstehen möchte.

(Ort?) O. S.

Eine Magd wurde auf folgende Art in den Dienst eingeführt: Von der Hausfrau wurde sie dreimal um den Kesselhaken gezogen; das war ein sicheres Mittel, das Gesinde treu zu machen. Whn.

Ob eine Frau eine Hexe war, erfuhr man auf folgende Weise: Zwei einander gegenübersitzende Personen streiten dafür und wider, ob die betr. Person eine Hexe sei. Zuvor wird das 53. Kapitel aus Jesaia aufgeschlagen, ein Schlüssel eingelegt und das Buch so gebunden, das dieses an dem Schlüssel hängt und bewegt werden kann. „Nach welcher Seite sich nun das Gewicht minder oder mehr hindrehet, je nachdem ist das Weib eine Hexe." Whn.

Berichte und Bücherschau.

Th. Imme, Die Ortsnamen des Kreises Essen und der angrenzenden Gebiete. Essen, G. D. Baedeker, 1905. 72 S. 70 Pfg.

Zu den Überlieferungen der Vorzeit, die in unseren Industriegebieten schwerer als anderswo bedroht sind, gehören die Ortsnamen. Aus allerlei Gründen (Eingemeindungen, Anlage grosser Betriebe u. dergl.) treten viele von ihnen mehr und mehr zurück oder verschwinden gänzlich. Sie zu sammeln, zu bewahren und wissenschaftlichen Gewinn aus ihnen zu ziehen, gehört daher auch zu den dringenden Aufgaben der Volkskunde. Für das Volk selbst sind die Ortsnamen immer von Interesse gewesen. Das zeigen ja schon die mehr oder minder ernst gemeinten Deutungen solcher Namen und die sie umrankenden Sagen, von denen unsere Sammlungen voll sind. Im Munde des Volkes haben sich öfters Namensformen erhalten, die älter sind als die von den schriftlichen Urkunden überlieferten. Manche erinnern an verschwundene Tiere und Pflanzen, auch der alte Götterglaube hat hier und da seine Spuren in ihnen hinterlassen.

Die vorliegende Schrift will die Ortsnamen eines engeren Gebietes (immerhin werden über 400 Namen herangezogen,) nach ihrem Ursprung ordnen und deuten. Das geschieht mit erfreulicher Besonnenheit und gewissenhaft ruhigem Urteil. Es ist viel Fesselndes in dem kleinen, billigen Hefte zu finden. Wir können es allen unseren Mitgliedern, und zwar den westfälischen sowohl wie den rheinischen, aufs beste empfehlen.

Sartori.

Alois John, Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen. (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, geleitet von Prof. Dr. Adolf Hauffen, Bd. VI). Prag, J. G. Calve, 1905. — 458 S. und 1 Karte. — Preis 6 Kronen = 6 Mark.

Ein sehr weitschichtiger, in sechsjähriger Sammeltätigkeit der Prager Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen zusammengehäufter

Stoff wird uns hier übersichtlich und wohlgeordnet von einem kundigen und erprobten Volksforscher vorgelegt. Er entstammt dem nordgauischen Sprachgebiete in Böhmen, und seine Verarbeitung soll — als erster Versuch dieser Art — die innere Zusammengehörigkeit der Bewohner jenes Gebietes im gesamten Volkstum erweisen. Das Werk zerfällt in folgende Abschnitte: I. Das festliche Jahr. II. Geburt und Taufe. III. Die Hochzeit. IV. Tod und Begräbnis. V. Landwirtschaftliche Gebräuche. VI. Volksmeinungen und abergläubische Anschauungen. VII. Volksaberglaube und Volksmedizin. VIII. Volksrecht. IX. Sprichwörter und Redensarten. X. Nahrung. XI. Namen. Dazu als Anfang einige Proben von Volkshumor. Namentlich die Abschnitte VII, VIII und X bieten manches, was in andern solchen Sammlungen zu fehlen pflegt. Aber auch in den übrigen Teilen des Buches wird man verhältnismässig oft auf Einzelheiten von besonderem Interesse, seltnerem Vorkommen, eigentümlicher Auffassung und aufklärendem Werte stossen.

Sartori.

Idel, Wilhelm, Irmgard von Berg. Dramatisches Gedicht. Zweite wohlfeile Ausgabe. Elberfeld 1905. 95 S. kl. 8°. 1 Mk.

Das dem bergischen Volke gewidmete Werk behandelt eine bergische Sage und darf sich darum auch bei den Mitgliedern und Freunden unseres Vereins einer freundlichen Aufnahme versichert halten. Übrigens sei auf den diesem Hefte beiliegenden Prospekt verwiesen. S.

Wörterbuch der Eupener Sprache von August Tonnar und Wilh. Evers, mit sprachvergleichenden Worterklärungen von Wilh. Altenburg. Eupen, Verlag von Carl Braselmann (Mitglied unseres Vereins). VIII und 268 S. 3.— Mark.

Wörterbücher, welche uns in den Dialekt einer räumlich beschränkten Gegend einführen, sind in erster Linie für diese bemessen; aber sie bilden auch gleichzeitig Bausteine für die Sprache ganzer Volksstämme und gewinnen dadurch

ganz erheblich an Bedeutung. In dem Vorwort bemerken die Verfasser darum mit Recht: „Eupen, an der äussersten westlichen Grenze Deutschlands gelegen, bildet einen gesonderten Sprachkreis; seine Mundart ist von den anderen rheinischen Mundarten sehr verschieden und eigenartig. — Wir glauben durch das vorliegende Werkchen dem grossen deutschen mundartlichen Sprachennetz eine Endmasche des westlichsten Deutschlands angefügt und dadurch der Sprachforschung einen Beitrag geliefert zu haben.“

Grade für die Gegenwart dürfte es angemessen sein, auf das Werkchen nochmals hinzuweisen, da die Sprachforschung, wie unsern Lesern bekannt sein wird, grade im Rheinlande in ein neues Stadium getreten ist. O. S.

Dütschke, Dr. G. Beiträge zur Heimatkunde des Kreises Schwelm. Heft 7. Das Museum des Vereins für Heimatkunde. 1. Hausbau sowie Hausgerät der Mark. 2. Eine Altmärkische Stube. Schwelm 1906.

Auch in diesem Heftchen bietet der Verfasser mancherlei Anregendes und liefert damit einen wertvollen Beitrag zur Heimkultur, welche noch vieler solch eifrigen und einsichtsvollen Förderer bedarf. In diesem und jenem Punkte kann man trotzdem abweichender Meinung sein. Ob z. B. Solingen als Zentrum der bergischen Banweise, welche auf der Schieferüberkleidung ruht, genannt werden darf, ist doch sehr fraglich.

O. S.

Riägenbogen. Siewen Geschichten van Ludwig Schröder. Essen (Ruhr) 1906. Preis broschiert 2.— Mark geb. 2.60 Mark. 141 S. 8°.

Zu den bekanntesten Dialektdichtern Westfalens gehört unstreitig Ludwig Schröder, dessen Namen durch seine „Chronika van Saust“ und sein Westfalenbuch vor allen Dingen bekannt geworden ist. In seinem neuesten Werk „Riägenbogen“ schildert er die Leute seiner Heimat in geradezu meisterhafter Weise. Das sind Westfalen von echtem Fleisch und Blut, diese urwüchsigen Menschen mit all ihren Fehlern, aber auch ihren beneidenswerten Vorzügen, nament-

in unsern Tagen. Die Soester Mundart verleiht dem Buche durch die völlige Beherrschung, mit welcher sie der Dichter anwendet, einen besondern Reiz. Schwierigkeit erregt das Lesen nicht, auch nicht bei denjenigen, die diese Mundart nicht beherrschen. Darum können wir das prächtige Buch von ganzem Herzen empfehlen. O. S.

Kreuzberg, P. J., Pfingstgebräuche an der unteren Agger. — Rheinische Geschichtsblätter VII. 1904. Nr. 12. S. 371—375.

— — Blüten der Volkslyrik von der unteren Agger. Ebenda. VIII. 1905. S. 49–60.

Zwei hübsche volkstümliche Beiträge unseres Mitarbeiters, die besonders das Volkslied zu Ehren bringen. Die erste Arbeit enthält ein längeres Pfingstlied, die zweite sechzehn Volkslieder. Whn.

Erzählungen des Cäsarius von Heisterbach. (1170—1240.) Beitrag zur Kulturgeschichte, Sitten- und Sagenkunde der Hohenstaufenzeit. Aus dem Lateinischen von M. Bethany. Kötzschenbroda und Leipzig. H. F. Adolf Thalwitzer. 64 S. kl. 8°. 0,25 Mark.

Die Werke des Cäsarius von Heisterbach, eines durch seine Schriften zu den bedeutendsten Mitgliedern des Cisterzienserordens gehörenden Mönches, sind nur den wenigsten zugänglich. Eine Reihe von Schriften ist verloren gegangen oder ruht im Staube der Bibliotheken, einige wenige nur, allerdings die wichtigsten, sind im Druck erschienen, unter denen der Dialogus miraculorum — die Wundergespräche — wohl am bekanntesten geworden ist. Aber nicht minder sind die Erzählungen des Cäsarius von Wichtigkeit und besonders für den Forscher der Volkskunde, der zu den heutigen Erscheinungen des Volkslebens und der Volksseele nach Analogien in alter Zeit sucht. Wie fruchtbar Cäsarius als Erzähler war, beweisen uns seine 949 Erzählungen, von denen in dem kleinen Heftchen allerdings nur eine bescheidene Auswahl — 45 — gegeben werden konnte. Aber schon diese kleine Reihe zeigt uns die Vielseitigkeit der Erzählungen;

wir lernen in Höhen und Tiefen das Leben der Hohenstaufenzeit kennen; wir kehren in die Behausung des Dorfpfarrers ein und besuchen die Kurie des Papstes, wir halten uns am Hofe des Kaisers und in der Hütte des Bettlers auf; wir besuchen die Klöster und finden auf der Landstrasse den wandernden Mönch, den Arzt, den Sänger und die Weltdirne. Vor allem sind die Erzählungen für die Sagenkunde wichtig; gar manche schöne deutsche Volkssage finden wir schon im Cäsarius, gar mancher Zug des Volkslebens ist schon damals in derselben Weise in die Erscheinung getreten, in der er sich uns heute darbietet. Manche Erzählung konnte der Forscher der Volkskunde wohl entbehren, manche mutet ihn heute etwas drastisch an, — sie müssen aus ihrer Zeit heraus beurteilt werden — doch wird er mit Freudigkeit die recht brauchbare und gelungene Übersetzung begrüssen. Wir hoffen, dass durch diese kleine Auswahl die Anregung zur Herausgabe aller 949 schon übersetzten Erzählungen gegeben wird, damit die Erzählungen und so auch die mühsame Arbeit des Übersetzers ihre volle Wertschätzung finden. Whn.

Vom Stamm der Eiche. Westfalenbuch. Herausgegeben von Carl Hülter. Essen, G. D. Baedeker 1901. Geb. 3.— Mark. 298 S.

Ein hübsches Werkchen, zu dem eine Reihe von Mitarbeitern aus Westfalen manch vorzüglichen Beitrag geliefert hat, an dem auch der Folklorist nicht vorbeigehen wird, ohne Genugtuung zu empfinden. Für den Dialektforscher bieten verschiedene mundartliche Erzählungen willkommenes Material; einige Skizzen und Sagen führen uns mitten in das Gebiet der Volkskunde hinein. Jedenfalls spiegelt das Buch in klarer Weise echte westfälische Stammesart wieder.

Whn.

Kares, Dr. Otto, Poesie und Moral im Wortschatz mit besonderer Berücksichtigung der deutschen und englischen Sprache. Ebenda. Geb. 3.50 Mark. 199 S.

Zwar nicht mehr neu und nicht besonders unser Gebiet berücksichtigend, dürfen wir doch auch an dieser Stelle auf das den Freunden des deutschen Volkstums gewidmete Buch hin-

weisen. Es will in allgemein verständlicher Weise auf die mannigfachen Berührungspunkte hinweisen, welche zwischen dem Wortschatze unserer Sprache einerseits und der Poesie und Moral andererseits stattfinden. In anregender Form wird die poetische, moralische und nationale Bedeutung unsers Wortmaterials nachgewiesen. Whn.

Ritter, Hermann. Von der Höhe. Eifeler Skizzen und Erzählungen. E. Piersons Verlag. Dresden und Leipzig. 207 S. 8°. 3.— Mark.

Die dreizehn kleinen Skizzen und Erzählungen führen mitten ins eigentümliche Leben der Eifel ein und bieten vor allem Schilderungen der Natur und des Menschenlebens. Während einige durch zu langgezogene beschreibende Darstellung ermüden, sind einige recht flott geschrieben, besonders diejenigen, in denen der Verfasser seine Stoffe mitten aus dem abwechslungsvollen Volksleben genommen hat.

Whn.

Ferner sind eingegangen — Besprechung vorbehalten —:

Wolfschläger, Dr. Kaspar, Erzbischof Adolf I. von Köln als Fürst und Politiker 1193 bis 1205. Münsterische Beiträge zur Geschichtsforschung, herausgegeben von Dr. Aloys Meister. Neue Folge VI. Coppenrathsche Buchhandlung, Münster i. W. 1905. 8°. 112 S. Preis?

Detmer, Dr. Heinrich (†) und Dr. Robert Krumbholtz. Zwei Schriften des Münsterschen Wiedertäufers Bernhard Rothmann. Mit einer Einleitung über die zeitgeschichtlichen Verhältnisse. Dortmund 1905. Fr. Wilh. Ruhfus. LXX und 132 S. 8°. (Enthält die beiden folgenden in plattdeutscher Sprache verfassten Schriften: „BEkentnisse van beyden Sacramenten Doepe unde Nachtmaele der predicanten tho Munster. MDXXXIII“ und „Van erdesscher unnde tytliker gewalt. Bericht uith Gotlyker schryfft. Munster MDXXXV.“)

Heusler, Andreas und Wilhelm Ranisch. Eddica Minora. Dichtungen eddischer Art aus den Fornaldarsögur und anderen Prosawerken zusammengestellt und eingeleitet. Dortmund 1903. Fr. Wilh. Ruhfus. CX und 160 S. 8°.

Buchdruckerei A. Martini & Grüttefien, Elberfeld.

Zeitschrift
des Vereins für
rheinische und westfälische Volkskunde.

3. Jahrgang. 1906. Zweites Heft.

Zur Bedeutung der Wörter raitmeister, hauberg und jahn im Siegerlande.

Von **K. J. Ley**, stud. phil., Irmgarteichen (Kreis Siegen).

Das Siegerland, seit 1815 die äusserste Südspitze der Provinz Westfalen, gehörte von alters her zur ehemaligen Grafschaft Nassau-Dillenburg. Das Land ist ein Gebirgskessel zwischen den Systemen des Westerwaldes und der Rothaar, auf allen Seiten von hohen Randgebirgen umgeben und nur nach Süd-Westen hin geöffnet. Von hier aus wird die Besiedelung erfolgt sein; in wirtschaftlicher Hinsicht unterhielt die Bevölkerung während des ganzen Mittelalters fast nur Beziehungen mit dem Süden und Westen. Daher wird es zu erklären sein, dass im Siegerlande Sitte, Tracht und vor allem Sprache grundverschieden sind von denen Westfalens. Die Nordgrenze des Siegerlandes ist zugleich die Scheide zwischen dem Mittel- und Niederdeutschen. In sprachlicher Hinsicht gehört das Siegerland zu dem sogen. Rheinfränkischen.

Wichtige Nahrungsquellen für den Siegerländer waren von jeher Bergbau, Hüttenwesen und Haubergswirtschaft. Unter den technischen Ausdrücken der beiden letztgenannten Erwerbszweige fallen uns besonders auf „Reit- oder Raidtmeister, Hauberg und Jahn“. Sie nehmen im Siegerlande eine Bedeutung an, die wir in keinem anderen deutschen Gebiete wieder finden. Ganz eigenartig ist die Bedeutung des Wortes Raitmeister; Hauberg kommt nur hier allein vor, das Wort Jahn, das man zwar in vielen deutschen Gauen kennt, hat im Kreise Siegen seine eigene Bedeutung. Diese drei Worte seien im Folgenden einer näheren Betrachtung unterworfen.

I. Raitmeister.

In den ehemaligen Zünften der Eisenmassenbläser und Hammerschmiede, der Stahlmassenbläser und Stahlschmiede im Fürstentum Siegen unterschied man einerseits Zunftgenossen, die das Handwerk mit der Faust erlernt hatten und betrieben, nämlich Bläser und Schmiede, anderseits solche, die nur Handel mit den von den ersten verfertigten Produkten trieben; diese letzten nannte man „Raitmeister“.

Nach Grimm ist reiten oder raiten = computare = rechnen, bezahlen. Lexer deutet raiten abs. und trans. als zählen, rechnen, berechnen: „man reitet von Christes gepurt“; raitemeister ist Vorsteher des Rechenamtes oder Stadtrechner. Die nhd. Schriftsprache hat das Wort ganz aufgegeben, der Stamm ist nur mehr erhalten in „bereit“. Im ahd. geht reiten zurück auf „reiti = paratus, got. garaidjan, griech. διατάττειν. Im mhd. ist überall raiten oder reiten = rechnen, berechnen, abrechnen, zählen. Im Schwabenspiegel 212 § 2 heisst es:

„owê, swer sus mit gelte scheidet von der welte
der muoz dem wirte reiten mit Sorge âne beiten.“

Beim schwäbischen Dichter Hugo von Langenstein, Matina: „und tuot im denn ein klain zil baiten und darnach bald mit ihm raiten“. In vielen Städtechroniken kommt ausserdem raiten = rechnen oder bezahlen vor.

Nach Schmeller 2, 170 ist in der Bergmannssprache raiten = Rechnung ablegen über den Grubenhaushalt, raitung = Rechnung oder Rechenschaft. Vergl. Mathesius, Sarepta: „denn vur dir bestehet kein mensch in seiner raitung, ein armer bergkmann, haspelzieher, ertzpocher, schmeltzer oder hüttenarbeiter und was sonst mit raitung zu tun hat“. Bei G. Mauritius: „sechzig gulden hast bei mir verzehrt
die raitung bringts zahls unbeschert“.

Dieselbe Bedeutung Rechnung hat das Wort in den Zusammensetzungen reitbrief, reitbouch, reitholz, reittac u. a.

Im Ostfriesischen[1]) ist rêden = parat, fertig machen, rüsten, zurüsten, ausrüsten, instandsetzen, in Ordnung bringen.

---

[1]) J. ten Doornkat Koolmann: Wörterbuch der Ostfriesischen Sprache. Norden 1879—84.

Eine Nebenform dazu ist redden = zurechtmachen, das Iterativum dazu reddern = ordnen. Das Adjektivum rêde meist rêe und rê, rêi, reje, flekt. rêer, rejer, rêste und rêiste = bereit, fertig, bei der Hand, z. B. „hê steid rê um mit to gân“. rê! Kommandoruf des Kapitäns an die Matrosen, das Schiff zu wenden oder umzulegen. Reede ist der Ort, wo die Schiffe zur Ausfahrt fertig gestellt werden. Im Osnabrückischen Lande ist rée (= rede) geld = bares Geld und: „et mäk sik rêe“ = es macht sich bezahlt, lässt sich in bares Geld umsetzen. Daselbst gab es auch Redemaier. Es waren die Inhaber höriger Haupthöfe, die den Gutsherrn den übrigen Hörigen gegenüber bei Auflassungen und dergl. zu vertreten hatten.

Heinsius[2]) führt noch andere Bedeutungen für reiten und die dazu gehörigen Worte an. So ist Reite = Rinne, durch welche das Erz in den Hüttenwerken in den Pochkasten rollt, reitel, nd. wreil = dicker Stock, mit dem man die Stricke um die Waren, oder die Ketten um einen mit Holz beladenen Wagen fest zusammenzieht.

In der Forstwirtschaft bedeutet Reitel einen jungen Baum, der zur Fortpflanzung stehen bleibt. Reitrat = Rechnungsrat, Reitmeister = Rechenmeister. Abweichend von Grimm, Lexer und Doornkat Koolmann ist nach Heinsius 1. reiten = mit sein, mitreisen an einen entfernten Ort (mit Wagen oder Schiff); 2. reiten = mithaben, reitend von einem Orte zum andern schaffen.

Der erste Zunftbrief für die Siegerländer Massenbläser und Hammerschmiede vom Jahre 1492 ist nicht mehr erhalten, im zweiten, vom Dienstage nach dem hl. Ostertage 1516, werden im Artikel 7 schon Bestimmungen für die Raitmeister getroffen. Massenbläser waren diejenigen, die den Eisenstein verhütteten und in „massas“ (= grosse, ungeformte Klumpen) gossen. Hammerschmiede waren solche, die diese noch ungeläuterten „massen“ zu Schienen, Stangen, Ankern und dergl. schmiedeten. Raitmeister endlich waren Zunftgenossen, die den Eisenstein auf den Gruben aufkauften und denselben den

[2]) Th. Heinsius: Volkstüml. Wörterbuch der deutschen Sprache. Hannover 1819.

Massenbläsern verkauften, oder auch solche, die Handel mit Roheisen trieben, d. h. den Bläsern die Massen abnahmen und damit die Schmiede belieferten; die weitaus grösste Mehrzahl der Raitmeister waren diejenigen, die den Handel des fertigen Eisens vermittelten. Alljährlich zogen sie mehrere Male auf die grossen Messen in Frankfurt, Worms und zu den oberländischen Städten. Die Bedeutung „Vorsteher des Rechenamtes" oder „Stadtrechner" wird also hier gar nicht in Betracht kommen können, zumal die Raitmeister als solche mit der Verwaltung der Zunftgeschäfte nichts zu tun hatten.

Jährlich wurden zwei Vorsteher der Zunft gewählt (Alt- und Jungmeister), die mit der Verwaltung der Geschäfte betraut wurden, solche konnten aber gewählt werden aus dem Kreise der Massenbläser, Hammerschmiede oder Raitmeister.[3]) Ein Massenbläser oder Hammerschmied konnte zugleich auch Raitmeister sein, denn wer als solcher die Zunft gewinnen wollte, musste entweder das Handwerk mit der Faust erlernt haben, oder aber im Besitze von 6 Hütten- oder 2 Hammertagen sein. Im letzten Falle war der Raitmeister dann Hütten- oder Hammerbesitzer, der das Handwerk nicht selbst betrieb, sondern als Verleger von Lohnschmieden seine Arbeit verrichten liess. Im Laufe der Zeit wurden die Raitmeister durch den Segen, der aus dem Handel erspross, die kapitalkräftigeren und setzten sich allmählich in den Besitz sämtlicher Hütten- und Hammertage, sie wurden die eigentlichen Gewerken, und die Massenbläser und Hammerschmiede spielten ihnen gegenüber nur mehr die Rolle der Lohnarbeiter.

Im bergischen Lande, besonders in der Solinger Gegend, gab der Schmied der Waffe die Form, der Schleifer das Aussehen, der Ätzer und Vergolder die Verzierungen. Den Griff lieferte der Kreuz- oder Knaufschmied, die Scheide der Schwertfeger; der Reider oder Reidmeister endlich setzte alle Teile zusammen und machte die Waffe für den Verkauf bereit.

Von einer derartigen Arbeitsteilung war im Siegerlande niemals die Rede und hier können wir unter Raitmeister nur einen Händler verstehen, der den Eisenstein oder das Roheisen, hauptsächlich aber das Schmiedeeisen

[3]) Zunftbriefe im Staatsarchiv zu Münster i. W. von 1516, 1616, 1728.

im Handel vertrieb, es bedeutet also „Eisenhändler“, der anfangs zuweilen, später aber stets zugleich auch Hütten- oder Hammerbesitzer war. Ob Raitmeister aus dem bergischen Lande entnommen ist, lässt sich schwerlich entscheiden, da die Siegerländer Industrie ebenso alt, wenn nicht älter als die der Solinger Gegend ist. Der Gebrauch des Wortes Raitmeister für Eisenhändler im Siegerlande wird aus folgendem Umstande zu erklären sein. Da die Raitmeister den Handel mit Eisenstein, Roheisen und sogar auch der Holzkohle fast ganz in den Händen hatten, werden sie in jedem Jahre auch die Preise für diese Materialien berechnet und festgesetzt haben, wie denn auch alle Raitmeister vor jeder grossen Messe sich zu einigen hatten über den Preis, für den sie ihre Ware auf dem Markte loszuschlagen gedachten[4]).

II. Hauberg.

Nach J. ten Doornkat Koolmann bedeutet ostfr. hau: 1. Hieb, Stoss, Schlag, Biss, z. B. „he hed dr n goden hau ut dân“, ferner Wunde. 2. hau = Abhauen, Schneiden, Mähen usw. von Getreide, Gras, Holz u. dergl. in der Bedeutung Ernte, oder auch in der Bedeutung des Einhauens oder Einbeissens ins Essen. z. B. „hê sitt in de vulle haue“ = „eine gute Ernte haben“ oder so situiert sein, dass man hauen und schneiden kann, wo man will = „eine gute Schüssel vor sich haben“, „im Überfluss leben“. Im got. ist es hawi, ahd. hawi, hewi, houwe, hau, mhd. houwe, höuwe, hou, heu, altfr. ha, hai, hê, nld. hooi, as. houwe, ags. heg, hig, engl. hay, an. hey, mhd. houwe, hawe = Haue, Hacke. hauen = schlagen, klopfen, schneiden, mähen, hacken usw.

[4]) Nachträglich finde ich in einer Aufzeichnung der Gewohnheiten der Siegener Stahlschmiedszunft aus dem 15. Jahrhundert reyden = einen Lohnschmied dingen und beschäftigen, es heisst daselbst:

> Item wers sache eyner queme uss fremdem lande vnd wolde by vns vmb lone smyde de en solde nymand reyden er thede das mit der bruder willen.

Vergl. v. Achenbach: Aus des Siegerlandes Vergangenheit I S. 40. Diese Bestimmung bezog sich auf jene Eisenhändler, die Besitzer von Hütten- oder Hammerwerken waren und als Verlagsherrn von Lohnschmieden ihre Materialien verarbeitee liessen.

Das Wort geht zurück auf Wurzel ku, im Sanskrit allerdings nur in der Bedeutung sonare, gemere belegt, woraus sich indessen leicht die Bedeutung Stoss, Schlag, Hau usw. entwickeln konnte; lit. kowâ = Kampf, Streit, Schlacht, kslv. kowa, kuja, kowati hauen, oder es geht zurück auf Wurzel sku, skasecare, scam töten, verletzen.

In den Marschländern Schleswig-Holsteins bedeutet nach Heinsius Hauberg ein mit einem hohen Rohr- oder Schilfdache versehenes Gebäude, das zugleich Wohnhaus, Stall und Scheuer ist. In späterer Zeit erst wird das Wort diese Bedeutung angenommen haben und ursprünglich wohl nur einen Heuschuppen bezeichnet haben. Abgesehen von dieser Bedeutung existiert das Wort „Hauberg" nur im Siegerlande und den angrenzenden Gebieten und scheint eine Bildung des 15. Jahrhunderts zu sein. Nach Philippi, Siegener Urkundenbuch, Einleitung XIX, ist das Wort zuerst in einer Urkunde von 1498 erwähnt. Ohne Zweifel kannte man den Begriff schon in früheren Jahrhunderten unter der Bezeichnung: hulze, holze, busche, gegenüber dem Hochwalde = howalde oder walde. Aus Grenzbeschreibungen von Dorfgemarkungen im Siegenschen lässt sich als sehr wahrscheinlich annehmen, dass im 14. Jahrhundert die Scheidung zwischen Hoch- und Niederwald schon bestand, wie sie heute noch besteht. In einigen Urkunden wird der Niederwald auch im Gegensatze zum Hochwalde erwähnt:

Am 8. Mai 1325 erhalten Philipp und Konrad von Bicken vom Grafen Heinrich von Nassau Güter zum Hainchen als Lehen: „it sie an walde, an holtze, an velde . . . usw.[5])

Am 9. Mai 1342 verkauft Wilhelm von Amelungisdorf Güter in Eiserfeld an den Grafen von Nassau, es heisst daselbst: „als wir hatten an holtze, an walde, an velde . . . usw.[6])

Graf Otto von Nassau verkauft 1345 Güter an den Erzbischof von Köln, unter diesen: „ . . . busche, wald ind veld, wasser ind wede."[7])

Mit diesen Bezeichnungen „holtze" und „busche" kann

[5]) Philippi, Siegener Urkundenbuch S. 101.
[6]) Ebenda S. 149.
[7]) Ebenda S. 177.

nichts anderes gemeint sein als Hauberg. Wenn die Haubergswirtschaft in jener Zeit auch noch in erster Entwicklung stand, so wurde sie doch im Siegerlande allerorts betrieben; über ihre Entstehungszeit sind die Meinungen verschieden[8]), sicher ist, dass die Betriebsart in frühe Jahrhunderte zurückreicht. Einerseits lieferte der Hauberg der weit verbreiteten Industrie das einzige Brennmaterial in der Holzkohle, anderseits war er Brotschrank für eine relativ sehr dichte Bevölkerung, die bei dem mageren und steinigten Boden ihren täglichen Unterhalt in dem Ackerbau allein nicht hätte finden können. Wenn nun im verflossenen Jahrhundert Steinkohle und ausländische Gerbhölzer die Rentabilität der Haubergswirtschaft arg eingeschränkt, ja fast ganz untergraben haben, so wird dieselbe doch noch von einem sehr grossen Teile der Bevölkerung neben anderen Erwerbstätigkeiten betrieben.

Die Hauberge sind Niederwaldungen, deren Holzbestand sich hauptsächlich aus Eichen und Birken, daneben auch aus Erlen, Hainbuchen, Ahorn und Haseln zusammensetzt. Das grösste Gewicht wurde allzeit auf die Schonung des Eichenholzes gelegt, weil dieses neben Kohle auch zugleich Lohe für die Gerbereien lieferte. Daneben durfte die Birke nicht ausgerottet werden, weil man ihrer Reitel zum Einbinden der Holz- und Lohbürden bedurfte.

Alle 16 bis 20 Jahre wird das Holz mit Ausnahme der Eichenreitel bis auf den Wurzelstock abgehauen, sodann der Rasen mit einer Haue oder Hacke losgeschält, getrocknet und verbrannt. Die Asche dient als Dungmittel für eine einmalige Winterroggensaat. Bis in die 40er Jahre des 19. Jahrhunderts wurde, neben dem Roggen, auch noch Buchweizen (im Siegerlande „Heidlof" genannt) in den Hauberg gesäet. Die Wurzelstöcke schlagen wieder aus und zwischen den jungen Loden gedeiht recht üppig die Besenpfrieme, die im Siegerlande „Ginster" genannt wird. Ist diese Pfrieme nach 3 bis 4 Jahren fruchttragend geworden, so wird sie abgetrieben und als Streu benutzt; ihr Same fällt aus und ruht im Boden, bis er nach abermaligem Abtriebe des Holzes,

---

[8]) v. Achenbach: Die Siegerländer Haubergsgenossenschaften. Bonn 1865.

nach 15 Jahren zum Keimen kommt. Nach Entfernung der Pfrieme, wird dem Bestande noch eine 3 bis 4 jährige Schonung zuteil, dann gibt der Boden dem Vieh (Rindern und Schafen) eine fette, saftige Weide bis zur nächsten Abholzung. Der ganze Betrieb ist ein genossenschaftlicher. Jeder Besitzer hat an dem, einer Gemeinde oder Genossenschaft zubehörigen ungeteilten Gesamteigentume, welches man allgemein mit „Hauberg" bezeichnet, einen ideellen Anteil. Zwecks Bearbeitung ist dieser Komplex in 16, 17, 18, 19 oder 20 Teile = „Haue" „Schläge" oder „Schaaren" geteilt. In jedem Jahre wird ein Hau abgetrieben. In diesem wird dann jedem Teilhaber, entsprechend der Grösse seines ideellen Anteiles, ein Gebiet zur Abholzung und Besamung zugewiesen. Diesen Teil, der jährlich von der Genossenschaft bearbeitet wird, nennt der Siegerländer ebenfalls „Hauberg" oder auch „Hau" oder „Berg" allein. Am verbreitetsten ist die letzte, abgekürzte Form „Berg". Hierbei ist in der Siegerländer Sprache genau zu unterscheiden: zwischen Berg = Hauberg und Berg = Erzgrube. So geht der Siegerländer z. B. „in den Berg", um auf waldigen Höhen Holz zu fällen, und er geht „auf den Berg", um aus tiefem Schachte Erze zu bergen d. h. zu fördern.

Grimm und Sanders kennen das Wort „Hauberg" in ihren Wörterbüchern gar nicht. In A. F. C. Vilmars: Idiotikon von Kurhessen, Marburg 1883, in Ludwig Schmidts: Westerwäldisches Idiotikon, Hadamar 1800, wird es vergeblich gesucht. In der Eifel, an der Saar und im Odenwald, wo eine ähnliche Niederwaldwirtschaft betrieben wird, hat man dafür andere Bezeichnungen wie: Hackwälder, Lohhecken u. dergl. Nach M. Lexer, Mhd. Wörterbuch, ist im Mhd. „hauberg" in keiner Form belegt. Hauberg ist demnach eine Bildung des 15. Jahrhunderts im Siegerlande und bedeutet daselbst:

1. den gesamten Niederwald des ganzen Landes,
2. den Komplex, der als Eigentum einer Genossenschaft angehört,
3. den Teil, der von dieser Genossenschaft im Laufe eines Sommers gemeinschaftlich bearbeitet wird.

III. Jahn.

J. und W. Grimm führen in ihrem Wörterbuche folgende Bedeutungen an:

Schweizerisch: jân = jahn = jon m. = vorgesteckter Raum für eine Feldarbeit. Tirolisch: jahn = Strich noch stehenden Getreides. Fränkisch: jahn = gohn = eine in die Länge sich erstreckende Fläche bei der Arbeit, in Feld, Wiese oder Weinberg. Hessisch: jahn = langgestreckte Fläche, die man beim Gras- oder Getreidemähen vornimmt. In der Winzersprache bedeutet jahn ein Stück Reben, das von einem andern durch einen Graben getrennt ist. Vilmar, Idiotikon von Kurhessen: jâne = Reihe, Linie, z. B. im Kornschnitt, Heumähen u. dergl. So bedeutet „im jâne stehen“ in der Reihe stehen von Bäumen und Menschen. Im Thüringischen gone, gonmeister ist der Knecht, der das Mähen besorgt. Jânig = der Reihe nach. Im Hessischen wird es auch oft jône und im Schmalkaldischen jûne gesprochen und ist durchgängig femininisch. Im Osnabrückischen gêne und im Münsterlande geine = Reihe gemähten Grases. Im oberdeutschen Forstwesen bedeutet jahn (wie Schwade beim Getreide) in langen Reihen hingelegtes, abgehauenes Holz. Im Mhd. ist jân stm. = Reihe, Reihe gemähten Grases oder Getreides. Vergl. „Mariengrüsse“, herausgegeben von Pfeiffer in Haupts Z. 8, 274—98: „dâ endet sich der rîme jân“.

Das mhd. jân wird mit französ. gagner in Zusammenhang gebracht, dieses hängt mit dem altfrz. gaaigner, mit dem altspan. guadanar = mähen zusammen. Der Ausdruck würde demnach auf einem Fremdworte beruhen und das mhd. jân eine Erweiterung des älteren Sinnes erfahren haben. Dieser Deutungsversuch, von Grimm schon angezweifelt, entbehrt jeglicher Haltbarkeit. Die Etymologie des Wortes ist dunkel. Doch viel eher als mit frz. gagner lässt sich jân in Verbindung bringen mit „Gang“. Gehen, laufen, in Bewegung sein = got. gaggan, ahd. gân, kân, gên, mhd. gân, gên, as. und ags. gân und gangan, wird fast allseitig auf Wurzel gâ zurückgeführt und dabei angenommen, dass die Form gangan durch Reduplikation entstanden ist, wie wahrscheinlich auch der Flussname „Ganges“. Gang bedeutet neben Bewegung,

Lauf usw. auch Weg, Pfad, schmale Gasse. Erzgang, ein schmaler Streifen Erz, der das Gebirge durchzieht, Fuchsgang, ein schmaler, enger Weg, der den Fuchs zum Kessel seines Baus führt, in gleicher Weise redet man vom Gang des Maulwurfs, der Ratte u. a. Wildgang, ein schmaler Pfad, den Rehe von und zu ihrer Weide gehen. Das aufgespannte Gewebe am Webstuhl wird, je nach der Feinheit der Fäden, in 30—40 schmale Streifen von je 40 Fäden eingeteilt, die man allgemein Gänge nennt. Bei allen diesen ist stets die Vorstellung des „Langgestreckten, Schmalen“ wie beim Jahn.

Nach Heinsius ist jân der leere Raum, den ein Gras- oder Getreidemäher hinter sich lässt, und der eine lange, schmale Bahn vorstellt. Im Thüringischen ist jân = Reihe von Bäumen oder Gewächsen, dann auch gleich einer Reihe gehauenen Holzes, weshalb die Holzhauer daselbst auch Jahnhauer heissen. Im Hennebergischen sind Jähne Striche vermessenen Holzes, das zum Abhauen bestimmt ist. Diese letzte Bedeutung kommt der im Siegerlande gebräuchlichen am nächsten.

Wie bereits oben erwähnt, ist der Siegerländer Hauberg Genossenschaftseigentum; Privateigentum kommt sozusagen gar nicht vor. Der einer Genossenschaft zubehörige Haubergskomplex von 16—20 Hauen ist in 3—12 Stammjähne eingeteilt. In diese gleiche Anzahl von Jähnen, in die der ganze Komplex eingeteilt ist, wird nun auch in jedem Jahre der abzutreibende Hau eingeteilt. Entsprechend seinem ideellen Anteile am Ganzen wird dann jedem Interessenten im Hau 1, $^1/_2$, $^1/_4$, $^1/_8$, $^1/_{16}$ Jahn usw. als Privateigentum für 2 Jahre zur Abholzung und Besamung zugeteilt. In bezug auf den einer Genossenschaft zubehörigen ganzen Komplex ist der Jahn ein Flächenmass von beliebiger Gestalt und Grösse, in bezug auf den Hau ist der Jahn die der Grösse des Haus entsprechende Fläche, die dem Interessenten zur Bearbeitung zufällt, der im ganzen Komplexe einen Jahn als ideelen Anteil besitzt. Soll ein Hau zwecks Abholzung geteilt werden, so wird erst sein Flächeninhalt, und darnach die Grösse eines Jahnes festgestellt. Ist in dem Hau überall gleichmässiger Holzbestand, so ist die Teilung eine einfache; die Unregelmässigkeit des Holzbestandes verlangt aber über-

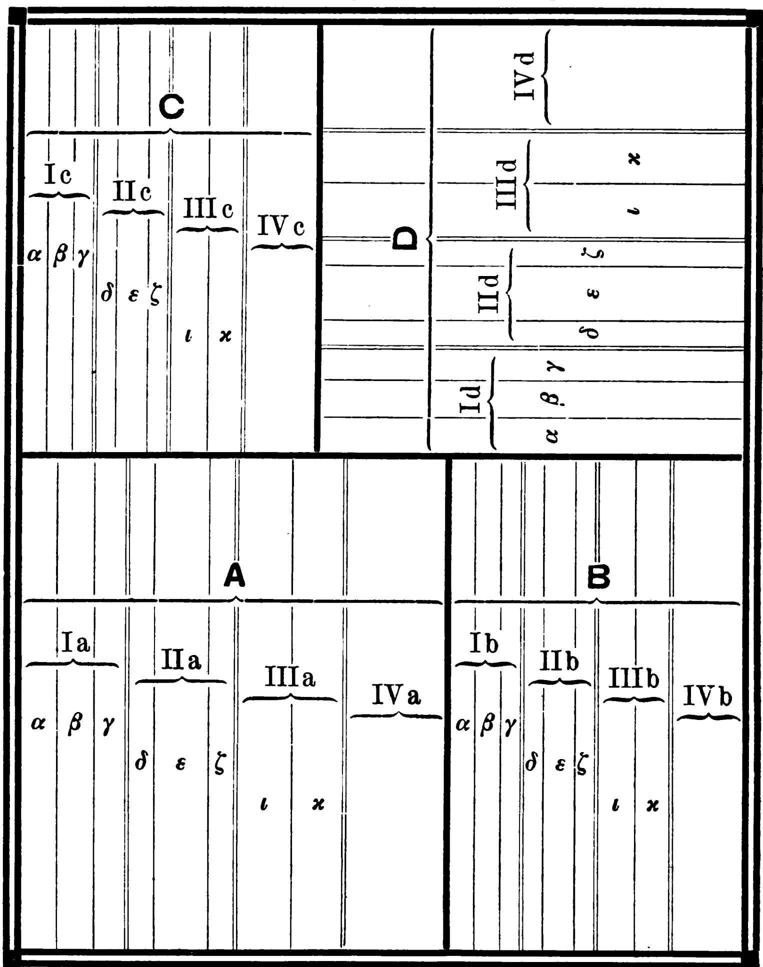
all zuerst eine Teilung in Parzellen. Jede Parzelle wird dann in die gleiche Anzahl von Jähnen eingeteilt. Je nachdem die Parzellen liegen, unterscheidet man: Spaltjähne, Trummjähne und Wersch- oder Querjähne. Da die einzelnen Interessenten, infolge der Teilung des väterlichen Erbes, nicht Besitzer eines ganzen Jahnes sind, wird jeder Jahn wieder in Unterabteilungen zerlegt, diese nennt man „Haine". In einem Hau stellt der Jahn eine langgestreckte schmale Fläche dar, die einem oder mehreren Interessenten zur Bearbeitung zugewiesen ist. Hier hat der Jahn stets lange schmale Gestalt. Im ganzen Haubergskomplexe dagegen wird auf Gestalt und Form keine Rücksicht genommen, hier kommt der Jahn nur als Flächenmass in betracht und zwar auf dreifache Art:

1. Wo eine genaue Vermessung stattgefunden hat, wird der Jahn angesehen als ein Flächenmass von bestimmtem Rutengehalt.
2. In anderen Gemeinden wird der Jahn angesehen als eine Summe Geldes. Der alte Rädergulden ist grundlegend geworden. Er enthielt 24 Albus oder 192 Pfennige. Danach wurde der Jahn bestimmt und eingeteilt in 24 Albus oder Weisspfennige, jeder Weisspfennig in 8 Pfennige. Diese Einteilung ist die gebräuchlichste.
3. Bei anderen Gemeinden endlich bestimmt man den Jahn nach einem gewissen Getreidemass. Dieses ist hergeleitet von dem Roggen, den man jährlich in einen Hau säen kann. Grundlegend ist das jetzt noch im Siegerlande allgemein gebräuchliche Getreidemass, die „Meste" (30 Pfund Roggen oder 20 Pfund Hafer; bei qualitativ durchschnittsmässiger Ernte im Siegerlande enthält dasselbe Gefäss, welches mit 30 Pfund Roggen gefüllt wird, 20 Pfund Hafer). Eine Meste enthält 8 Becher, 16 Mesten geben ein Malter. Gewöhnlich werden mit einer Meste Saatkorn 40 Quadratruten Hauberg besäet.

Die Bedeutungen für das Wort Jahn im Siegerlande decken sich also keinesfalls mit denen in anderen deutschen Gebieten. Im Siegerlande versteht man unter Jahn:

1. ein Flächenmass von stets langgestreckter Gestalt und beliebiger Grösse, die abhängig ist von der Grösse der Parzellen eines Haues, der jeweilig bearbeitet wird;
2. ein Flächenmass von beliebiger Gestalt und bestimmter Grösse, nach welchem ein ganzer Komplex bestimmt wird. Je grösser der Komplex und je geringer die Anzahl der Stammjähne, um so grösser sind letztere und umgekehrt.

Schema zur Einteilung eines Haubergs in Jähne.



Der ganze Hauberg oder Hau, bezeichnet durch doppelt fette ‖ Umrandung, in natura durch Mark- oder Grenzzeichen, ist hier eingeteilt in 4 Jähne, weil die Grösse des ganzen Komplexes durch 4 Jähne gegeben ist. Vorstehende Figur bezeichne den 18. Teil des Komplexes, oder den Hau, der in einem Sommer bearbeitet wird. Zwecks Einteilung unter die einzelnen Interessenten, deren in diesem Falle 9 sind, bezeichnet durch griechische Buchstaben, ist wegen unregelmässigen Holzbestandes der Hau in 4 Parzellen A, B. C, D eingeteilt, diese sind bezeichnet durch fette | Striche, in natura durch Holzpflöcke. Jede Parzelle ist eingeteilt in 4 Jähne I, II, III, IV, hier bezeichnet durch doppelt feine ‖ Striche, in natura durch Jahnpflöcke. Da nun nicht alle Interessenten Besitzer eines ganzen Jahnes sind, werden die einzelnen Jähne, in den Parzellen sich entsprechend, wieder in Unterabteilungen, die sogenannten „Haine“ geteilt, diese sind hier angedeutet durch feine | Striche und griechische Buchstaben, in natura durch Pflöcke, die sogenannten „Hainzeichen“. Der Jahn Ia Ib Ic Id gehört 3 Interessenten, ist also in 3 Haine α, β, γ eingeteilt, ebenso der Jahn IIa IIb IIc IId in δ, ε, ζ, der Jahn IIIa IIIb IIIc IIId ist nur für 2 Interessenten in 2 Haine geteilt ι, $\varkappa$ und der 4. Jahn bleibt ungeteilt, weil ein Interessent am ganzen Komplex den ideellen Anteil eines ganzen Jahnes hat. In jeder einzelnen Parzelle sind alle Jähne gleich gross und gleich dicht mit Holz bewachsen. In A und B sind Spaltjähne, in C Trummjähne, die Jähne in D nennt man „Quer- oder Werschjähne“.

Kinderlieder und Kinderspiele.

Gesammelt in Hünxe bei Wesel.

I. Kreisspiele.

1. Eck un doj, wej send nit schoj (scheu),
Wej send en par Noberwiewer,
Die Koffijmöll, die Koffijmöll
Verdreijt so männegen Stüwer.

2. En Pertjen op den Drapp,
Margen ös et Sonndag,
Dann rijen de Heeren,
Met de bonte Kleeren,
Dann rijen de Frauen,
Met de bonte Mauen (Ärmel),
Dann rijt der Ackersmann,
Met sin Pertjen dr' achter an.

3. Herr Edelmann reitet zum Tore hinaus,
valdri, valdra, valdralala.
Eine Schäferin weidet ihre Lämmer aus.
Herr Edelmann setzte sein Hütchen ab
Und sagte der Schäferin guten Tag.

Schäfersfrau: Herr Edelmann setzen Sie's Hütchen nur auf,
:[: Ich bin ja nur eine Schäfersfrau. :]:
Edelmann: Wenn du auch nur eine Schäfersfrau bist,
:[: So will ich meinen Sohn zum Manne dir geben. :]:
Schäfersfrau: Deinen Sohn zum Manne, den will ich nicht,
:[: Der ist ja nur ein Bösewicht. :]:
Edelmann: Wenn mein Sohn ist ein Bösewicht,
:[: So musst du sterben vor Gericht. :]:
Schäfersfrau: Herr Edelmann, schenken Sie mir mein Leben.
:[: Ich will ihnen all' meine Lämmer geben. :]:
Edelmann: All' deine Lämmer, die will ich nicht,
:[: Und du musst sterben vor Gericht. :]:
Schäfersfrau: Herr Edelmann, schenken Sie mir mein Leben,
:[: Ich will Ihnen 1000 Taler geben. :]:
Edelmann: Tausend Taler, das ist kein Edelmannsgeld,
:[: Und du musst sterben, wann mir's gefällt. :]:

4. Im fröhlichen Kreise, im fröhlichen Sinn,
Wenn's eine verschwindet, kommt's andre in den Sinn.
Errate, errate, errate, wer's ist. —
Freundin, du hast falsch geraten,
Komm, verbessere deine Taten,
Komm und rate noch einmal.

5. Wollt ihr wissen, wie der Bauer,
Wollt ihr wissen, wie der Bauer
a. Seinen Hafer aussät?
Seht so, so tut der Bauer,
Seht so, so tut der Bauer,
Wenn er seinen Hafer sät.
b. Wenn er seinen Hafer mäht.
c. Wenn er seinen Hafer drischt.

d. Wenn er seinen Schnaps austrinkt.
e. Wenn er sein Geld bezahlt.
f. Wenn er aus dem Wirtshaus kommt.
g. Wenn er sein Weibchen schlägt.

6. (Kreis, darin 2 Mädchen, 1 Mann und sein Esel; der Esel hat ein Tuch auf den Rücken und wird durch den Kreis geführt).



Mädchen: Et kom en Bur üt Oberland, kilo, kilo, ho,
Der führt seinen Esel an der Hand, hoho,
Der führt seinen Esel an der Hand, kilo, kilo, hohoho,
Kilo, kilo, ho.
Da ging er zur Frau Schneiderlein, hoho,
Da ging er zur Frau Schneiderlein, kilo, kilo, hohoho,
Kilo, kilo, ho.

Mann: Ach, machen Sie mir dies Kittelein, hoho (vergl. oben)
In einer Stund' muss es fertig sein, hoho (vergl. oben).

Frau: Ich hab's gemacht im Sonnenschein, hoho (vergl. oben).

Mann: Warum denn nicht im Mondenschein, hoho (vergl. oben).

Mädchen: Da ging er zu Frau Hannebeck, hoho (vergl. oben).

Mann: Wie steht ihm dieses Kittelein? hoho (vergl. oben).

Frau: Das steht ihm wie ein Türkenschwein, hoho (vergl. oben).

7. Rundgesang:

Woll'n Sie weisse Frauen haben,
Müssen Sie bares Geld bezahlen.
Nehmen Sie, nehmen Sie, welche woll'n Sie haben?

Mädchen:

Diese, diese will ich nicht, diese, diese mag ich nicht,
Diese will ich haben. —

8. Hänschen sass im Schornstein und flickte sich die Schuh,
Da kam ein schönes Mädchen, und setzte sich dazu.
Hänschen, wenn du freien willst, so freie doch an mir,
Ich hab noch einen Taler, den schenk ich dir.

9. Tuck, tuck, tuck, min Hünderkes,
Wat dont gej op onsen Hof?
Gej plöckt mej all de Blümkes af,
Gej makt et mej de groff.
Mamma, de sall well kiewen (schelten),
Papa, der sall well sslohn.
Tuck, tuck, tuck min Hünderkes,
Wu sallt ons Kender gohn?

10. Herum den Baum, herum den Baum,
Mit Gold und Silber beschlagen;
Wer hatte das getan? Wer hatte das getan?
Dem König seine Tochter.
Wo kriegen wir sie denn? Wo kriegen wir sie denn?
Der letzte muss bezahlen.

11. Es kamen zwei dicke Kartoffeln heran, ade, ade, ade,
Was sollen wir mit den Kartoffeln tun? ade, ade, ade,
Ist euer Vater nicht zu Haus? ade, ade, ade,
Was soll er denn zu Hause tun?
Er soll ein kleines Brieflein schreiben.
Was soll denn in dem Brieflein stehn?
Dass N. N. die Braut soll sein.
Wer soll denn ihr Bräut'gam sein?
Das soll wohl N. N. sein.
Jetzt haben wir die Braut,
Sie ist getraut;
Mit 70 Jahr, mit 80 Jahr,
Sie heisst Viktoria.

12. Annemarie hätt' Muss gestohle
In de Pastor sinne Gaden.
Pastor de gong no Cöln,
Un woll se dor verklage,
Annemarie, de wor so bang,
Sprong vör Angs in de Koffijkann.

13. Schön Hannchen in der Mühle,
Sie sang und sprang ins Grüne,
Und sang ein Lied dazu.

Kaum hat sie ausgesungen,
Da kam ein Herr gesprungen,
Ein Ritter stolz und fein.
„Was machst du da?“
„Ich mache ein Geschmeide,
Von Samt und von Seide,
Von Perlen und von Gold“.
„Hast du auch noch Eltern?“
„Ach nein; ich habe keine;
Ich bin so ganz alleine,
Früh nahm sie mir der Tod“.
„Nun komm, mein liebes Hannchen,
Und lass uns einmal tanzen.“ Vidralala.

14. Es war einmal ein kleiner Mann, hei, juchheidi!
Der hatte eine grosse Frau; hm, hm, hm!
Die Frau, die wollt zum Tanze geh'n, hei, juchheidi!
Der kleine Mann wollt auch mitgehn, hm.
Allein, du bleibest mir zu Haus,
Und wäschest mir die Schüsseln aus! —
Allein zu Hause bleib ich nicht,

Und als die Frau vom Tanze kam,
Ach, lieber Mann, was hast getan?
Ich habe mir die Welt besehn,
Und hab die Schüsseln lassen stehn.
Da holt die Frau den Besenstiel,
Und schlug dem Mann ein Loch in den Kopf,
Da kroch der Mann ins Butterfass,
Und wenn du herauskommst, kriegst du was.

15. Gestern Abend war Vater Michel da,
Vater Michel, der war da,
Vater Michel in dem bunten Rock,
Der tanzte wie ein Ziegenbock.

16. Schnidderwepphipp, Schnidderwepphopp,
Wor hest doj din Scheer?
In de Kuhstall, in de Pettstall,
Dor stick se dej wer.

17. O Popp, wor geht de Sonn op?
O Popp, wor geht se nehr?
Dat düt se alle Märgen, vor Anna öhre Dör.
Anna ös de Rose, se bleujt den ganzen Dag,
Van Selver on van Gold.
Un wenn de Schnur gebrocken ös,
(oder: Un wenn dat Gold verloren geht),
Wer gefft öhr dat denn wer?

Dat sall well Wellem N. N. duhn,
Denn hett dat Gold noch mehr.
Wellem, wat wes de met Anna duhn?
Se kann net spennen of neijen, [vör,
Se hett son werken (von Werg) Scholduck (Schürze)
Dor kann m' en Tau van dreijen,
Swatte, swatte Schüntjes (Schühchen),
Brunne, brunne Höskes (Strümpfe)
Die send so beloten,
Do kann man van Nacht bej schlopen.
Schönstes Mädchen, das ich kenn,
Dat sall well Anna N. N. senn.

18. Mädjen, plöck dej Kränsekrutt (zum Kranz),
Tukunft Johr bös doj de Brutt;
Kränsekrutt, dat plöck eck nit,
Eck sin jonk on hierot nit.
Bös doj jonk on hierots nit
Sin eck stolz on nöhm dej nit.
De Moder geng met de Hond noh de Märt (Markt)
Dorför koff se Kantenwerk (Spitzen).
Hondert Daler, an bares Geld,
Wonnen för ene Kant getellt.
Der Vader sagg met gut Verzun (Façon):
Et kös ock wat gelender duhn.
De Moder sagg: Dat möt so sen,
Et ös en enzeg Döchterken.

19. Als ich einmal reiste, da reist ich nach Jerusalem,
Da war ich die Kleinste, die Kleinste im ganzen Land,
Herren und Damen standen drausen vor der Tür,
Wollten mich beschauen, ich armes Murmeltier.
Murmeltier muss wählen, wählen, wen es will:
Hast falsch gemacht, hast falsch gemacht, darum wirst du ausgelacht.

20. Kenderkes, Kenderkes, kommt no Hus!
Moder, Vader, rupt noch es.
Sall eck met dat Stöckske kommen? Jo oder Ne?
Wo bös doj hen gewes? No min Bestemoder.
Wat hes doj dor gedohn? Et Kend geweg.
Wat hes doj dorför gekrege? En Plätzken.
Wo hes doj dat gelote? Half opgegeten, half en den Dreck geschmeten.
(oder: Wat hes doj dorför gekrege? Ein Daler.
Wo hes doj den geloten?
Half heb ick em de Engelkes gegewe,
Un half heb ick em dej metgebrach.)
Gohn mer; jag mej äwer nit de Tückskes.

21. Ens, dä kom der en Frejer gegohn,
Denn hat en sijen Hut opstohn,
An jede Sitt en Plümme derför.
Die Dochter liep geswent för de Dör;
Die Moder kreg de Pann bej de Hand,
Dat wor den Frejer rech nor den Tant
(Zahn, Geschmack)
De Dochter snej et Speck derin,
Dat wor den Frejer rech nor den Sinn.
Un es sej wollen hen trauen gohn,
De Schenk, den moss op den Toffel (Tisch) stohn,
Un es sej wollen hen slopen gohn,
Die mossen sej bei et Bett ingohn. —

22. In einer Grube liegt ein Ball; die Knaben stehen umher; der Spruch geht rund:

Habakuk — Schneck schnack schnuck —
Kont verbrannt — In wat van Hand?
In mine Hand.

Der, auf den dies letzte Wort fällt, greift nach dem Balle und ruft, während alle anderen weglaufen: Stand! Jeder bleibt stehen. Der Ballwerfer versucht, einen zu treffen.



23. Aftellstöckskes:

a. Ich und du, Müllers Kuh, Müllers Esel, das bist du.

b. Sot en Düwken op dat Dak,
Het seck bold kapot gelach;
Tin, twentig, detig, vetig, fiftig, sesstig, sewentig, achtig, negentig, hondert.
Du bist davon frei.

c. Min Vader woll en Perd beslohn,
Wuvel Nägel sallen dortu gohn? (Es wird eine Zahl
Du bist davon frei. [angegeben.)

d. Ohne, dohne, dott, quente, quante, gente, fott.

e. Ohne, dohne, Tintenfass.
Geh zur Schul und lerne was,
Wenn du was gelernet hast,
Steck die Feder in die Tasch.
Bauer, bind den Pudel an,
Dass er mich nicht beissen kann,
Beisst er mich, verklag ich dich,
Tausend Taler kost es dich.
Ein, zwei, drei, du bist davon frei.

I. Rojstöckskes (Rätsel):

a. Kikeriki sät onse Hahn,
Trock seck de Stewels met Sporen an
On geng dormet hen freijen
No Nommero dreien;
Nommero dreien sliep,
Die Kuh sott bej et Für on spann,
Dat Kalf log in de Wieg on sang,
De Hond, de kennt (kernen) de Botter,
De Katt, de fegt de Schöttel,
De Flärmus kehrt öhr Hus
Met öhre lange Flögels,
De Schwalf, de drug den Dreck herut:
Sind dat kenn Dutzend Löges?

b. Holder kabolder geng öwer den Sölder,
Hat de Mull voll Menssenfleiss.
Roj ös, wat ös dat? (Holzschuh.)

c. Kromm on Scheef, wor west doj hen?
Kahlkopp, wat frogs de dorno?
Eck senn nit so döck kahl geschoren,
Es dej de Fott ös tugefroren. (Wiese und Bach.)

II. Wiegenlieder und Koselieder, Kniehoppser.

1. Bim, bam, beier,
De Köster mag kein Eier.
Wat mag hei dann?
Speck en de Pann,
O du verleckerte Köstersmann.

2. Hopp, sopp, söllen,
De Köster op et Föllen,
De Paster op de bonte Kuh,
Dat geht no Rommeln (Sapsöllen) tu.
Rommeln ös gesloten,
De Slöttel ös debroken,
Wej wollen öm wer loten maken,
Van Selver on golde Platen,
Van Lenderkes (feiner gewebte Bänder) on Benderkes
Van all de leckre Dengerkes.

3. Heija, popeia, slohn Hünderkes dod;
Leg se int Pöttjen, dann wonnen se nit grot;
Dann leggen se genn Eikes on freten genn Brot.
Heija, popeia, slohn Hünderkes dod.

III. Fingerspruch:

(1) Dümmeling, (2) Fengerleng, (3) Lange Raw, (4) Kotte Knaw, (5) Weg-hopp Hänsken öwern Tun;

den (5) haut Holt kott, den (4) stockt an, den (3) rührt de Papp, den (2) scheppt op, on den (1) decken, den fret alles op.

IV. Beim Fliegenlassen des Marienkäfers:

Liewe Heerswörmken flieg;
Din Vader ös im Krieg;
Din Moder ös im Pommerland,
Pommerland ös afgebrannt;
Liewe Heerswörmken flieg.

V. Spruch:

Hermen schleit Lärmen,
Schleit Piepen, schleit Trummen,
Franzosen sind kummen,
Mit all öre Mannen,
Wulln Hermen ophangen.

VI. Wenn die Dorfjugend das Holz zum Osterfeuer zusammenholt:

Onser Posfür ös so kolt (od. Onser Pössen),
Gewt ons doch en büssken Holt (od. en bettjen),
Gej könnt oj ock bij wärmen (od. könnt oj der ock bij wärmen),
Lot oj doch erbärmen (Gott sall sech erbärmen);
En Büssken min of mehr,
Wij dunnt et jo tu Gottes Ehr (dunnt ons doch tu Gottes Ehr).
Lot ons doch so lang nit stohn,
Wej mötten noch en Hüsken wijer gohn.

VII. Alliteration:

a. Mölder, moss mej moj (gut) Mehl mahlen, min Moders Mad mot mej morgen moje Mecken (= Stuten, Weissbrot) maken.
b. Wej Wasswiewer wollen well wette Wäss wassen, wenn wej wössen, wor wärm Wasswater wär.

Mutter und Kind in den Weistümern des Mosellandes.

Von Lic. theol. **Markgraf,** Leipzig-R.

In abgelegenen Gegenden südlich und nördlich der Mosel, von der Nahe bis zu den Nordabhängen der Eifel, vom Rhein bis zur Alzette, an der Luxemburg gelegen ist, hat sich bis auf unsere Generation im Volksleben ein Stück Mittelalter erhalten. Nicht bloss Tirol und Altbayern, nicht bloss deutsche Gegenden im Norden haben mittelalterliches Volksleben treu erhalten, wie L'Houet, der jüngste gründliche Erforscher deutsch-bäuerlichen Volkstums meint,[1]) auch das Gebiet, das wir hier kurz als Moselland bezeichnen wollen, kann sich dessen rühmen.

Dieses Motiv treibt uns dazu, die Moselbauern alter Zeiten anzuschauen. Wollen wir sie kennen lernen, sie unter dem Gesichtspunkte moderner Volkskunde beobachten in ihrem Leben, ihren Sitten, ihrem Empfinden, wie sie sich bekunden bei Schwangerschaft und Geburt, gegenüber der Jugend und ihrem frohen Spiele, dann sind die einzige unmittelbare Quelle fast nur die Weistümer, das vermeintliche ländliche Volksrecht. Das vermeintliche sage ich; denn durch Jakob Grimms Hervorkehren des rechtlichen Gesichtpunktes ist dieser Irrtum entstanden. In Wirklichkeit geben die Weistümer dem ernstlich Forschenden doch hie und da wertvollen Aufschluss auch über das sonstige Volksleben. Freilich kann man zuweilen hundert Seiten lang durch dürre Wüste wandern, aber schliesslich erreicht man doch eine fruchtbare Oase.

---

[1]) Zur Psychologie des Bauerntums. Tübingen 1905.

Das Wenige, das die Weistümer an Ertrag liefern, will ein Kenner derselben im Folgenden darbieten. Es sind meist kurze Notizen, keineswegs darauf berechnet, späteren forschenden Geschlechtern Aufschluss über das Volksleben zu geben. Nur beiläufig werfen sie einen erleuchtenden Strahl in das Dunkel der Vorzeit; und es bleibt der Kombination des Historikers überlassen, das nur umrissene Bild abzurunden. Das gilt sogleich vom Ersten, was wir über die Vorgänge bei der Geburt eines Kindes erfahren. Das Weistum von Alflen an der Untermosel (1499) sagt nebenher: Hat eine Kindbettsfrau ein Tönnchen Wein, so mögen ihre Nachbarn mit ihr trinken und mit ihr bezahlen. Wir wissen sonst, dass sich die Nachbarinnen bei der Geburt eines Kindes im Hause einfanden, teils helfend, teils schmausend. Aus diesem Weistum gewinnen wir das Bild einer fröhlich zechenden Nachbarschaft, welche sich mitfreute und nach bäuerlicher Art bei dem freudigen Anlass ihrem Leibe gütlich tat. Wir ersehen aber auch, dass dem Kindesvater die ohnehin beträchtlichen Unkosten allein zu tragen nicht zugemutet ward. Die nachbarliche Gesinnung und Hilfe betätigte sich dadurch, dass die Nachbarschaft die Kosten für den vertrunkenen Wein selbst bestritt. Und wo sich die nachbarliche Gesinnung so rücksichtsvoll erwies, da haben die Nachbarn wohl auch sonst sich hilfreich erwiesen, besonders durch Lieferung von Naturalien, gekochten Speisen und dem nötigen Geschirr, soweit dies nicht im Hause selbst vorhanden war.

Besonderer freundlicher Rücksicht erfreute sich die Mutter vor und nach der Entbindung, die Schwangere und die Kindbetterin. Oft wird ausgesprochen, dass man das starke natürliche Gelüsten der Schwangeren nach besonderer Speise befriedigen muss. Schon das uralte Weistum von Rommersheim (1298) untersagt bei Strafe alles Fischen in den Bächen der Abtei (Prüm) und der Vogtei von Schöneck; die Herrschaft behielt sich dieses Recht vor. Nur eine Ausnahme wurde gemacht: Die Schwangere und die Kindbetterin darf fischen, „mit einem Fuss im Wasser und dem andern auf dem Lande“. Das Weistum von Galgenscheid an der Untermosel (1460) bestimmt die Grenzen eines Bezirkes, in

dem niemand ohne Erlaubnis der Herrschaft von Schöneck fischen oder stricken oder einiges Wild fangen darf. Nur die eine Ausnahme wird gemacht: Wenn eine Frau schwanger ginge mit einem Kinde und des Wildes gelüstet, die mag einen Mann oder Knecht ausschicken, des Wildes soviel greifen und fahen, dass sie ihren Lüsten gebüssen möge. Nach dem Weistum von Coenen am linken Saarufer (1508) durften die Leute aus dem am rechten Ufer gegenüber liegenden Filzen, wenn das aus der Gemeinde von nöten war, gegen eine jährliche Gebühr von 10 Schilling eine Reuse benutzen; besonders wird dabei daran gedacht, dass man für Kranke oder für schwangere Frauen Fische brauchen könnte. In Zozenheim (Hunsrück, vor 1500) wird dem Bäcker Auftrag erteilt, der Sitte gemäss, er solle der schwangeren Frau, wenn sie backen will, den Teig kneten und in das Backhaus führen und der Frau daselbst einen Sessel mit einem Kissen darstellen. In Münstermaifeld wurde, wer nicht zum Sendtag erschien, gepfändet. Auch hier wird des Falles gedacht, dass die Frau des Straffälligen schwanger oder Kindbetterin sein könnte und hinzugefügt: Jedoch soll die Pfändung also bequem geschehen, ob eine schwangere Frau ging oder in dem Kindbett sässe, dass sie nicht ein Schrecken davon bekäme und Unrat daraus entstünde.

Ähnlichen Inhaltes sind sonst die Stellen, welche der Kindbetterin gedenken. In Schöneck (Eifel) durfte Wein nicht verzapft werden, bevor ihn die Schöffen, die Ortsbehörde, geprüft und aufgetan hatten. Nur zweierlei vermochte diese Satzung zu ignorieren: Das Begehren des Herrn oder einer Kindbetterin. In Herbizheim (Saargegend, 1458) genoss der Mann der Kindbetterin den Vorzug, dass er bei Landgeschrei nur soweit mitzuziehen brauchte, dass er nachts wieder zu Hause war. Für die Kindbetterin durfte der Hofmann in Wetteldorf (Eifel) straflos fischen. Oft[2]) kehrt die Bestimmung wieder, dass im Hause einer Kindbetterin vom Zinshuhne nur der Kopf genommen wird; das übrige,

[2]) Vgl. die Weistümer von Crittenach und Obermennig (Hochwald), Dommershausen um 1580, südöstlich von Treis an der Mosel, Niederprüm 1576 (Eifel), Kobern an der Mosel, vor 1585.

also die Hauptsache, bleibt dem zinsenden Haushalte; und in Holzheim (1593), zwischen Gemünd und Münstereifel, wird offen ausgesprochen, dass das Haus der Kindbetterin von der Entrichtung des Rauchhuhns befreit ist. Der Zinshafer sollte so gütlich erhoben werden, dass sich die Kindbetterin nicht erschreckte.[3]) Auf gewissen Grundstücken und sonstigen Lokalitäten wie Hofgütern, Schöffenhäusern, Brücken u. a. m. ruhte in der Zeit der mittelalterlichen Rechtsunsicherheit das Privileg der „Freiheit". Dort fand der flüchtige Verbrecher Schutz vor den Verfolgern, meist für 45 Tage. In Wormeldingen (1597) nun, einem Luxemburgischen Orte, waren alle Häuser der Kindbetterinnen mit diesem Privileg auf 45 Tage ausgestattet.

Es wäre also ganz verkehrt, in dieser Hinsicht von Rohheit oder Gefühllosigkeit zu reden; der Bauer des Mittelalters hatte gewiss eine rauhe Schale, aber in dieser ebenso gewiss einen guten Kern, ein gutes Gemüt.

Über die Tauffeier schweigen die Weistümer, auch die kirchlichen, die „Sendweistümer", so gut wie vollständig. Einige kirchliche Bräuche nur, die mit der Taufe zusammenhängen, werden erwähnt. Die Sendweistümer von Barweiler und Olef (1546, beide in der Eifel) setzen als Taufgebühr für ein unehelich geborenes Kind die Höhe von 6 Albus fest; das letztere sagt ausserdem, der Pastor solle in diesem Falle die Taufe nicht verweigern. In Barweiler ging am Gründonnerstag der Pastor samt dem Küster „mit der alter tauff" von Haus zu Haus durch das ganze Kirchspiel und teilte das Taufwasser aus; jeder Haushalt gab dabei dem Pastor 2, dem Küster 1 Ei.

Mit Schulunterricht war die ländliche Jugend nicht geplagt; die Weistümer gedenken seiner überhaupt nicht.[4]) Welches Los sonst den Kindern beschieden war, wie sie ihr Dasein verbrachten, darüber geben unsere Quellen öfters Aufschluss. Sie arbeiteten für die Eltern; sie holten Holz

---

[3]) Esch-Hetzerad vor 1561.

[4]) Näheres über die Entwicklung des Volksschulwesens im Mosellande siehe bei Markgraf, Das moselländische Volk in seinen Weistümern. 1906. S. 49 ff.

aus dem Walde, sie halfen, wenn der Vater pflügte; sie fuhren den mit Kohle beladenen Wagen; sie hüteten das Vieh. Jugendlicher Übermut machte sich früher ebenso wie in unsern Tagen geltend. In Müllenbach (Hocheifel) konnte (nach der geschriebenen Schulchronik) die Schuljugend den Winterlehrer einmal aus dem Unterrichtslokale hinausjagen. Die Naturfeste gaben Gelegenheit zu fröhlicher Ausgelassenheit. Der Hof auf dem Karthäuserberg in Moselweiss gab am Johannistage den Kindern und den gedingten Knechten des Ortes ein Fest. Die Knechte schossen; Feuer wurde im Busche angezündet; mit hartem Käse und Brot wurden sie bewirtet; fünf Kuchen wurden von 50 Eiern hergestellt. Auch 2 Mass Wein und 6 Weisspfennige gab man ihnen. Beim Schlusse der Heuernte tanzte das junge Volk um einen Heuhaufen, den sie dann als Lohn behalten durfte (Gillenfeld). Ebenda erhielten am Gerichtstage die Kinder Gebäck, hergestellt aus Teig im Werte von 6 Heller. Dieses wurde in 12 Teile zerlegt und den Kindern von den Lehnleuten in Gillenbeuren geschenkt zum Zeichen, dass die letzteren in den Hof von Gillenfeld gehörten. Nach dem Weistum von Idenborn und Falscheid erhielten die Kinder, wenn an Gerichtsstätte, unter der Linde, ein Gutsverkauf vollzogen wurde, für 4 Pfennige Weissbrot „zu zeugnuss“, d. h. um den Vertrag in aller Form rechtskräftig zu vollziehen. In Boekenau hatten die jungen „Knechte und Knaben“ das Recht, am Abend des Walpurgistages im Walde Holz zu holen, offenbar um damit ein Maifeuer anzuzünden. Im Bezirke des Hochgerichts Alflen hatten die Kinder Anspruch auf Holz für das „Königsfeuer“, das am Niklastage begann.

Die Weistümer geben nach der ihnen eigenen Weise diese Bestimmungen kurz, knapp, sachlich. Sie wollten einst nichts weiter als allgemein bekannte Sitten fixieren und für die Zukunft festlegen. Aber es ist nicht schwer, mit Hilfe der Phantasie die skizzierten Sittenbilder zu ergänzen, und auszumalen, wie allgemein liebevolle Rücksicht gegen das Weib im Zustande der Schwachheit herrschte und allenthalben sich die Jugend frohem Spiele hingab.

Die Moselbauern alter Zeit gönnten also der Jugend

ihr Recht auf Frohsinn und Spiel. Aber das nicht allein. Wie man auf die Schwangeren und Kindbetterinnen besondere Rücksicht nahm um des Kindes willen — einer der besten sittlichen Vorzüge des deutschen Bauernvolks —, so traf man auch Bestimmungen zum Wohle des hilflosen Kindes in den ersten Lebenstagen. In Ransbach (bei Saarbrücken) sagt im Jahre 1532 das Weistum: Die Frau soll erst ihre Kinder versorgen und dann zur Fronarbeit kommen; abends darf sie zeitiger heimgehen, damit sie Kind und Vieh versorgen kann. Nach dem Weistum von Walmünster (1497) kann die Frondienst verrichtende Mutter ihr Kind mitbringen und ihre Magd, die das Kind hütet. Und diese empfangen von der Herrschaft dieselbe Kost wie die andern Fronarbeiter. In Wiltingen (Saargegend) musste der Müller, wenn die Frau, die mahlen liess, zu den Kindern heimgehen wollte, einstweilen die Mühle schliessen und der Mutter den Schlüssel mitgeben, damit sie „ihre Notdurft und ihre Kinder bestellen" konnte. Konnte dem Bauer, der zur Mühle kam, nicht sofort gemahlen werden, so musste einstweilen wenigstens soviel Getreide gemahlen werden, dass der Mann seinen Kindern einen Kuchen backen konnte, damit sie nicht Hunger litten. In Ravengirsburg (Hunsrück) lieferten die Hofleute am Zinstage zusammen 84 Weisswecken. Aber jedem wurden zwei zurückgegeben, „dass er seine Frau und Kinder mit erfreue".

Die Beispiele freundlicher Rücksichtnahme auf die Kinder liessen sich leicht vermehren. Die Weistümer von Buch (Hunsrück), Lenningen (bei Luxemburg) und Langsur (Obermosel) liessen sich noch anführen; aber etwas wesentlich Neues besagen sie nicht. Deshalb will ich nur noch die späteste Nachricht mitteilen, aus dem Weistum von Hünsdorf (Luxemburg) im Jahre 1607. Dort wird Witwern und Witwen gestattet, kürzere Zeit im Frondienst zu arbeiten, damit sie morgens und abends Kind und Vieh versorgen können.

Bekanntlich wurden früher die beiden Geschlechter sehr verschieden gewertet. Noch jetzt tritt diese Auffassung bei den Sachsen Siebenbürgens, die aus dem Mosellande stammen und alte deutsche Traditionen treu bewahrt haben,

deutlich zutage. Sie nennen die Tochter das arme Würmchen, den Sohn Leibeserbe. In zwei Weistümern erkennen wir noch diese verschiedene Wertung. In Alflen (1507) und in Steinecken (1506) wurden der Frau, die einen Sohn gebar, zwei Frontage, bei der Geburt eines Mädchens aber nur einer erlassen.

Die liebevolle Rücksicht auf die Kinder und Mütter ist einer der sympathischsten Züge im bäuerlichen Rechte. Man kann sich nur schwer vorstellen, dass dieselben Bauern, die den Verbrecher oft grausam zu Tode quälten, so gemütvoll sein konnten. Um so mehr verdient es hervorgehoben zu werden, dass die Bauern einst diese Punkte für so wichtig erachteten, dass sie ihnen in ihren Weistümern Ausdruck gaben. Wer den deutschen Bauern des Mittelalters für ganz gemütlos hält, tut ihm bitter Unrecht. Das zeigt nichts so deutlich wie die hier angeführten Stellen aus den bäuerlichen Weistümern des Mosellandes.

Hundert emsländische Pflanzennamen.

Gesammelt von **H. Schönhoff**, Münster i. W.

Literatur: 1. Flora des Emslandes. Von Dr. Conrad Hupe. Vierter Jahresbericht über die höhere Bürgerschule zu Papenburg. Pap. 1878, S. 3—53. — Fünfter Jahresbericht. 1879, S. 3—18. — 2. Über die Bodenbeschaffenheit des Emslandes. Von H. Brandi. Meppen 1867, S. 4, 24 u. a. a. O. — 3. Pflanzen- und Fruchtbenennungen im Emslande. Von H. Abels. Korrespondenzbl. d. Vereins für Niederd. Sprachforschung, Bd. X, 1885, S. 59.

Zur Bestimmung der Pflanzen sind ausser eigenen Sammlungen benutzt: die Angaben von Hupe und Abels (s. o.); Ndd. Pflanzennamen (Vest Recklinghausen) von G. Lugge, Ndd. Korr.-Bl. XVIII, 1894/95, S. 11—13; Ten Doornkaats Ostfries. Wörterbuch; ders. im Ndd. Jb. XI, S. 111 ff.; mdl. Mitt. d. Herrn Joh. Schwenke in Ahlen.

1. Bääveske:[1]) Zitter-Pappel, Populus tremula. — Hupe Nr. 222, 1.

---

[1]) ei ist als e + i zu lesen, nicht wie hd. ei = a + i; ää wie hd. ä in „Gerät"; ä ist kurzer oder langer Vokal, der zwischen a und e klingt.

2. *Backpruume: Zwetsche, Prunus domestica. — Hupe 64 Anm.
3. Bickbääre: Heidelbeere, Vaccinium Myrtillus. — Hupe 156, 1.
4. *Bitterkässe: Gartenkresse, Lepidium sativum. — Hupe 16 Anm.
5. Botterbloume: Gemeine Kuhblume, Taraxacum officinale. — Hupe 150, 1.
6. Botterkärne: Gelbe Teichrose, Nuphar luteum. — Hupe 7, 1.
7. Braom: Besen-Pfriemen, Sarothamnus scoparius. — Hupe 52, 1. — Mit dem „Braombessem“ wird die Küche ausgefegt, während der „Riisbessem“ (von Birkenreis) die Tenne reinigen muss; Töpfe und Fässer säubert man mit dem „Bössel“ (Heidbesen, in Meppen „Beckenwiip“ genannt).
8. Brinkgres: Jähriges Rispengras, Poa annua. — Hupe 276, 1.
9. Brümmesbääre: Gemeine Brombeere, Rubus fructicosus. — Hupe 67, 2.
10. *Bruunsteert: Fuchsschwanz, Amarantus caudatus. — Hupe 210 Anm.
11. Bubbelkes: Weisse Seerose, Nymphaea alba. — Hupe 6, 1.
12. *Buckesbääre: Schwarze Johannisbeere, Ribes nigrum. — Hupe 89 Anm.
13. Buddeln oder wilde Rouse: Hundsrose, Rosa Canina. Hupe 72, 1.
14. *Buuskool: Weisskohl, Brassica oleracea; „rooen Kool“ (Ahlen, Kr. Aschendorf: „blauen Buuskool“) „Rotkohl“ — Hupe 23 Anm. — Der eingemachte Weisskohl heisst „Suurmous“.
15. *Danne, fiine: Edeltanne, Picea. — Hupe 288, Anm. Danne, graove: Rottanne, Pinus Abies. — Hupe 288, 2. — Das Holz der Rottanne heisst „grainen Holt“ (zu graien: grünen, gedeihen).
16. Docke: Teichrohr, Arundo Phragmites. — Hupe 268, 2.
17. Donnerloof (Papenburg, b. Hupe, 1878, S. 25): Breitblättrige Fetthenne, Sedum Telephium. — Hupe 89, 1.

18. Doofnettel: Taubnessel, Lamium. — Hupe 191.
19. Döörn: Gemeine Stechpalme, Ilex Aquifolium. — Hupe 161, 1. — Von den Blättern wand man Kränze zu kirchlichen Festen.
20. Dopphaide: Gemeine Heide, Calluna vulgaris. — Hupe 159, 1.
21. Dräspel: Ackerlolch, Lolium remotum. — Hupe 285, 2.
22. Dreiblät: Bitterklee, Menyanthes trifoliata. — Hupe 162, 1. — Die Wurzeln wurden gegen den Husten gebraucht.
23. *Dreigunne: Dragun-Beifuss, Artemisia Dracunculus. — Hupe 153 Anm. — Küchenkraut, wurde besonders in Bohnensuppen gebraucht.
24. Dullwottel: Gemeiner Wasserschierling, Cicuta virosa. Hupe 93, 1.
25. Duusenttacken: Schafgarbe, Achillea Millefolium. — Hupe 134, 1. — Die Kinder suchten die Pflanze und brachten sie zur Apotheke, wo sie an Stelle der Zahlung „Houskouken" (Lakritzen) bekamen.
26. *Elbääre: Rote Johannisbeere, Ribes rubrum. — Hupe 89 Anm. — Daneben auch witte Elbääre „weisse Johannisbeere".
27. Else: Schwarze Erle, Alnus glutinosa. — Hupe 224, 1.
28. *Fläsknappel: Flaschenkürbis, Cucurbita lagenaria.
29. *Frangenwottel (b. Hupe, 1878, S. 7): Grüne Nieswurz, Helleborus viridis. — Hupe 5 Anm.
30. Fuulbäärnboom: Faulbaum, Rhamnus frangula. — Hupe 51, 2.
31. Füüre: Kiefer, Pinus sylvestris. — Hupe 288, 1.
32. Gäälkensaot, auch wilde Röüven: Gebauter Leindotter, Camelina sativa. — Hupe 16, 1. Von dem Samen wurde Öl zum Brennen gemacht.
33. Gäste, wilde: Hühner-Fennich, Panicum crus galli. — Hupe 263, 2.
34. Geeske: Gemeiner Gersch, Aegopodium Podagraria. — Hupe 95, 1. — Von den Blättern kochten manche Leute eine Art Kohl.
35. Giinbääre: Himbeere, Rubus idaeus. Hupe 67, 1.
36. *Goldbloume: Gebräuchliche Ringelblume, Calendula

officinalis. — Hupe 153 Anm. — Der Saft wurde bei Schnittwunden auf den Finger geträufelt.

37. *Hännep: Gemeiner Hanf, Cannabis sativa. — Hupe 216 Anm.
38. Haoverflööe (Ahlen), in Lathen Lüüse genannt: Dreiteiliger Wasserdost, Bidens tripartitus. — Hupe 131, 1.
39. Houtbääre (Geeste, b. Hupe, 1878, S. 22): Hügel-Erdbeere, Fragaria viridis. — Hupe 68, 2.
40. *Huuslook: Dach-Hauslauch, Sempervivum tectorum. — Hupe 89 Anm. — Galt als Heilmittel gegen Taubheit.
41. Kärmsewottel: Gemeiner Kalmus. Acorus Calamus. — Hupe 240, 1. — Die Leute nehmen beim Besuch von ansteckenden Kranken (z. B. bei Nervenfieber) die Wurzel in den Mund, um sich vor Ansteckung zu schützen.
42. *Kastainge: Gemeine Rosskastanie, Esculus Hippocastanum. — Hupe 45 Anm.
43. Keiskes: Rundblättrige Malve, Malva rotundifolia. — Hupe 43, 2.
44. Klatten: Klette, Lappa. — Hupe 141. — Die Wurzel wurde gegen den Veitstanz gebraucht.
45. Klöckskes: Rundblättrige Glockenblume, Campanula rotundifolia. — Hupe 155, 1.
46. Klööwer, münsterl. Klaower: Klee, Trifolium. — Hupe 56.
47. Krammesbäärnboom: Vogelbeerbaum, Sorbus aucuparia. — Hupe 75, 1.
48. Krunsbääre: Kronsbeere, Vaccinium Vitis Idaea. — Hupe 156, 2.
49. *Kruuper: Zwergbohne, Phaseolus vulgaris. — Hupe 53 Anm.
50. Kruutbäärntuun: Gundelrebe, Nepeta Glechoma. — Hupe 190, 1. — Die Blätter wurden von einigen zur Erbsen- und Bohnensuppe verwandt.
51. Kwääke: Quecke, Triticum repens. — Hupe 283, 1.
52. Lilla: Gemeiner Efeu, Hedera Helix. — Hupe 114, 1.
53. Luusemelle: Gänsefuss, Chenopodium. — Hupe 210.
54. Maone, in Ahlen Maonkappe: Mohn, Papaver. — Hupe 8.
55. *Melle: Garten-Melde, Atriplex hortense. — Hupe 210 Anm.

56. Nachschaar oder wilde Tüffelkes: Schwarzer Nachtschatten, Solanum nigrum. — Hupe 173, 2.
57. *Näägelkes oder Pinksterbloume: Gemeiner Flieder, Syringa vulgaris. — Hupe 161 Anm.
58. Nääte (fem. sing.): Gemeine Hasel, Corylus avellana. — Hupe 219, 1.
59. *Pääskappel: Gemeiner Pfirsich, Persica vulgaris. — Hupe 64 Anm. — Mit der Frucht ist im 18. Jahrh. zugleich der Name aus dem Münsterlande nach Lathen eingeführt worden; msterl. Pääsk geht auf mndd. persik zurück, während im emsl. ein *Peersk zu erwarten stände.
60. Pioon: Blaue Molinie, Molinia coerulea. — Hupe 277, 1. — Mit dem „Pioonbessem" wird die Asche am Herd zusammengefegt; vgl. Braom, Nr. 7.
61. Possem: Gemeiner Gagel, Myrica Gale. — Hupe 225, 1. Der Busch hat einen widerwärtigen Geruch, weshalb die Hausfrau ihn in die Betten legt, um Flöhe daraus zu vertreiben.
62. *Prunkers: Türkische Bohnen; s. oben Kruuper, Nr. 49.
63. Püüskes, in Ahlen Moorpüüskes oder Möörkers: Wollgras, Eriophorum. — Hupe 257. — Aus den weissen, wolligen Blumenköpfen werden Kränze auf Fronleichnam gewunden.
64. Rait: Kopfriet, Schoenus. — Hupe 255.
65. Riishaide: Sumpf-Glockenheide, Erica Tetralix. — Hupe 160, 1.
66. *Roobeite: Rote Beete, Beta vulgaris. — Hupe 210 Anm.
67. *Rööve: Rübe, Brassica Rapa. — Hupe 23 Anm. — Man unterscheidet a. Mairööve, davon rooe R. „Sommerrübe"; lange R. „weisse Rübe"; b. gääle Härströöve „Winterrübe".
68. *Runkelrööve, von Fresenburg bei Lathen emsabwärts Mangelwottel: Runkelrübe, Beta vulgaris. — Hupe 210 Anm.
69. Rüske: Gemeine Binse, Juncus effusus. — Hupe 254, 1. — Zu Stühlen und Dochten (für Tran- und Öllampen) benutzt.
70. *Sammetbloume: Kranzlichtnelke, Lychnis coronaria.

71. Sandhaaver (Hupe, 1879, S. 12): Sandrohr., Arundo arenaria. — Hupe 268, 1.
72. Segge: Segge, Carex. — Hupe 258. — Im Emslande gibt es 37 verschiedene Arten dieser Gattung.
73. *Selve: Echter Salbei, Salvia officinalis. — Hupe 187 Anm. — Die Salbeiblätter in süsser Milch gelten als gut für den Magen und gegen Leibweh.
74. Siide: Flachs-Seide, Cuscuta epilinum. — Hupe 167, 3.
75. Slabbergres: Mannagras, Glyceria fluitans.—Hupe 281, 1.
76. *Smaalloof (Ahlen): Schnittlauch, Allium schoenoprassum. — Das erste Grün wird in die Suppe getan, später auch zwischen Kartoffeln.
77. Smölkes: Gemeiner Weissdorn, Crataegus oxyacantha. — Hupe 74, 1.
78. Sneiball: Gemeine Schlinge, Viburnum Opulus. — Hupe 118, 1.
79. Speckwottel (b. Hupe, 1878, S. 40): Gebräuchliche Wallwurz, Symphitum offizinale. — Hupe 169, 1.
80. Spelge: Eierpflaume, Prunus domestica. — Hupe 64 Anm. — Mndd. spelling, mhd. spillinc und spinlinc „gelbe Pflaume“, verwandt mit alts. spinela „crinalis acus“ (St. Petrier Bibel- und Mischglossen b. Wadstein 86, 5), mndd. spelle „Nadel“, und beides urverwandt mit lat. spīna „Dorn“.
81. *Steckbääre (Heede: Krüüsbääre): Gemeine Stachelbeere, Ribes Grossularia. — Hupe 89 Anm.
82. Steifmöüerkes, wilde: Hunds-Veilchen, Viola canina. — Hupe 24, 5.
83. Stoorkesbloume: Wasser-Schwertlilie, Iris Pseudacorus. — Hupe 247, 1.
84. Suckerai: Gemeine Wegwarte, Cichorium Intybus. — Hupe 145, 1. — Die Zichorie, auch „Sucksack“ genannt, bildete im 18. Jahrhundert in Meppen den Gegenstand eines blühenden Handels, vgl. Diepenbrocks Gesch. d. Amtes Meppen, S. 614 ff. In Lathen nannte man sie nach dem Namen des dortigen Zichorienbrenners auch wohl scherzhaft „Rüskenhinnerk“.

85. Süürken: Kleiner Sauerampfer, Rumex Acetosella. — Hupe 211, 8.

86. Swiinebloume: Wiesen-Dotterblume, Caltha palustris. — Hupe 5, 1.

87. Swiinsbössel (b. Hupe, 1879, S. 6): Krötenbinse, Juncus bufonius. — Hupe 254, 8.

88. Träömsel, in Ahlen Krüllkes genannt: Kornblume, Centaurea Cyanus. — Hupe 142, 2.

89. *Tüffelkes (Lathen und emsabwärts), Tüffelken (Sögel), Tuffeln (Haren), Eeräppel (Börger): Kartoffel, Solanum tuberosum. — Hupe 173 Anm.

90. Uneit: Acker-Schachtelhalm, Equisetum arvense. — Hupe 289, 1. — Während es die Pferde gern fressen, wird es von den Kühen verschmäht; daher auch der Name un-ēt „ungeniessbar".

91. Wääe: Weide, Salix. — Hupe 221. — Eine recht schwanke Weidengerte, die durch langes Liegen im Wasser geschmeidig geworden ist, wird in Ahlen „Dreijaoren-waotersuuger" genannt und von den Knaben mit Vorliebe beim Prügeln verwendet.

92. Wäänträäamblär: Grosser Wegerich, Plantago maior. Hupe 209, 1. — Die Blätter werden auf den wunden Fuss gelegt, um ihn offen zu halten, wenn er eitert.

93. Waatergell: Feld-Spark, Spergula arvensis. — Hupe 35, 1.

94. *Weite, Boukweite: Buchweizen, Polygonum Fagopyrum. — Hupe 212 A. — Buchweizen, der auf den Mooren gebaut wird, heisst „Moorweite"; Buchweizen anbauen heisst dort „boukweitken".

95. *Wichterkes: Kriechenpflaume, Prunus insititia. — Hupe 64 Anm.

96. Wille Wilgen, d. i. wilde Weiden: Floh-Knöterich, Polygonum Persicaria. — Hupe 212, 4.

97. Windelwääe (Ahlen), in Lathen Winne: Ackerwinde, Convolvulus arvensis. — Hupe 166, 1.

98. *Wittweite, in Ahlen Waite: Gemeiner Weizen, Triticum vulgare. — Hupe 283 Anm. — Weizen wird

im Emslande beinahe gar nicht angebaut; deshalb wurde in Ahlen die Bezeichnung dafür aus der msterl. Mundart entnommen (waite, mndd. wēte, alts. hwēti), da aus Münster von den dortigen Kornhändlern in den 40er und 50er Jahren der Weizen bezogen wurde.

99. Wormkruut, wilde: Rainfarn, Chrysanthemum vulgare. — Hupe 137, 1. — Es wurde auf Wasser gesetzt und galt als gut für den Magen.

100. Wottel: Gemeine Möhre, Daucus Carota. — Hupe 107, 1. Spielarten: a. „Tapp- oder Sommerwottel", kurz, rot; b. „Härstwottel", lang, gelb, in Münster „Stückwoardel" genannt.

Anhang.

Einige ausländische Gewürze und Früchte.

a. Aolewei: Aloe soccotrina, als Abführungsmittel beliebt.
b. Beschaoten Näöte: Muskatnuss.
c. Kamiin: Kümmel, wurde beim Wurstbrot verwendet. — Vgl. ndl. komijn, aus dem lat. cumīnum.
d. Seimesblär: Sennesblätter, von der Kassie, als Abführungsmittel benutzt.

Das Burscheider Pfingstlied und anderes.

Von **Dr. Fassbender**, Altona.

Was das von Schwander im 2. Jahrgang dieser Zeitschrift S. 248 aus Sonnborn mitgeteilte Rommelsdöppenlied (so heisst es in B., von „rummeln") anbelangt, so scheint es aus verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt:

1. Zeile 1 und 2 haben augenscheinlich Verwandtschaft mit einem Kindertanzverschen:

> Leiendäker (od.: Kafup, kafup) em linge Kiddel,
> Mǫən kütt de Schnider widder,
> Māt dem Keng en Bötzchen (Hemchen usw.)

Die Mutter hält das Kind stehend oder auch sitzend an den Händen auf dem Schosse und lässt es dazu „fuppen".

2. Zeile 3 und 4 scheinen aus der Fortsetzung des eigentlich mit Zeile 5 anfangenden Fastnachtsliedes zu stammen, von denen ich noch beibringen kann:

1. Fasselǫəvend kütt herān,
   Spille mer op der Büssen. (Büchse = Rommelsdöppen?)
   Alle Mädcher krijen en Mann,
   Ech on och ming Söster.
      Refrain: Zem Schlenderdiderdender.

2. Fasselǫəvend kütt herān,
   Welle mir de Frau (de Mann?) opsetzen. (Das heisst?)
   Frau, hesstet Geldchen?
   Hättset nit, dann zältset (kritset) nit,
   Fäldeder durch de Fengern nit.

Dieser Teil des von Schwander Mitgeteilten könnte von uns Burscheidern als „Rommelsdöppenlied“ bezeichnet worden sein, denn dieses wunderbare „Musik“-Instrument wurde besonders auch Fastnacht gebraucht. Es mag im Bergischen auch wohl zu anderen Zeiten des bäuerlichen Schweineschlachtens gespielt worden sein, jedenfalls ist es in ganz Europa und sicher darüber hinaus verbreitet gewesen. Auf einer Reihe von Bildern der holländischen Malerschule ist der „Rappelpot“, wie er dort heisst, dargestellt. Man vergl. dazu: H. Leuss, Zur Volkskunde der Inselfriesen, Globus, Bd. 84, S. 223. — In Spanien heisst das Ding La Zambomba und wird in Madrid besonders zur Weihnachtszeit benutzt. (Vergl. dazu Globus, Bd. 88, S. 30 f., Arauzadi, Weihnachtliche Tonwerkzeuge in Madrid.)

Das Rommelsdöppen wird hergestellt, indem man einen 15—20 cm weiten, oben etwas ausgekragten irdenen Topf mit einer Membrane von nasser Schweinsblase glatt überspannt. In die Mitte derselben hat man vorher ein Glied von einem starken Roggenhalme (beide Knoten bleiben am besten daran, jedenfalls der an der anzuheftenden Seite, weil dann der Faden besser hält, an der anderen aber auch, weil dann der Halm grössere Festigkeit hat) oder ein feines, je nach der Weite des Topfes etwa 25—30 cm langes Riedstöckchen mit dem einen Ende eingebunden. An den Stock

schneidet man an dem Ende, mit dem er in der Haut sitzen soll, ein kleines Knöpfchen*). — Bei der Zambomba scheint nach der Abbildung unter der Membrane der grösseren Haltbarkeit wegen noch ein kleiner Pflock durch das Stäbchen gesteckt zu werden. In B. geschah es nicht, ebensowenig habe ich gesehen, dass zur Zierde an der Spitze des Stöckchens noch ein kleines Fähnchen befestigt war. — „Gespielt“ wird, indem man im Takte des Gesanges an dem Halme mit der vollen Hand kräftig herauf und herunter streicht, nachdem dieselbe angefeuchtet worden ist, was natürlich durch kräftiges Hineinspucken geschieht. Die „Musik“ erinnert in etwa an das bekannte Hm-ta-ta der Begleithörner unserer Strassenmusikbanden, nur dass das Rommelsdöppen immer nur eine Tonart und nur zwei Taktzeiten kennt: Herauf und herunter.

Ende der sechziger Jahre wohnten wir in Geilenbach bei Burscheid, wo besonders im Frühjahre zur Fastnachtszeit viel armes katholisches Volk (B. war damals fast rein evangelisch), Frauen und Kinder aus Blecher, wo sonst auch der Mittelpunkt der Jelǫəchslück—Jelǫəchsjongen war, und weiterhin aus den „Bergen“, wo noch viel Armut war, am Hause vorbeizog. Aus einem der von ihnen zur Rommelsdöppenbegleitung gesungenen Lieder ist mir noch im Gedächtnis:

Da kam der Jong wall für de Düer,
Da juckte dem Hären sein Weib herfür.

Es wurde damals dem Bettelvolke häufig Brot gegeben und zwar ein oder mehrere „Rongseröm“ (ringsherum = volle Brotscheiben, mit der Brotmaschine abgeschnitten), dicker oder dünner, je nach der Mildtätigkeit des Gebers. Kamen sie gegen Abend den Berg herunter aus Burscheid zurück, hatten sie meist alle Bettelsäcke voll dicker Brotscheiben gepackt, und Jungen und Mädchen spielten dann wohl zur Unterhaltung „Pǫ̈hlcheschiəssen—nǫhjagen“ damit, ein Spiel, das gewöhnlich mit handtellergrossen Eisenplatten vollführt wird: der erste wirft seine Platte etwa 10 m auf dem Wege voraus, der zweite muss sie zu treffen suchen. — Berüchtigt

---

*) Die Beschreibung des Rommelsdöppens aus Rheinbach bei Bonn (Zeitschr. I, S. 122) muss auf einen Irrtum beruhen.

war auch der Dank, der dem Geber wohl wurde: Laut und innig: „Der liebe Gott“, dann weggehend leise „sall öch widder ne Steen en de Wech lejen, dadder Hals on Been zerbrächt“.

Beim Vorüberziehen ging es ohne Schimpfen der Strassenjugend und der Bettelkinder gewöhnlich nicht ab: „Luttesche Deckkopp!“ „Katollesche Seckpott!“, mit welcher Reihenfolge der Grüsse natürlich nicht gesagt sein soll, dass die Bettelkinder immer zuerst geschimpft hätten.

Arauzadi (a. a. O.) gibt übrigens die Abbildung und Beschreibung noch eines anderen Instrumentes, das ich anfangs der siebenziger Jahre einmal in B. im Gebrauche gesehen habe, der Madrider Rabel, „einer Stockgeige aus einer Darmsaite, die mit einem Ende über eine Tierblase geht und am anderen Ende mit einem Wirbel gespannt wird. Gespielt wird mit einem Bogen“. — Die ehemalige „Paffrath’sche Kapelle“, eine Familie Paffrath, deren Mitglieder ein ganzes Tanzorchester ausmachten und auf allen Bällen der Umgegend spielten, „machten Fastnacht einmal einen Dollen“ und zogen von Wirtshaus zu Wirtshaus, zu ihrem eigenen und anderer Leute Vergnügen spielend. Dabei hatten sie sich selbst ein solches Instrument zurecht gemacht: „En Backsplickter“ oder „en Schangßerämmel“ war oben mit einer Schraube versehen, die Saite unten am Kopfe an einem starken Nagel befestigt und dazwischen an einem Ende über eine luftgefüllte Tierblase sozusagen als Steg geführt. Es ist eine Art „Trummscheit“ und früher vielleicht häufiger im Gebrauche gewesen. — Auf den kleinen Hofkirmessen spielen bei der Tanzmusik wohl noch immer die zwei Rindsrippenstücke, die zwischen die drei mittleren Finger der rechten Hand geklemmt werden, als Rassel mit und die hölzerne Giebelwand des Saales ersetzt die grosse Trommel.

3. Zeile 9—12 sind Teile des jedes Jahr am Martinstage noch wiedergesungenen Mäətesmessenliedes:

1. Mäətesmesse, juəde Mann,
2. Dä oss jätt bedure (od. bedue? = beschenken?) kann.
3. Äppelcher on de Biercher,

4. Nösscher hüre metterzu.
5. Frau, lōf de Trabberop,
6. Tāss en den Hotschelesack,
7. Tāss nit dernäver,
8. Söss wüədet och jätt jäven. (!)
9. Jäf jätt, halt jätt,
10. Ange Jǫər och widder jätt.

Pause. Dann mahnend:

11. Frau, lǫət oss nit lang mih stǫnn,
12. Mi hant noch wick on breet ze jǫnn,
13. Hifandänne bess üver de Rhing,
14. Mǫhn da müsse mer drüver sinn,
15. Hifandänne bess üver de Wupper,
16. Mǫhn da müsse mer drüver fuppen.
17. Fupp! Fupp! Fupp!

Pause, dann in Erwartung, mahnend, hochdeutsch:

18. Hier wohnt ein reicher Mann,
19. Der uns was geben kann.
20. Ewig soll er leben,
21. Selig (gedankenlos auch: Ewig) soll er sterben
22. Und den Himmel erben.

Dann, nachdem Geschenke ausgeteilt sind:

23. Dä N. N. ess ne juəde Mann,
24. Dä jütte Jongen (Kengern) watte kann.

Wenn keine Geschenke gegeben werden, anstatt Zeile 23—24:

25. Dat Huhss, dat steht op Müren,*)
26. Hi wonnen de jicksige Büren.
27. Dat Huhss, dat steht op Pennen,
28. Hi wonnen de Jicksigen ennen.

Zeile 6 ff. lauten auch, je nach dem Hause, vor dem man singt,

6. Tāss en de Schorrestehn,
Wo de Wüəschte hangen.
Tāss nǫ de langen,
Lōəss de kuəten hangen.

*) Des Reimes wegen. Mauern = Muəren. Ursprünglich ist aber wohl dieses gemeint.



Die Zeilen werden alle recht flink heruntergesungen und immer von mehreren, so dass sie sich zur Begleitung des Rommelsdöppens nicht eignen. Dieses ist eher Begleitinstrument von Sologesang oder von nur ganz wenigen, da es sonst leicht übertönt wird.

4. Die beiden letzten Zeilen sind offenbar ein Teil des alten bergischen Pfingstliedes, von dem ich auch nur mehr beibringen kann:

Frau, jätt oss dat Peissei,
Feierrosenblümelein!
(Oder: Rosen und drei Blümelein!)
Dat schlommer en de Pann enzwei
Ei, du wäckeres Mädelein!

Früher zogen die jungen Burschen die ganze Pfingstnacht von Haus zu Haus „dat Peissliət“ singend (ohne

Rommelsdöppen!) und Eier sammelnd. Es gab Anlass zu allerhand Lust und Scherz, aber auch zu allerhand Unfug. Wollte jemand keine Eier herausrücken, rasselten sie wohl so lange an der Haustür, bis der sie schliessende „Penn“, ein Holzkeil, der durch eine auf dem Pfosten sitzende Öse gesteckt wurde, (Hausschlösser gab's nicht überall) innen herausfiel und sie dann im Erdgeschoss allerhand Allotria trieben. Das gab dann Anlass zu Schlägereien, Anklagen wegen Hausfriedensbruch usw., abgesehen von sonstigen nächtlichen Ruhestörungen „friedlicher Bürger“, so dass das Peisseiersingen ganz und gar verboten wurde. Doch ist es bis auf den heutigen Tag immer noch erlaubt, „wenn sie sich nicht kriegen lassen“. Einer meiner Altersgenossen aus der Elementarschule, Wilhelm Lichtenberg aus Strässchen, brach in einer Pfingstnacht, als er vor dem verfolgenden Gensdarm über eine Hecke springen wollte, das Genick. — Von Pfingstmaiensetzen habe ich nie etwas gehört.

Hier in Hamburg-Altona schmückt sich am Tage vor dem Feste alles mit Birkenreisern, die Haustüren, die Wirtsstuben, die Eisenbahnlokomotiven, die Elektrischen usw. Ein Pfingstfrühspaziergang gehört hier mit zu einer ordentlichen Feier. Tausende und Abertausende ziehen schon vor und mit der Sonne hinaus in die weiteren und näheren Vororte, wo bei schönem Wetter ein unglaublicher Trubel herrscht. In allen Biergärten fängt je nach der Lage schon um 3 bis 4 Uhr das Frühkonzert an. Die Kehrseite der Medaille ist nur, dass man, wenn vormittags etwa um 10 bis 11 Uhr der Rückstrom einsetzt, unglaublich vielen blassen, übernächtigten Gesichtern, namentlich auch von Kindern begegnet und den ganzen Tag über recht vielen „dunen“, da manche sich zusammentun, Wagen und Pferd mieten, natürlich alles hübsch mit Pfingstmaien besteckt, und ein tüchtiges Bierfass auf Schritt und Tritt mitnehmen. —

Es ist hier noch etwas anderes mit dem Frühaufstehen verbunden, was am besten der Eingang einer kleinen Erzählung von Albert Rolf-Hamburg zeigt: Hans um Pfingsten. „Wer morgen am längsten schläft, wird ausgelacht und heisst Hans um Pfingsten,“ hatte die Mutter am Abend vorher gesagt,

und die alte Nachbarin hatte geheimnisvoll hinzugesetzt: „der verschläft sein ganzes Leben lang die Zeit und verträumt immerdar sein Glück."

Am Pfingstmorgen aber war er es gewesen, der noch im Bette lag und sich schlaftrunken die Augen rieb, als die anderen lachend und spottend in das Schafzimmer gestürmt kamen und ihn umtanzten. Sein jüngster Bruder schleppte eine Schale Wasser herbei, und unter Jubel und Geschrei wurde er auf den Namen „Hans um Pfingsten" getauft. —

In B. ist davon nichts bekannt, eine ähnliche Taufe aber an einen anderen Tag geknüpft, den 21. Dezember, St. Thomas, der die längste Nacht hat. Wer an diesem Morgen zuletzt aus dem Schlafzimmer herunterkommt, wird feierlich mit einer Schlafmütze gekrönt und das ganze Jahr bis zum nächsten 21. Dezember als „Schloəf-Tommes" geneckt.

Sagen und Geschichten von Mesenich an der Mosel.

Von **St. Weidenbach,** Andernach.

Der Schiffer an de Ley.

Zwischen den beiden Moselorten Senheim und Mesenich befand sich ein schroffer Schieferfelsen, die „Ley" genannt. Sie schied beide Gemarkungen voneinander.

Kein Wunder, wenn die früher abwärts kommenden Schiffer an dieser Stelle den hl. Nikolaus, ihren Schutzpatron, dessen Bildnis in einer Nische des vorspringenden Felsens stand, um Hilfe anriefen. Ja, noch vor einiger Zeit, als der schreckliche Felsen schon gewichen, fuhr kein Schiffer an dem unterhalb erbauten Heiligenhäuschen, in dessen Vordermauer über der Türöffnung die Statue des hl. Nikolaus Aufstellung fand, vorbei, der nicht daselbst Mütze oder Hut abzog und dem Heiligen seinen Gruss entbot. Waren Schiffer unten im Schiffe beschäftigt, so kamen sie an dieser Stelle herauf und grüssten durch Abnehmen der Kopfbedeckung ihren Schutzpatron, um dann wieder ihre unterbrochene

Arbeit aufzunehmen. Kein Wunder, wenn früher die Schiffer bei Hochwasser auf dem Deck niederknieten und gelobten, in dem nahen Kapellchen (das dadurch reichliche Einkünfte genoss) unterhalb des Felsens eine Kerze oder sonst eine Gabe darzubringen, denn gar manches Schiff ist zerschellt an dem harten Schieferfelsen, gar mancher Schiffer hat hier seinen Tod gefunden oder ihn in Armut und Not zurückgelassen, denn gleich unterhalb des Felsens begann eine starke Strömung, die heute noch den aufwärtsfahrenden Dampfern grosse Mühe macht. Wie mag das erst früher gewesen sein?

Einstens, bei Hochwasser, kommt ein Schiffer mit einer wertvollen Ladung bergab, dieser gefährlichen Stelle zu. Schon sieht er klopfenden Herzens das Unglück vor Augen, denn mit aller Gewalt treibt ihn der reissende Strom diesem Riffe entgegen und unrettbar muss sein Schiff mit der kostbaren Ladung an dem harten Felsen zerschellen. Da lässt er in seiner Angst das krampfhaft umfasste Ruder fahren, wirft sich auf die Knie, hebt die Hände gegen das Bild des hl. Nikolaus und ruft mit dem Schweisse auf der Stirne: „Heiliger Nikolaus, wenn du mich jetzt errettest, so opfere ich dir eine Kerze, so dick wie ein Schorbaum“ (der Schorbaum, heute noch allen Segelschiffern wohlbekannt, dient u. a. zu folgendem: Wenn das Schiff Gefahr läuft, an dem Lande, Felsen usw. widerzustossen, so wird dieser Schorbaum gegen das Land, den Felsen, gerichtet, auf dem Schiffe schnell mit einem Taue festgemacht und somit das Schiff von dem Lande, Felsen, abgehalten). Auch der Schiffsknecht war niedergesunken, denn durch die starke Strömung versagte der Schorbaum seine Dienste. — Kaum hatte der Schiffer das Gelöbnis gemacht, siehe da! wie ein Wunder dreht sich das Schiff dicht vor der Ley herum und treibt gar bald ganz ruhig im schönsten Fahrwasser. Darob grosses Erstaunen des Schiffers, des Schiffsknechtes und der in Senhals zuschauenden Leute. Jedoch schon in kurzer Zeit hatte der Schiffer sein Versprechen vergessen, und in seinem Übermute und seiner Freude ruft er, als er an dem Kapellchen vorbeitreibt, sich zu demselben hinwendend: „Niklösche, no kriegst

de nit esu lang“, wobei er den einen Zeigefinger über das erste Glied des andern legte. Aber der hl. Nikolaus lässt seiner nicht spotten. Gleich unterhalb Mesenich, wo er schon so oft gefahrlos vorüber gefahren ist, wird das Schiff mit übernatürlichen Kräften so gegen den Riverberg geschleudert, dass das Schiff in einigen Augenblicken im Wasser mit Mann und Maus verschwunden ist. Nur mit der äussersten Mühe und Not gelang es dem Schiffsknechte, schwimmend das Land zu erreichen.

Der „Telliger-Mann“.

Das Kelterhaus in der Kirchstrasse, früher dem Joh. Ad. Fuchs, jetzt dem Friedrich Andres gehörig, war ehedem einem Manne von Briedern bei der Teilung zugefallen. Er verkaufte dasselbe der „Gemeinde“ Mesenich, welche das Haus zur Wohnung des Viehhirten einrichten liess. Eines Tages kam der Mann von Briedern nach Mesenich, um das Kaufgeld in Empfang zu nehmen. Ein anderer Briederner Mann hatte dieses in Erfahrung gebracht. Sofort ging er gegen Abend an den „Telliger Bach“ (ein kleines Bächlein, das die beiden Gemeinden voneinander trennt), um dem Manne bei seinem Heimwege aufzulauern. Nun führten aber zwei Wege von einem Orte zum andern: der untere, auf derselben Stelle, wo der jetzige Hauptweg ist, war so breit, dass man nur mit einer Handkarre herfahren konnte; der obere war nur ein schmaler Fusspfad, der von dem jetzigen Pfarrhause hinter den dortigen, neuerbauten Häusern und dem Schulhause in Mesenich her direkt an dem „eisernen Herrgott“ vorbei und über den unteren „Wackholder“ auf Briedern zu führte. Der Bösewicht wusste nun nicht, welchen Weg der andere, von Mesenich kommend, einschlagen würde. Um dieses zu erfahren, spannte er eine Kordel über den unteren Weg bis zu dem oberen Pfade. In der Dunkelheit konnte der nichts ahnende Mann die Schnur nicht sehen, musste dagegen stossen und somit dem Auflaurer vermelden, dass er den unteren Weg komme. Bald darauf kam denn auch wirklich der Mann den unteren Weg, hatte aber aus irgend welchem Grunde das Geld nicht erhalten und somit nur

„1 Batzen“ in der Tasche. Der Räuber fiel über den Menschen her und ermordete ihn mit einem Weinbergspfahle. Enttäuscht untersuchte er alle Kleider, und als er nur das eine Geldstück vorfand, nahm er einen Zettel und schrieb darauf die Worte: „Um 1 Batzen ermordet“. Diesen Zettel befestigte er an des Ermordeten Hut und steckte denselben auf einen Pfahl. Dann schleppte er sein Opfer zur Mosel und warf es hinein. Aber der Leichnam wollte nicht forttreiben, er kam zum Lande zurück. Von neuem hineingestossen, warf ihn das Wasser immer und immer wieder ans Land, „die Mosel wollte den Leichnam nicht aufnehmen“; erst gerade vor Briedern, an der Schiffbauerei, trieb endlich die Leiche ab.

Der Mord blieb ungesühnt und der Täter unbekannt. Jahre vergingen, die nächsten Verwandten des Ermordeten waren schon ins Grab gesunken. Da lag ein Mann von Briedern auf dem Sterbebette „und konnte nicht zum Sterben kommen“. Endlich liess er eine Frau aus dem Dorfe rufen, welche die Schwägerin des Ermordeten war. Als diese in das Sterbezimmer trat, fragte sie den Sterbenden: „Seid Ihr an dem Morde meines Schwagers beteiligt?“ Der Sterbende nickte mit dem Kopfe und in demselben Augenblicke hauchte er seine Seele aus.

Seit dieser Zeit geht der Mörder abends glühend an „der Telliger-Baach“ umher und der „Telliger-Mann“ soll nachts schon gar manchem Wanderer in die Quere gekommen sein. Er ist nicht bösartig, sondern sucht nur die Leute zu erschrecken. Furchtsame Leute atmen noch heute erleichtert auf, wenn sie nachts glücklich an „der Telliger-Baach“ vorbei sind und den Kindern dient der Telliger-Mann heute noch als Abschreckungsmittel durch den Ruf: „Der Telliger-Mann kriegt dich“, oder „der Telliger-Mann holt dich!“

Der Eid.

Die Einwohner von Mesenich waren wegen eines Weideplatzes hinter dem Wachholder mit den Bewohnern von Briedern in Streitigkeiten geraten. Es kam zum Prozesse zwischen den Bürgern beider Gemeinden. Ein Einwohner

von Briedern sollte durch einen Eid bekräftigen, dass das Stück Weideland den Ortseinwohnern von Briedern, also auch teilweise ihm gehörte. Diesen Schwur sollte er auf dem strittigen Weideplatze leisten. Zur festgesetzten Stunde fanden sich die Abgeordneten der beiden Orte auf besagtem Grundstücke ein. Der Eidleistende aber hatte vorher aus seinem eignen Felde oder Garten „Grond" (Erde) genommen und in seine Schuhe gestreut. Darauf hatte er seine Schuhe wieder angezogen und war ruhigen Mutes zur verabredeten Stelle gegangen. Aufgefordert, den Eid zu leisten, schwur er unverfroren und mit fester Stimme: „Ich schwöre, dass ich auf meinem eigenen Grund und Boden stehe". Frohen Mutes zogen darauf die Briederner heim mit dem Bewusstsein, durch diesen Eid den Prozess und somit die Weide gewonnen zu haben.

Allein: „Der Verrärer (Verräter) schläft nitt!" Die Sache kam heraus, und es wurde der Prozess wieder „anhängig" gemacht. Der Ausgang desselben war jetzt ein ganz anderer; der Eidleister wurde wegen Meineid schwer bestraft (welche Strafe er erhalten, konnte ich nicht in Erfahrung bringen) und der Weideplatz der Gemeinde Mesenich zugesprochen, in deren Besitz er heute noch ist. Nur ist derselbe umgerodet zu Ackerland, und jeder Bürger bebaut heute noch sein Gemeindestück im „Hofgrowwe" (Hofgraben). Die alten Leute sagen daher jetzt noch von einem Menschen, der einen zweifelhaften Eid geleistet hatte: „Der hot auch Grond en de Schoh g'dohn".

Der dreibeinige „Hoas" (Hase).

Zwischen der Hauptstrasse des Oberdorfes und dem „Beel" neben dem Hause der Witwe Isaak Wolf, heissen die Gärten des Johann und Joseph Deis heute noch die Peädsweid (Pferdeweide). Daselbst stand vor etlichen Jahren ein steinernes Kreuzchen, das aber heute verschwunden ist. An „heiligen Abenden", d. s. Abende vor hohen Festtagen, lief über diese Weide der „dreibeinige Hoas". Bald lag er ruhig auf dem Wege oder auf der Weide, oft sich weit ausstreckend, bald hockte er daselbst oder erschreckte die Vorübergehenden

durch die tollsten Sprünge. Kein Mensch konnte über denselben wegschreiten, aber auch kein Jäger wäre so kühn gewesen, diesen „Hoas“ zu schiessen, hätte ihn aber auch nicht treffen können. An andern Abenden kam er nicht zum Vorschein, tat auch nie jemand etwas zuleide. Seitdem in den letzten Jahren die Mauern um die Gärten aufgeführt sind, ist der Hase verschwunden.

Der eiserne Herrgott.

Wenn man aus dem Orte nach dem Wach- (oder Wack-) holder hinaufgeht, so heisst am Ende der Weinberge eine Stelle „Am eisernen Herrgott“. Der Name rührt von einem kleinen, etwa handgrossen, eisernen Kreuzchen her, das daselbst an einer Eiche befestigt ist. Die Leute wissen davon zu erzählen: An dieser Stelle ist vor langen Zeiten ein Mann totgeschlagen worden; nach anderer Erzählart soll dort „jemand etwas passiert sein“. Zum Andenken daran liess man daselbst ein hölzernes Kreuz errichten, auf dem das kleine eiserne Kruzifix befestigt war. Nachdem das Holz verwittert war und somit das Kruzifix nicht mehr halten konnte, befestigte man letzteres an einer dabei stehenden jungen Eiche, die dasselbe dann später mit ihrer Rinde und ihrem Holze ganz umschloss. Jahrzehnte dachte man an das Kreuzchen nicht mehr. Erst als die alte Eiche gefällt und das Holz zu „Wingertspölen“ gerissen und gespalten wurde, fand sich das Kruzifix wieder. Man trug es wieder auf seinen alten Platz und befestigte es abermals an einer jungen Eiche, und nicht manche Jahre werden vergehen, so hat die emporstrebende Eiche es wieder ganz eingehüllt mit ihrem Holze.

Die Erbauung des Brauweiler-Hauses.

Im Jahre 1088 schenkte die Königin Richenza dem Kloster Brauweiler u. a. auch den Ort Mesenich mit allen Gerechtsamen und Gefällen. Die Abtei besass daselbst ein Haus mit Kellerei, in welche die Bürger den Teiltrauben abliefern mussten. Zu dem „Brauweiler-Haus“ sahen die Einwohner mit gemischten Gefühlen empor, zumal oft der Hofmann nicht „ganz fein“ mit den Leuten umging. Dieses

Abteigebäude oder der Zehnthof steht mitten im Dorfe, merkwürdigerweise so, dass die sonst gerade Strasse um dasselbe herumbiegt. Hören wir, was den Leuten noch jetzt von der Erbauung dieses Zehnthofes, der noch heute das grösste Gebäude von ganz Mesenich ist, in Erinnerung ist.

Das alte „Brauweiler-Haus“ genügte nicht mehr den Anforderungen, weshalb man begann, ein neues an derselben Stelle zu errichten. Der „Brauweiler“ (Hofmann) wollte aber hinter seinem Hof einen schönen, geschlossenen Garten haben, in den nicht alle Leute „hineinaffen“ könnten. Um dieses erreichen zu können, musste man aber das Wohnhaus mehr hinaus (auf die Mosel zu) in die dort führende Strasse rücken. Ohne auch nur die Mesenicher zu fragen, begann man die Fundamente mitten in die Strasse zu graben; ja, man wies die Leute einfach um die Fundamente herum. Da die Einwohner aber damit nicht zufrieden waren und drohten, den Klageweg beschreiten zu wollen, so sagte ihnen der „Brauweiler“: „Wenn die Mesenicher einen Gulden haben, so haben wir deren 100, und wenn die Mesenicher 100 Gulden haben, so haben wir deren eine ganze Schubkarre voll.“ Hierdurch eingeschüchtert, liessen es die Bewohner ruhig geschehen, dass das neue Haus in die Strasse weit hineingebaut wurde, und nahmen ihren Hauptweg an den drei Seiten um das Haus herum. Das so erbaute Haus steht heute noch so; die oberen Stockwerke sind am 17. Februar 1888 abgebrannt, wurden aber wieder aufgebaut. Am Giebel prangt, wenn auch durch den Brand etwas beschädigt, das schöne Wappen der Abtei Brauweiler als Zeichen vergangener Zeiten.

Der „Djabel“ im Kelterhause.

Durch den Hof von dem „Brauweiler“-Wohnhause getrennt, stand das „Kelterhaus mit den 7 schweren Traubenkeltern“, wohin die Leute ihren „Zehnten“ oder „halben Trauben“ usw. abzuliefern hatten. Dass es in diesem Kelterhause von Zeit zu Zeit „nicht gar geheuer war und zuweilen spukte“, war schon jahrhundertelang bekannt. Wie nun noch zur Franzosenzeit das Klostergut aufgehobeu wurde,

gewann diese „Geschichte“ an Mächtigkeit. Beim Einrücken der Franzmänner nahmen diese selbstredend von dem grössten und schönsten Hause mit den reichen Kellerschätzen Besitz und stellten ihre Pferde in das Kelterhaus. Aber bald verspürten auch sie den nächtlichen Spuk in dem Kelterhause und waren morgens oft schweisstriefend. Kein Franzose hätte es bei noch so viel versprochenem Gelde gewagt, nach Eintritt der Dunkelheit das Kelterhaus, ihren jetzigen Pferdestall, zu betreten, denn der „Djabel“ (diable = Teufel) sei darinnen. Als sich dieser „Djabel“ immer mehr und mehr bemerklich machte, da entschloss sich eine Frau, die unter dem Namen „Schoofts-Wäsche“ im ganzen Orte bekannt war, recht fromm lebte und jeden Abend an die Heiligenhäuschen beten ging, das Gespenst zu bannen. Nachdem sie sich eines Morgens recht von ihren Sünden gereinigt, dann die hl. Kommunion empfangen und den ganzen Tag mit Fasten und Beten zugebracht hatte, begab sie sich des Abends allein in das Kelterhaus. Was dort vorgegangen, wie sie nach Bullay gekommen ist, kein Mensch hat es je erfahren.

Nur der dortige Fährmann erzählte später, dass diese „Schoofts-Wäsche“ nachts gekommen sei und hätte von ihm verlangt, über die Mosel gesetzt zu werden. Der „Ferge“ habe den Nachen nehmen wollen; die Frau aber verlangte, dass er die Ponte nehmen müsse, was er schliesslich denn auch getan habe. Aber kaum sei diese Frau auf die Ponte gekommen, so sei das Fahrzeug so tief eingesunken, dass das Wasser fast in die Ponte gekommen sei. Noch nie habe der Ferge eine so schwere Last übergesetzt und noch nie mit solchen Gefahren die Mosel überquert, wie diesmal, so dass ihm der Angstschweiss auf der Stirne geperlt habe und er durchnässt gewesen, als er das jenseitige Ufer mit knapper Not erreichte. Nachdem er sich dann dreimal bekreuzte und die Frau die Ponte verlassen und diese wieder aus dem Wasser in die Höhe gegangen sei, habe er erleichtert aufgeatmet und gesagt: „Das war etwas Übernatürliches.“

Die „Schoofts-Wäsche“ kehrte erst nach einigen Tagen wieder nach Mesenich zurück. Kein Mensch hat je erfahren,

wo sie die Tage gewesen ist. Der „Djabel“ aber war seit diesem Tage aus dem Kelterhause verschwunden.

Der Flurbegang.

Noch vor 35 bis 40 Jahren versammelten sich am Gründonnerstage auf ein gegebenes Glockenzeichen die Schulkinder des Ortes vor der Kirche. Einzelne Gemeinderatsmitglieder führten nun die Kinder an der „Hochheitsgrenze“ entlang, d. h. er ging mit ihnen an der ganzen Grenze der Gemarkung vorbei, damit die Kinder dieselbe genau kennen lernen sollten. Kam man dann wieder ins Dorf zurück, so erhielt jedes mit dabei gewesene Schulkind einen Weck. Später unterliess man diesen „Flurbegang“; die Kinder versammelten sich an dem Tage bei dem Glockenzeichen in der Kirche und beteten den Rosenkranz, worauf sie dann vor der Kirchtüre einen 3 Pfg.-Weck bekamen. Das Geld für diese Wecken rührte von einem Vermächtnisse her. Da die Zinsen dieses Vermächtnisses nicht mehr hinreichten, einem jedem Kinde einen Weck zu verschaffen, so unterliess man das Austeilen derselben und verwendet nun das Geld zu anderen guten Zwecken.

Volksgebräuche in der Karwoche und um Ostern an Rur und Maas.

(Selfkant und Limburg.)

Von **Franz Kapell**, Eschweiler.

Religion und Leben sind bei dem Tun und Lassen der stillen Grenzbewohner aufs engste miteinander verbunden; das tritt in der ernsten Fastenzeit so recht hervor. Am Palmsonntag weiht die Kirche den „Paumwösch“ (Palmbüschel). Vorher haben die Kinder in Bruch und Heide „Rut“ geschnitten, nämlich die schlanken, rotbraunen Zweiglein des Rautenstrauches; oder die Mutter hat von einem armen, zerlumpten Pötbröker (Putbroək, eine im Holländischen gelegene Sumpfstrecke) Kinde für einige Pfennig ein Sträusslein er-

standen. Dazu kommen „Paumə“, flaumweiche, graugrüne Weidenkätzchen, die, mit glänzendgrünem „Boschboom“ (Buchsbaum) eingefasst, einen prächtigen Strauss bilden: Paume, Rut und Boschboom. Die Kinder, die den „Paumwösch“ zur Weihe tragen, erhalten drei farbige „Pöscheier“ für ihre Mühewaltung. Darum haben wir uns in der Jugend um diese Ehre gestritten. Selbstbewusst schritten die daher, die zwei segnen lassen konnten, einen zweiten von „Pätərüəm, -möən, Üəm, Tant, Bestəvadər af Beəsch“ (Patohm, Patin, Ohm, Tante, Grossvater oder Grossmutter).- Die mit zwei Sträussen stolzierenden Knaben sicherten sich also, abgesehen von dem üblichen Anteil, ein halb Dutzend Ostereier. Am Nachmittage oder in den Ostertagen geht der Vater „Paume stäkə“; er steckt in jeden Acker, in Wiese und Garten ein Reislein. Es gilt als heilsam Mittel gegen Hagelschlag und Misswachs; natürlich wird dem Gebet der Kirche und dem eignen vertraut, nicht dem Zweiglein. Als günstiges Zeichen wird das angesehen, wenn ein Reis im Acker Wurzel schlägt und lustig wächst, gleichsam als Anzeichen nahenden Segens. Sorgfältig wird es in den Garten verpflanzt. Auch Zimmer, Scheune und Ställe erhalten ihr Palmzweiglein. Frommer Sinn erhofft Schutz und Schirm für Menschen und Vieh, Haus und Hof. In manchen Häusern ist es Sitte, einige Reislein „ennət Wiwatəschpöttschə“ (Weihwasserbecken) zu stecken. Wird ein Kranker versehen, so stellt man ein Buchsbaumzweiglein, gewöhnlich aus dem Palmbüschel, in ein Glas mit Weihwasser, damit der Priester mit demselben den Kranken besprenge. Derselbe Brauch wird da geübt, wo ein Toter „obbət Schoof“ (aufgebahrt) liegt. Sowie jemand kommt, ihn zu sehen, betet er ein Vaterunser für seine Seelenruhe und besprengt ihn zuletzt mit Weihwasser. In Limburg, z. B. in Venlo und Roermond, bringen die Kinder ebenfalls die „palm-bessems“ (Palmbesen) zur Kirche. Dort huldigen noch hin und wieder die Bauernburschen der Sitte, an Hut oder Mütze ein geweihtes Palmzweiglein zu stecken. Am Palmsonntage 1793 zogen die österreichischen Soldaten durch Valkenburg mit Palmzweigen am Tschako. (Welters „Feesten, Zeden“ S. 38). Aus geweihten Palmbüscheln des Vorjahres

wird die Asche gebrannt, aus der am Aschermittwoch der Priester das Aschenkreuz macht.

Die Karwoche heisst „im Selfkant“ (westlicher Vorsprung des Kreises Heinsberg in die holländische Provinz Limburg) „de goə Wäk, de Kaarwäk, de stell Wäk“ (gute, Kar-, stille Woche); in Limburg auch wohl Judas-, Pilatus-, hooge-, pijnweek. Die Bauern behaupten, dann herrsche gewöhnlich schlechtes Wetter. Den Namen „stille Woche“ soll sie von Kaiser Konstantin haben, der den Bauern jede Arbeit während derselben verbot. Am stillsten sind die letzten drei Tage. Zwar sind sie keine Feiertage, aber ernst und still geht der Bauer seiner Arbeit nach und vermeidet Lärm und Geräusch; ein Friedhof mit stummen Besuchern scheint der Selfkant, vornehmlich am Karfreitage, „op goə Vrideg“. Wohl jeder besucht, wenn möglich, mehrmals die Kirche. Kein Orgelton, kein Glockenklang erschallt, jeder fröhliche Ton ist jäh abgerissen; nur die Rasseln schnarren. Die Glocken sind nach Rom zum Papst, hört die Jugend von den Eltern; und mancher Blick wird zu den engen Schallöchern emporgesandt, deren schräge Schallplatten indes jeden Einblick verwehren. „Wat dont die e Ruəm (Rom)?“ „Bäe (beten). Sall ech dech enz Ruəm kiekə lŏtə?“ „Joə!“ Und an Kopf und Ohren hob uns der Vater hoch, dass uns Hören und Sehen verging. „Hästə Ruəm gesienə?“ „Näə.“ „Worömm häs tä och de Ooghe tugemackt?“ Ob uns damit gezeigt werden sollte, wie weit der Weg sei, wie hoch man steigen müsse, wie mühsam und beschwerlich also die Fahrt sei; ich glaube es. Aber nur einmal lief man so an. „Winniə kommə de Klŏkkə trück?“ „Om Pŏsche“ (Ostern). Die Leute werden mit „Kleppe“ und „Rauspele“ zur Kirche gerufen; von jeher war dies Sache der Jugend, vor allem der Messdiener. Das Lärmen der Rasseln, Schnarren und Klappern ersetzt den Dorfbewohnern Morgen-, Mittag- und Abendglocke. In Cörrenzig (Rur) erscheint pünktlich eine Knabenschar, die sich frühzeitig an der Kirche versammelt hat, geführt von den ältern Jahrgängen, und ruft singend mit eigenartigem steigenden Interwall in unaufhörlicher Wiederholung: „Morghensklóck, Medáach, Ovendsklóck“, eine halbe Stunde vor dem Gottes-

dienst: „Eschtə Moəl“ (Zeit des ersten Läutens, wenn es Zeit ist), „Zesáamə“ (d. h. Zusammenläuten mehrerer Glocken als Zeichen des Gottesdienstanfanges). In ehernem Gleichschritt und Gleichklang trabt die sonst so muntere Knabenschar ernst und gemessen durch alle Strassen, von einem Ende zum andern. Bemitleidet und missachtet ist der Knabe, der keine Rassel sein eigen nennen kann. Wer sich kein solches immerhin kostspieliges Lärmgerät leisten konnte, begnügte sich mit einer Klapper. Das erstrebte Ideal blieb freilich eine schnarrende Holzrassel, deren Handgriff in einem Kammrädchen endigte, worüber eine starke Holzfeder, befestigt an einem handlangen Holzstück, beim Schwingen schnarrend hinfuhr. In Weert und Thorn (Maas) ass man am „witten donderdag“ (Gründonnerstag) mittags die „discipelen-“ oder „apostelensoep“ (Suppe), in die „twaalfderlei“ (zwölferlei) Kraut kam. Wer zuerst den Löffel in die Schüssel steckte, hiess der Judas (Welters, S. 38). Die limburgischen Bauern glauben, es gebe gute Frucht, wenn sie am „goeden vrijdag“ geweihtes Wasser an die Obstbäume giessen; wenn es an diesem Tage regnet, steht ein gutes Jahr in Aussicht.

Am Karsamstag, „goə Sodeschdeg“ (guter Satertag), kommen die Glocken von Rom wieder und bringen die „Pöscheier“ mit. Die Kinder werden hinausgeschickt, um nach ihnen auszuschauen und mit aufgehaltener Mütze oder Schürze etwa unterwegs herabfallende Eier aufzufangen. Aber von Glocken und Eiern zu ihrem Leidwesen keine Spur. In Limburg werden Eier hinter Sträuchern, im Gras, unter dem Zaun verborgen und nach langem Suchen endlich glücklich gefunden und jubelnd vorgezeigt. Vom Osterhasen kennt unsere Jugend nichts.

In meiner Heimat werden die Eier am „Pöschsondeg“ (Sonntag) gefärbt; nach „autvränksche Maneer“ (altfränkischer Sitte) nahm die Mutter die schon lange sorgsam aufbewahrten Zwiebelschalen, die die Eier so hübsch gelbrot färbten; sie verschmähte die bunten, fremden Farben. Andächtig sahen wir zu. Mitunter machten wir uns das Vergnügen, mit Rüböl ein Wort oder Sprüchlein drauf zu schreiben, das beim Sieden mit der Zwiebelschale zu hübschen gelben Linien

verschwamm. Im Limburgischen verziert man die Eier wohl mit einem Christuskindchen oder Lamm Gottes; der Brauch bezieht sich auf das in alter Zeit bestehende Verbot des Genusses von Eiern während der 40tägigen Fasten. Früher wurde alle Welt mit Ostereiern beschenkt, heute holen Pfarrer, Küster und Messdiener noch ihre Ostereier ab, je drei; wir trugen sie in unserer Jugend auch dem Lehrer; vielerorts haben heute noch die Mühlknechte dieses Recht; es wurde und wird von allen bereits zu Anfang der Karwoche ausgeübt, zumeist am Montag. Die Messdiener, an andern Orten auch die übrigen Knaben, beanspruchen die Eierspende für das von ihnen gegebene Schnarrenzeichen an Stelle von Glockengeläute vor dem Gottesdienste. Der gewöhnliche Satz betrug drei Eier, in Ermangelung solcher Geld. Der Erlös wurde später an herkömmlich bestimmtem Orte nach ebenso althergebrachter Abstufung verteilt. Osterfeuer gibt es nicht mehr an der Grenze, wohl werden noch „de Vauste utgebrannt“ (die Fasten ausgebrannt), nämlich durch das aus dem Stein geschlagene Feuer an der Kirchtür durch den Priester. Die Bedeutung liegt darin, dass jetzt gleichsam die Dornenkrone, also Kummer und Leid, verbrannt, dass Entbehrung und Entsagung jetzt ein Ende haben.

Die Jugend holt bei den Verwandten ihre Pöscheier, besonders bei den Paten. Es wird damit gekippt und getippt, wer das stärkste habe. In meiner Jugend kippten Burschen und Knaben noch draussen auf dem Kirchplatze um Gewinn. Wem ein Loch in die Schale geschlagen wurde, der verlor sein Ei. „Jəsch opper Kopp, dann oppə Vott.“ Wem beide durchschlagen waren, der verlor sein Ei an den andern; sonst war man quitt. Mitunter genügte ein Loch. Wir liessen mehr Spielraum, wir „roddelten“ auch noch, d. h. prüften die Stärke der Seiten. In Sittard riefen die Knaben dabei: „Een Ei, det es geen Ei, et twedde, det es een hauv Ei, et dridde, det es e gaunz Ei, en het verde, det es e Pöschei.“ (Ein Ei, das ist kein Ei; das zweite, das ist ein halb Ei; das dritte, das ist ein ganzes Ei; das vierte, das ist ein Paaschei.) So auch in Venlo; es hiess auch wohl kürzer in Limburg: „Ęen ei is geen ei, het tweede ei det is een ei, en het derde ei is het ware paaschei.“

Allenthalben setzt man dem Besuch Ostereier vor. Selbst in den Wirtshäusern „herbergə“ werden den Gästen Ostereier nebst Brot und Salz vorgesetzt. In Buggenum (Limburg) bestand noch in den achtziger Jahren der Brauch, dass die Wirte von der Zeit nach der Vesper bis Abend eine Tafel für alle Gäste gedeckt hatten; darauf prangte ein zubereiteter Schweinekopf nebst Brot und Eiern. Am Abend wird der Tisch abgeräumt und den später kommenden Gästen „een Koppel Eier“ (2 Eier) angeboten.

Die letzten Ostereier werden „om Brookə-Pŏschə“ (weisser Sonntag) gekocht und verzehrt, aber ungefärbt, weiss, der Bedeutung des Tages gemäss.

Um Ostern beginnt auch ein beliebtes Spiel der halbwüchsigen Knaben: „krütz-vlaakə“ (Kreuz = Vorderseite der Münze, vlaak = Rückseite), in Limburg „schreumke“ oder „schreefje“ genannt. Sie werfen Ein- oder Zweipfennigstücke (Zentĕ) nach einem Striche. Wer am nächsten liegt, fängt an. Der betreffende Knabe nimmt alle Münzen, schüttelt sie in der hohlen Hand durcheinander und wirft sie in die Höhe. Die Kreuz zeigen, sind sein. Die übrigen wirft der zweitnächste usf. Oft rät der Werfende, was er gewinnen will, „krütz“ oder „vlaak“. Ein Spiel, für das wir all unsere sauern Pfennige opferten.

Eifeler Sprichwörter und Redensarten.

Von **Heinrich v. d. Ihren,** Duisburg.

Die hochdeutschen Wörter und die Endungen en, em, er und el behielten ihre Schreibart.

Längen	= aa, oo, ee, ää, ie.	Bsp. Woasser (Wasser)
Halblängen (abgestossen)	= ah, oh, eh, ih.	„ geliehrt (gelehrt)
Kürzen	= ll, nn, mm, rr.	„ geschlaff(geschliffen)
Überkürzen (unbetont)	= ə = e	„ annərə (andere)
Ausklingende n, m, l	= n-n, m-m, l-l wie in ko**nn**te, A**m**pel	
Offenes e = ä	= ę	Bsp. hęn (er)
Offenes o = oa	= ǫ	„ mǫtt (mit)
ei	= e-i	„ Bre-i (Brei)
ou	= o-u	„ Ho-us (Haus)
ouw	= ouh	„ wouh (wo)

I. Aus Ihren, Kreis Prüm.

1. Et ǫss besser, alles jęęss ǫss wih alles jesǫǫt.
2. Watt mər dən Dręck mijh rihrt, watt hęh mijh stenkt.
3. Dęh jelǫfft wellt sen-n, dęh muhss səch aan ə Stęrəwə[1]) jęn-n.
4. Wouh kee Riggder[2]) ǫss, dǫ ǫss och keen Diggder[3]).
5. Mər dǫrəf net hopsa sǫhn, bǫss mər ihwer d'Baach ǫss.
6. Mər soll səch net ouszihgen, bōss mər schlǫhfe jeht.
7. Dən Erspahrer ǫss ihwer dən Erwen-ner.
8. Węn-n seng Schuhn net schmärrt, schmärrt dəm Lędder-man-n[4]) də Jęldbeggdel[5]).
9. Besser jele-iert ǫss wih jefe-iert.
10. Besser Mecke jefangen, ǫss wih mihssig jangen.
11. Besser jeblǫhsen, ǫss wih də Mon-nd verbrannt.
12. Węn-n zum Strǫck jebǫǫren ǫss, dęn-n erse-ift net.
13. Węn-n ennər dər Bank soll le-ijen, də ke-nt net drob.
14. Węn-n zum Kiddel jebǫǫren ǫss, ke-nt net zum Rǫck, on-n wǫn-n hęn-n d'Stofft be-im Schneggder[6]) hat.
15. Ohwen hui, ennə fui.
16. Vill Jeschrei on-n winnig Woll.
17. Besser, ə Steck Bruggt[7]) ǫn-n dər Teisch, ǫss wih ən Fędder ob dəm Huht.
18. Besser, schlecht jefahren, ǫss wih jrouhssartig jangen.
19. Dęn-n d'Jleck hat, fährt d'Brout ǫn-n d'Kirəch.
20. Ehnem kalwen d'Oossen[8]), dəm annəren d'Kih nǫch net.
21. Schwarz jebǫǫren, ǫss all Weische verlǫǫren.
22. Də Wolləf verlihrt seng Hǫhr, ähwer net seng Nuppen[9]).
23. Firr d'Jęld krecht mər dən Zocker ǫn-n d'Tut jedǫǫn.
24. Jihder ehne seggt[10]) aa senge Birrə, wǫn-n dęn-n annərə Leggden hirr re-if sen-n.
25. Klehn on-n wacker bocht ə juhden Acker.
26. Węn-n səch net satt fresst, lęckt səch och net satt.
27. Ehne jrouhssen Hęhr be-isst dęn-n annəren net.
28. Hęhrekääch[11]) on-n Millerschwen-ng soll mər lǫhssən, wouh sə sen-n.
29. Klehn Kǫnner on deck Le-ihs[12]) maachen dən Narre we-ihs. [weise = klug.
30. d'Jon-ngtomm[13]) ǫss jęckig.
31. Schuhsterfrähcher[14]) on-n Schmidspęhrdcher muhssə loggter[15]) bahrbəs[16]) jǫhn.

32. Mər hat də Stank firr dən Dank.
33. Et ǫss besser zweemǫhl verbrannt, ǫss wih ehnkihr[17]) erkahlt.
34. d'Lihf[18]), dih ǫss jrouhss, sə fällt əsouh juht ob ən Kihflapp[19]), wih ob ən Rouhs[20]).
35. E Kalləf, dat juht se-ift, brocht net vill zu frę̨ssen.
36. Et ǫss kee Schaad ə souh jrouhss, ət ǫss ə klehnen Notzen dərbe-it.
37. O-us əm Bo-uer ǫss jęnger[21]) ən Hęhr jemaat, ǫss wih o-us əm Hęhr ə Bouer.
38. Dǫrəfjongen on-n fręmm Honn lijhsst mər jǫhn.
39. En juht Kremm[22]) jeht net emm.
40. Jəlechə Vih beleckt səch, sǫht dən De-iwel zum Kǫlləbriher. (Köhler.)
41. Kǫnnerwęrək jett Kǫnnerjaaren.
42. Węh sęlwer ne-isst hat, jett sęhle satt.
43. Vill Hänn maachen jęng ən Enn.
44. Die louhs[24]) Fihss[25]) jęn-n och jefangen.
45. Fescher on-n Jähger sen-n anner Leggs[26]) Specherfähger.
46. Besser, duggt[27]) gebǫss ǫss wih duggt geleckt.
47. Virr dəm De-iwel kaa mər səch hihden[28]), ähwer net virr bijhse[29]) Leggden.
48. Węn-n uhsem Herrjǫtt ən ahrəmə Man-n schellig ǫss, muhss himm ən och jęn-n.
49. Wǫn-n ən ihrligə[30]) Męnsch ihwer ən Breck jeht, kaan den De-iwel nǫch drenner setzen.
50. Də Beddler hat jrahd əsouh juht 365 Dǫhg zu verzęrren, wih də Rechə.
51. Ihrlich währt am langsten, węll et aam winnigstən jebrocht jett.
52. En Ehsel doocht ne-isst zum Patrouillen jǫhn.
53. Mər jeht besser be-i də Bäcker, ǫss wih be-i dən Dokter.

---

[1]) Sterben. [2]) Räter, Berater. [3]) Töter, Mörder. [4]) Lederhändler [5]) Geldbeutel. [6]) Schneider. [7]) Brot. [8]) Ochsen — Kühe. [9]) Naupen. [10]) sieht. [11]) Pastorsköchinnen. [12]) Läuse. [13]) Jugend. [14]) Schusterfrauen und Schmiedepferde. [15]) lauter = immer. [16]) barfuss. [17]) einmal. [18]) Die Liebe. [19]) Kuhfladen. [20]) Rose. [21]) schneller. [22]) Krümmung. [23]) Kinderwerg — Kindergarn. [24]) klugen. [25]) Füchse. [26]) anderer Leute Speicherfeger. [27]) tot. [28]) hüten. [29]) bösen. [30]) ehrlicher.

II. Aus Weinsheim, Kreis Prüm.

1. Vill Menn[1]) seh jeschwenn[2]) ähwel dər De-iwel holl dih vill Zänn.
2. Ehne reift də Stehn, dən annərə wirrəft sə.
3. Mər muhss eent sǫhn on daat annərt och.
4. All Legg[3]) seh juht, wah mər ne-isst matt hən zu duhn hat.
5. Amm Bännel[4]) vamm Saak muhss mər sparren, amm Keggel[5]) ahss et zu späht.
6. Waat matt dər Vijhelinn (Vijouhl) gewonnə jett, jeht matt dər Fleet verlorren.
7. Eh Wandbeggel[6]) ass nach lang kee Jęldbeggel.
8. Wǫ Jęld ass, ass der De-iwel, wǫ keent ass, ass hən zweemohl.
9. Dər De-iwel sche-isst ob kēhne klehnen Hoof, węll kehn Plaaz drob ass.
10. Węęn ət Jęnn[7]) muhss ǫhfwǫhrden, ass en arrəmə Maan.
11. Wann də Mo-us dəs Męll saat ass, dah schmęcht ət batter.
12. Wann də Schwen-ng reht jefręęss hann, stouhssen sə də Kemp[8]) emm.
13. Nǫh allem Fallə lihren də Kanner jǫhn.
14. Mər muhss kehn ahl Vijhel matt Kǫhf[9]) wellə fänken.
15. Də Legg bejęhnen səch, də Bęrəg ble-iwe leijen.
16. Et ass besser ən haalef E-i, ass wih ən leddig Schall.
17. Jədellig[10]) Schǫhf jǫh vill ann ə Staal, onjedellig nach mijh; die klammen alt ob əneen.
18. Et Waasser verdirrəft də beste Kaffee.
19. De Kaich[11]) jęh vamm Lecke saat.
20. Daat ass ən schlecht Mo-us, diə nemmen ee Lauch hat.
21. Dęh kehn Jedaanken hat, muhss Been hann.
22. Də Kaazen lihren ət Mo-uhsen net, bass sə Jong hann.
23. Węh kehn Hon-nd kann hahlen, dęh soll ə Meppchen hahlen.
24. Mər muhss duhn, wih diə annərə, dah jeht ət ehnem och, wih den annəren.
25. Juht jeklǫopt[12]) ass haaləf jeschlaff (bei der Sense).

26. Dęh schrappt[13]) ət matt ehner Haand hərbe-i, on matt dər annərer wirrəft hən et əwęęg.
27. Klehn onn deck, zu allem Jescheck, jrouhss onn schlaank, jǫǫr ke Staand.
28. Węęn dən Nammə „Wolləf" hat, behählt hən, on wann hən och alt ə Schohf ann də Staal bräächt.
29. Em Besoffənə soll ən Wǫhn Hei[14]) o-us də Fihsse jǫhn.
30. Hęęt mər zweemǫhl zu bauen onn zweemǫhl zu stęrəwə, mər mihch ət jihdeskihr annəsch.
31. Warrəmen Daamp ass besser ass wih kahlen Nęhwel[15]).
32. Dęęn esouh aalt jett wih ən Kuhh, lihrt all Daag zu.
33. En Strepp ob ər Hedləschbrǫhch[16]) ass jerahd esouh juht, wih ən Grihf[17]) ob ər Jromper[18]).
34. Rouht[19]) Hǫhr on Irdəllenholz[20]), die wǫǫssen ob kehnem juhde Boddem.
35. Dęh juht schmiert, dęh juht fiert.
36. Dęck[21]) setzt ən juht Beih[22]) ann ər klehner He-ip[23]).
37. Ob də Kanner kah mər səch net verlǫhssen, ən jong Kaaz brängt keess[24]) ər ahler jętt.
38. En Schlęck[25]) ken-nt əsouh schetzig[26]) zum Jǫhr, ass wih ən Hahsen.
39. Ob Frauleggskränkten[27]) on Honnslämmden[28]) stellt mər net vill.
40. Krijhen[29]) Huhhner on fletə[30]) Mädcher on daanze Paafen, dih soll mer ǫhfschaafen.
41. Et ass besser be-im Klähger[31]) ass wih be-im Jebähger[32]).
42. Węh net fällt, brocht och net obzustǫhn.
43. Węh jett, waat hən hat onn deet, waat hə kann, ass wert, daat hə lęfft
44. Wǫh ne-isst ass, dǫh brennt de Spahss[32]).
45. E leddig[34]) Schaaf[35]) bręngt Onvertraag[36]).
46. Węęhn nett wellt ho-uhse[37]) matt sengen[38]), muhss ho-uhsen matt anner Leggs Schwengen[39]).
47. Waat dən ehnen net maag, ass dem annəren ən juht Saach.
48. Mannichmǫhl jett Lomp[40]) firr Lack[41]) Birəgen[42]).
49. Bestadden on stęrəwen brängt vill Wihrwahr an ət Ho-us.
50. Węęn am letzten dǫ 'ass, krecht ət Jrompərəslaand all.

51. En jonge Maan on ən abl Mǫbd jett ən rehchə Stǫht[43]).
52. Es ass nǫher Ho-ut wih Hemm[44]).
53. En bəsoffənə Mon-nd sprecht də Jron-nd[45]).

---

[1]) Mund im Plural. [2]) geschwinde. [3]) Leute. [4]) Bändel, Band, oben. [5]) unterer Teil des Sackes. [6]) Windbeutel. [7]) geben. [8]) Tröge. [9]) Kaff, Spreu. [10]) geduldig. [11]) Köchinnen. [12]) geklopft, gedengelt. [13]) schrapt, scharrt. [14]) Heu. [15]) Nebel. [16]) Heidekornbrache. [17]) Fettstückchen, die Griebe. [18]) Kartoffel. [19]) rotes. [20]) Erlenholz. [21]) Oft. [22]) Bienenschwarm, Volk. [23]) Bienenkorb. [24]) keinmal, niemals. [25]) Schnecke. [26]) schnell. [27]) Frauenkrankheiten. [28]) Hunde-Lähmungen. [29]) krähende. [30]) flötentende. [31]) Klager, der sich beklagt. [32]) Prahlhans. [33]) Spiess, das Ende, das Letzte. [34]) leerer. [35]) Schrank. [36]) Streit, Zwietracht. [37]) hausen. [38]) seinen. [39]) Schweinen. [40]) Lump. [41]) Lack = Lump. [42]) Bürge (ein Lump für den anderen Bürge). [43]) Staat. [44]) Hemd. [45]) Grund.

III. Vergleichende Nebeneinanderstellung von Sprichwörtern aus Ihren und Weinsheim.

Dęn ahrəmə Man-n leggt[1]) ihwerall ennen, be-im Jrompərəsętze ke-nt hęn-n ǫhwen ərlahst[2]).

Dęn arrəmə Maan le-it ihweraal ennen, be-im Jrompərəsääze ke-nt hən ohwən dər langst.

Dęh veraat[3]) wellt sen-n, muhss səch bestaaden[4]).

Dęę verǫǫcht wellt səh, muhss səch bestadden.

Wǫh mər vaam Wolləf schwätzt, setzt hən hǫnner dər Heck.

Wah mər vamm Wolləf schwäätzt, setzt hęęn hanner dər Hęęk.

Liet jelaaden on-n schetzig[5]) jefahren fährt də Besch fǫrt.

Liecht jeladden on-n schetzig jefarrə fiert də Besch fort.

E Bo-uer, dęn-n ob d'Jaad[6]) jeht, schihsst səch d'Fett vaan dər Zopp əwęęg.

En Bo-uer, dęęn ob də Jǫǫcht jeht, schihsst səch ət Fęęt vann der Zopp əwęęg.

Węh weggt[7]) jeht, muhss weggt hǫnnęsch[8]) kun-n.

Węęh we-it jeht, muhss we-it hannesch kunn.

Mər kaan dən Ehsel aan də Burren dre-iwen, ähwer[9]) net duun drǫnken.

Mər kann dən Ehsel ann də Borren dre-iwen, ähwel net duhn dranken.

d'Kǫnner on d'Jęcken sǫhn d'Wǫhricht[10]).

Də Kanner o-n də Jęęken sǫhn də Wǫhrheet.

Hätten on-n Hatten, datt wǫhren zwing[11]) ahrəmer Männ.
Hääten on Haaten, daat wǫhren zwijhn arrəmer Männer.

E juhde Mijher[12]) hat seng Sęhssen[13]) loggter[14]) scharrəf.
En juhde Mähder hat seng Sęhnssel lo-uhter scharrəf.

---

[1]) liegt. [2]) vorbei, entlang. [3]) verachtet. [4]) heiraten. [5]) schnell. [6]) Jagd. [7]) weit. [8]) zurück. [9]) aber. [10]) Wahrheit. [11]) zwei. [12]) Mäher. [13]) Sense. [14]) lauter = immer.

IV. 53 Redensarten.

Der Fleissige „jeht mǫtt dən Huhhnərə schlǫhfen on-n steht mǫtt də Vijhelen[1]) ob“, „ijh uhser[2]) Herrjǫtt d'Schuhhn aan hat“ „on-n ernährt səch ob əm plackige[3]) Stehn“.

Der Faule arbeitet „wih ən aajebonnənen Ooss[4])“ on-n „erhengərt be-i ər Hǫtt[5]) voll Bruggt;“ „hęh ken-nt ǫhgends[6]) net schlǫhfen on-n mǫrges net ob, ǫss fo-ul on-n jelott[7])“ on-n „ken-nt ob kehne jrihne Zweeg.“ „Də Judd[8]) hat həm ob d'Box[9]) gesputzt[10])“ on-n „ob dəm Jacken seh Sonnəflęcken.“

Der Tölpel „sprengt wih ə Ble-ivouhel[11]);“ „də Jacke steht həm wih der So-u[12]) ə Saddel[13])“ on-n „passt həm wih ən Fo-ust[14]) ob ən O-uh[15]);“ „hęh behählt də Kalləwerstrǫck[16]) se-i Lęhwə lank“ on-n „verlihrt d'Ķalləwerzänn och net.“

Der Dumme „kaan hickstens[17]) nǫch ən Insektəpolləwer erfǫnnen;“ „versteht əsouhvill vaam Lijhərə[18]) wih əh Wolləf vaam Heifręęssen;“ „ən ǫss ə̌souh domm, dat hə billt[19]). „Ob der Strǫhss[20]) jǫhn d'Huhhner aan həh pecken“ on-n „d'Schohf aan həh be-issen;“ „həh weess ne-isst vaan Te-iten[21]) on-n Blǫhsen.“ Ob man ihn belehrt oder nicht „oss eenduun[22]), jrahd, oss wie wǫh mər ǫn-n ehn Hand sputzt on-n klatscht et ǫn-n dih annər.“

Der Kluge „hijhert[23]) d'Kriebs[24]) ǫn-n dər Baach niehsten[25])“ on-n „weess, wouh d'Kromm[26]) hǫnner dər Heck le-it“ on-n „Barthel d'Mostert[27]) helt;“ hən „hat emmer ən Deckel firr ob d'Deppchen“ on-n „jett loggter se-i Neckelchen[28]).“ „Hęnn hat mijh Leggd jesien[29]) ǫss wih Kirəchtier[30]).

Der Kranke „hijhert də Kuckuck net mih sǫngen“ on-n „seggt d’Burəg[31]) net mih brihen[32]);“ „emməsoss[33]) ǫss dən Duggd[34]) on-n dęh kǫǫst[35]) hęn-n d’Lęhwen[36]).“ „Hęn-n hat də Lęffel nidder jelaat.“ Hat „d’Schwijhermuhder d’Huhfe-isen[37]) verlǫǫren“ „on-n d’Seel[38]) jǫh jelǫhssen;“ dah „kre-ischt dən Ehdem[39]) odder d’Schno-uer[40]) mǫtt ehnem O-uh[41]) on-n laacht mǫtt dəm annəren“ on-n „ənzennt[42]) səch wih ən Ehsel, dəmm də Sack əntfällt.“ d’Schwijhermuhder hat sie „ob dər Muck[43]) jehatt on-n kruch[44]) sə net mih ǫn-n də Juck[45])“.

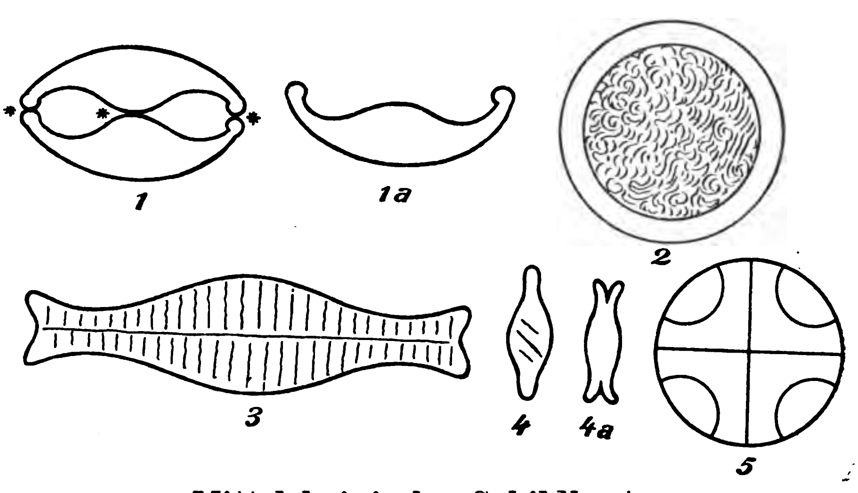
Der Hinterlistige „schmärrt ehnem Hunnig emm də Mon-nd on-n Dręck drǫn-n;“ „hən-n ǫss net Schäfchə, wih həh Woll dreet“ „on-n verjonnt[46]) ehnem alles vaam Huhhn, ähwer nemme keen E-i.“ „Węh be-i himm ə juhde Rǫht[47]) sihcht[48]), jeht en Brǫhtwuscht[49]) ǫn-n ən Honnsko-ull[50]) sihchen, on-n węn-n həm jętt Wichtiges verzällt, jeht be-i dən De-iwel bechten[51]).

Der Kleine „ǫss net jihden Daag jewaass;“ „həh wuhss wih ən Noss ǫm-m Schreng[52]);“ „jett hən alt, dah wäässt hęh wih ə Kihschwanz[53]), dat oss honnen erahwen[54]).“ „Mǫtt Jewalt konnt hęh friher ən Jeess[55]) hǫnnen eremm[56]) setzen“ on-n „ən Vijhelinn aan əm Eeche-bohm[57]) zərschlǫhn,“ ähwer net seng Frau an d’Stel-l-hahle[58]) kre-ijen, wǫn-n hęn he-i on zədǫh[59]) besoffen heem kuhm. „Seng Lęhwer[60]) huhng[61]) aan dər Sonnseggt[62]) on-n wǫhr dahfirr[63]) loggter drechen[64]) on-n senge klehne Boch hat jrouhss Ecken;“ wǫhren „d’O-uhen nuh jrousser wih də Boch“, dan-n dronk hən dəs blǫhgen[65]) Zwieren[66]) zu vill on-n kruhch[67]) ehnen drihwer. Wǫhr hən ə nietern[68]). „dah muhch[69]) hən ə Gesiet[70]), wih ehnen, dęh firr ahl Schold[71]) aagehǫl-lt wǫhr“ oder „se-i Schätzche ver-lǫǫren hat.“

---

[1]) Vögeln. [2]) unser. [3]) kahlen Stein. [4]) Ochse. [5]) Kiepe. [6]) abends. [7]) ein Feinschmecker. [8]) Jude. [9]) Hose. [10]) gespuckt (d. h. ein Loch in der Hose). [11]) Bleivogel. [12]) Sau. [13]) Sattel. [14]) Faust. [15]) Auge. [16]) Kälberstrick. [17]) höchstens. [18]) Lernen. [19]) bellt. [20]) Strasse. [21]) Tuten. [22]) einerlei. [23]) hört. [24]) Krebs. [25]) niesen. [26]) längliches Beil. [27]) Senf. [28]) Nickelchen = 5 ℔. [29]) gesehen. [30]) Kirchtürme.

[31]) Burgfeuer i. d. Eifel. [32]) brennen. [33]) umsonst. [34]) Tod. [35]) kostet. [36]) Leben. [37]) Hufeisen. [38]) Seil. [39]) Eidam. [40]) Schwiegertochter. [41]) Auge. [42]) betrübt sich. [43]) auf dem Strich, mag nicht leiden. [44]) kriegt, bekam. [45]) Hühnerstall, ins Gehege, Vertrauen. [46]) vergönnt. [47]) Rat. [48]) sucht. [49]) Bratwurst. [50]) Hundestall. [51]) beichten. [52]) Schrein, Lade, Schrank. [53]) Kuhschwanz. [54]) hinten herunter. [55]) Geiss, Ziege. [56]) hinten(her)um. [57]) Eichbaum. [58]) Stillschweigen. [59]) hie und da, he-i on zedoh. [60]) Leber. [61]) hing. [62]) Sonnseite. [63]) dafür, deshalb. [64]) trocken. [65]) blauen. [66]) Zwirn (Schnaps). [67]) kriegt, erhielt, bekam. [68]) nüchtern. [69]) machte. [70]) Gesicht. [71]) alte Schuld.



Mittelrheinische Gebildbrote.

Von **Theodor Ehrlich,** Sayn bei Bendorf.

Nr. 1 ist ein Gebildbrot, welches in Adenau (Hocheifel) hergestellt wird. Es wird das ganze Jahr hindurch gebacken und führt den Namen Boobeschenkel (Bubenschenkel). Dieses Gebäck besteht aus zwei symmetrischen Teilen, die an den mit * angedeuteten Stellen lose zusammengebacken sind und vor dem Verspeisen an diesen Stellen auseinandergebrochen werden. 1a stellt einen halben Boobeschenkel dar.

Nr. 2 ist ein kuchenartiges Backwerk aus der Mitteleifel und wird Fladden (Flāden) genannt. Der Fladden ist kreisrund und hat einen erhöhten Rand. Die Oberfläche dieses Gebäcks wird mit einem Birnobstbrei versehen, der auf folgende

Weise hergestellt wird: Im Ofen getrocknete Birnen werden aufgekocht und dann durch die Seihe geschlagen. Der so gewonnene, kaffeebraune Brei wird mit Zucker und Zimmet vermischt und auf den Fladden aufgetragen, nur der erhöhte Rand bleibt frei. Dieses Kuchengebäck wird an Festtagen hergestellt; auch den Dreschern wird vielfach damit aufgewartet.

Nr. 3 stellt ein Gebildbrot dar, welches als Neujahrsweck fast am ganzen Mittelrhein bekannt ist. Die Grösse ist verschieden; meist kostet solch ein Weck 50 Pfg. Besonders in Landorten besteht die festeingewurzelte Sitte, solche Neujahrswecke zu Neujahr dem Patenkinde als Geschenk darzubringen. Als eine gröbliche Verletzung der Patenpflichten wird die Nichtverabfolgung des Neujahrsweckes betrachtet. Neben dem Namen Neujahrsweck führt dieses Gebildbrot im Kreise Adenau auch die Benennung „Gensdarm". In Sayn bei Koblenz ist dieses Backwerk unter dem Namen Eierweck bekannt. Dieser Eierweck wird in Sayn nicht nur zu Neujahr, sondern auch an Namenstagen zu Geschenkzwecken gebraucht. Der Neujahrsweck weicht immer mehr dem Kranze, besonders ist dies in grösseren Orten der Fall.

Nr. 4 und 4a sind Spitzwecke; sie werden das ganze Jahr hindurch in vielen Ortschaften am Mittelrhein gebacken und kosten 5 Pfg. und 10 Pfg. Am Main tritt dasselbe Gebäck unter dem Namen Stutzweck auf.

Nr. 5 ist ein Neujahrsplatz aus Niederbreisig. Er ist halbkugelförmig und wurde wenigstens früher zu Neujahr in dem angegebenen Orte gebacken. Ein ganz ähnliches Gebildbrot aus feinerem Weissbrotteig wird in der Vordereifel als Festtagskuchen (Platz) auf den Tisch gebracht.

Auch in rheinischen Kasernen sind schon Backwaren von besonderer Form und Benennung zu finden. So bieten in Trier die Kantinenwirte stangenartige, mit Korinthen durchsetzte Gebäcke feil, welche der Soldatenwitz wohl der Gestalt wegen „Blendgänger" (Blindgänger sind unkrepierte Artilleriegeschosse) nennt. Dasselbe Gebäck wird in Koblenz von den Marsjüngern „Schängel" genannt. („Schängel" ist von Jean abgeleitet und in Koblenz der Name für die Eckensteher und Gelegenheitsarbeiter.)

Gebildbrote in Bendorf bei Koblenz sind ausser den schon erwähnten Neujahrswecken und Neujahrskränzen, folgende:

a. Hase (pl.; sgl. Has; dem. Häsje),*) Juffere (Jungfrauen; sgl. Juffer; dem. Jüfferche) und Ditze (Kinder; sgl. Ditz = Kind; dem. Ditzje = Kindchen), welche für Nikolaustag und Weihnachten gebacken werden.

b. Fastenbrezel im Preise von 5 Pfg., welche nur zur Fastenzeit hergestellt werden. Bevor die Fastenbrezel gebacken werden, kocht man sie in Aschen- oder Salzlauge. Dadurch werden die Fastenbrezel knusperig und erhalten eine glänzend braune Farbe. Häufig ist auf den Brezeln Kümmel und Salz eingebacken.

c. An Fastnacht gibt es Nauze (pl.; sgl. die Nauz), welche den Berliner Pfannenkuchen ähnlich sind und ausser vom Bäcker auch von den Hausfrauen selbst bereitet werden.

d. Hörnchen. Dieselben haben Hufeisenform und sind das ganze Jahr hindurch erhältlich.

In Höhr**) werden allsonntäglich von den Bäckern Gebildbrote zum Verkauf ausgeboten, welche Flechten genannt werden. Diese Flechten haben die Gestalt eines Zopfes, der in der Mitte breit ist und sich nach beiden Enden hin verjüngt.

Peters-Kuchen.

Von Hofrat **Dr. M. Höfler,** Bad Tölz.

Der St. Peters-Stuhlfeier-Tag ausserhalb Rom, Festum cathedrae Petri — 1421 sinte Pieters dach in die Zelle (= sella, Stuhl); 1474 sant peters stůlung; 1574 sinte Pieters dach in Zulle (vermutlich angelehnt an sulle = Februar als Seelen-Monat; s. Weinholds, Monatsnamen 55) wurde besonders vom Volke am Niederrhein gefeiert.

Um die Bedeutung dieses dort volksüblichen Festtages zu würdigen, muss vorausgeschickt werden, dass in der Zeit

*) sgl. = Einzahl; pl. = Mehrzahl; dem. = Verkleinerungsform.

**) Höhr, der Provinz Hessen-Nassau angehörend, ist der Hauptort des Kannenbäckerlandes und liegt hart an der Grenze des Bezirkes Koblenz, ungefähr zwei Stunden von Bendorf und noch näher bei Vallendar.

vom 17. bis 21. Februar die alten Römer ein allgemeines Totenfest, die Parentalia, feierten, deren letzter Tag Feralia hiess (s. Döllinger, Heidentum und Judentum I. 541; Neue Jahrb. f. klass. Altertum VIII. 1905 S. 194). Dasselbe ging dem altrömischen wirtschaftlichen Neujahr unmittelbar voran. Die alten Römer speisten dann die beim Jahreswechsel einkehrenden Seelen der Ahnen (parentes) mit Broten und sonstigen Gerichten ab; dies bezeugen die Ovid'schen Fast. II. 565: „Nunc animae tenues et corpora functa sepulcris

Errant, nunc positu

pascitur umbra cibo"; dies ist ein bekannter Neujahrsbrauch (s. Zeitschrift für Österr. V.-K. 1903 S. 187). Die römische Kirche musste diesen volkstümlichen Feiertag unter dem Namen der Caristia mitfeiern, und so ward dieses Fest zum „Festum Petri epularum", weil es an die Stelle der Totenschmause der Heiden eingesetzt wurde. Petri Stuhlfeier (ausserhalb Rom*) d. h. das Fest der Inthronisation des Apostels St. Peter (St. Peterstag in der sella) war die kirchliche Form der römischen Parentalia und Caristia. Schon 567 feierten die Christen im alten Gallien diesen St. Peterstag; sie kamen zur Messe und nahmen das Abendmahl, brachten aber dabei zugleich ihren Toten Speisen dar; von der Messe heimgekehrt, verzehrten sie die den Toten geweihten Speisen und begingen die alte Opfermahlzeit um des heilsamen Opfersegens (für die neue Aussaat?) teilhaftig zu werden (Jahn, Opfergeb. 116; Lippert, Christentum 268). Auch die alten Friesen des VIII. Jahrhunderts brachten an diesem altrömischen Neujahrstage dem Wêda (= Wode) auf einem heiligen Wodansberge ein feierliches Opfer dar, an dem der Seelenanführer Wodan selbst mitzehren sollte (Herrmann, Deutsche Mythol. 340).

Dieser Tag hat auch sonst noch verschiedene volkstümliche Benennungen: Im Niederdeutschen Peterstag, als man den plog utwerpet (Grotefend 68) (= Beginn der Pflug- oder Saatzeit); Peterstag ter couder messe (im Luxemburgischen); St. Peterstag am stul, Stultag, setelinge, St.

*) „Petri cathedra Romae, am 18. Januar tritt für das Mittelalter ganz in den Hintergrund". (Grotefend.)

Peterstag in der fasten, vor vaschang, by vastavende, im Glenz, im Hornung, Peterstag als he gehoget, gekrönt, gekathedert, gestült ward, als he pawes wart, als hy uterwelt is to einem pavese (Papstwahltag), Peterstag binnen selle, der verhoginge (= Erhöhung usw.). Das Breslauer Monatsgedicht (XV. Jahrh.) sagt vom Märzmonate: „Yn dyssem monde der lencze uns entspringet an sinte Petirstag, wenn man dy messe synget“ (Weinhold, l. c 49). In Dänemark war am „pœjersdag“ der Dienstantritt der Ê-halten (Feilberg, Danske Bondeliv I. 317). Nach Meyer, Badisches Volksleben 75, war der Peterlistag der erste Tag des (früheren) Gemeindejahres; auch in Dortmund war an diesem Tage die Ratswahl für ein neues Gemeindejahr (Zeitschr. f. rhein. u. westf. V.-K. 1906 S. 51). In Schleswig wird an demselben schon das Abendbrot bei Tageslicht gegessen, aber das Abendwirken hört auf; der Tag selbst heisst dort Petri-thing (vom Frühlings-„Herrengeding), auch St. Peters Zech; in Westfalen: St. Peter in den ût-dagen, entsprechend dem süddeutschen Auswärts, d. h. den Tagen, in welchen die Aussenarbeit beginnt mit neugedingtem Dienstpersonal. Im Bergischen wechselte an diesem neuen Wirtschaftstage im Frühjahre das Gesinde seinen Dienst (Zeitschr. d. Berg. Gesch.-Ver. XI, 86); kurzum, man sieht, dass innerhalb der römischen Rheingrenzen vorwiegend ein neues Wirtschaftsjahr begann; auch die römische Kirche feiert nach dem Winterschlusse am 23. Februar den Frühlingsanfang, und der folgende Matthiastag (24. Februar) ist wie St. Sylvester vor dem Neujahrstag und St. Thomas vor Weihnachten (altes Neujahr) ein Lostag, wie auch der 22. Februar selbst (Wudtke § 96). Am St. Peterstag früh wurde in Westfalen 1668 durch Schlagen auf die Haustüren der sog. Schwellenvogel (Hausdämon in Gestalt einer Maden-larve, die sich zum fliegenden Falter, Lichtvogel, entpuppt), ein im Simmentale durch Niederlegen von Weihnachts- (= Neujahrs)Brot mit Raute und Salz an der Türschwelle verscheuchter Krankheitsdämon aus seinem Nistplatze im Türholze ausgetrieben (s. Bauernregeln von F. Oberleitner 1766 S. 145; Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch II. 167; Praetorius, Blocksberg 117; Zahler, Krankheiten im Volksglauben 44;

Lippert, Christentum 597); darum heisst auch (nach Grotefend 69) St. Peterstag Vogelgeniste (an dem die Frühlingsvögel zu nisten anfangen), „so allermenleiche ze wasser gat“ (wenn die eisfreie Schiffahrt wieder beginnt) (Grotefend 82, 69). 1348 findet sich (nach Friedreich, Symbolik 258) das Datum „St. Peterstag als man (Meer-)Rettig weiht“. Dieser Meerrettig (ahd. meri-ratih), der in Süddeutschland „Kreen“ genannt wird (mhd. Krene zu altfries. krene = Geruch; er sollte durch seinen scharfen beizenden Geruch vor allem Gifte sichern), ist eigentlich ein Oster- oder Frühjahrsgericht, das in Bayern noch zur kirchlichen Speiseweihe auf Ostern gebracht wird; er hat also einen alten einheimischen Volksbrauch hinter sich, der sich an die Frühjahrszeit knüpft.

Dem bisher Angeführten entsprechend kann es also nicht auffallen, dass am Rhein ein St. Peterskuchen oder St. Petri-Pfannkuchen als eine Art Neujahrskuchen noch volksüblich ist; ersterer ist ein (wie Z. d. V. f. rh. u. westf. V.-K. 1906 S. 51 angegeben ist) hartes Flachgebäck aus Mehl und Honig, kreisrund, 12—13 cm im Durchmesser, also ein Honigfladen, wie er auch beim germanischen Neujahrsfeste üblich war bezw. ist; er ist sicher durch das altrömische wirtschaftliche Neujahr auf diese Frühlingszeit festgelegt gewesen. Der Thüringische Kräppel, der auf St. Peterstag dort üblich ist, ist vermutlich ein in der Pfanne hergestelltes Schmalzgebäck (vielleicht ein Faschingskrapfen); im übrigen Deutschland hat dieser Tag keine besonderen Gebildbrote aufzuweisen; denn der Henneberg'sche Scheidewecken, den die ausscheidenden Dienstboten erhalten, ist vermutlich eigentlich nur ein zeitlich verlegtes Lichtmess- oder Neujahrsgebäck.

Über die am 17. und 19. Februar in der Schweiz üblichen Susanna- oder Theodulbrote, alte Toten- bezw. Armen-Spendebrote muss an anderer Stelle berichtet werden.

Das altfriesische Wêda-Fest dieses Frühjahrstages kann kaum anders als durch römischen Kultureinfluss in bezug auf die zeitliche Fixierung erklärt werden, der sich längs des schiffbaren Rheins fortgesetzt hatte; in dieser örtlichen Ausdehnung finden sich auch die Spuren des altrömischen Neujahres auf germanischem Boden am längsten erhalten.

Kleinere Mitteilungen.

Drei Erzählungen aus Volksmund.

Aus der Koblenzer Gegend mitgeteilt von **Georg Löcher**-Sayn.

I.

Es war vor vielen Jahren, als ein Mann nachts von Weissenthurm nach Bassenheim wanderte. Gern hätte er sich seine Pfeife angezündet. Da er aber nur ungeschnittenen Tabak bei sich führte, so musste er auf dieses Vergnügen verzichten. Sein Weg führte ihn durch die „Kettger Holl", wo rechts und links in der Böschung viele Eichenstümpfe standen. „Aha", denkt der einsame Wanderer, „hier kannst du ja deinen Rollentabak schneiden", tritt an einen der Eichenstümpfe und zerschneidet auf demselben den Tabak. Eben wollte er seine Pfeife mit dem zerkleinerten Tabak füllen, als der Stumpf sich bewegte, grösser wurde, die Gestalt eines ihm bekannten Verstorbenen annahm und mit hohler Stimme sprach: „Sieh, wie du mir den Kopf zerschnitten hast; wärest du nicht ein so guter Freund von mir gewesen, so müsstest du auf dem Fleck sterben." Kaum waren diese Worte verklungen, so schrumpfte die unheimliche Gestalt wieder zum Stumpfe zusammen.

Schweisstriefend langte unser Wanderer zu Hause an. Er wagte es nicht mehr, in der Dunkelheit und allein an dem verzauberten Stumpfe vorbeizugehen.

II.

In der Nähe des Dorfes Heimbach liegt das mit einer Ringmauer umgebene Gut Rommersdorf, von welchem ein Weg nach dem eine halbe Stunde entfernten Gladbach führt. Ein anderer Weg, der von Heimbach nach dem Wölbersberg geht, kreuzt den vorigen in unmittelbarer Nähe des Gutes. An dem Kreuzungswege stehen zwei sehr alte Lindenbäume und ein Kastanienbaum.

Einstmals nun kam ein Mann in der Geisterstunde vom Wölbersberg her. Als er an den Kreuzweg kam, sprang ihm plötzlich ein grosser, kohlschwarzer Hund auf den Rücken, der trotz aller Versuche nicht abzuschütteln war, aber auch

keinen Laut von sich gab. Die unheimliche Last musste der erschreckte Wanderer tragen bis an Heimbach. Hier verschwand der Hund ebenso plötzlich, als er auch erschienen war.

Dieses Vorkommnis wiederholte sich jedesmal, wenn einer in der Geisterstunde die Kreuzung passierte.

III.

Es war an einem Sonntag Nachmittag des Monats März, als ein Heimbacher Bauersmann nach dem am Kirchhofe vorbeiführenden „Burggraben“ ging, um dort auf einem ihm gehörigen Acker nach dem Stande des Kornes zu sehen. Als er die Ackerfurche, in welcher seine Tritte lautlos verhallten, entlang schreitet, vernimmt er plötzlich ein eigentümliches Geräusch. Er schaut nach der Richtung, von welcher her dasselbe zu ihm dringt, und sieht hier eine hohe Gestalt, die sich ihm anfangs langsam, dann aber allmählich mit immer schnelleren Schritten nähert. Der Bauersmann, die Gestalt scharf beobachtend, traut kaum seinen Augen, denn in derselben erkennt er einen vor ungefähr einem halben Jahre verstorbenen Nachbar. Lautlos schreitet derselbe an ihm vorüber, bis er in der Nähe des Kirchhofes plötzlich verschwindet. Als der Bauersmann sich von seinem ersten Schrecken erholt hat, eilt er sofort zum Pastor, dem er das Erlebte mitteilt. Der Pastor sagt ihm, er solle nur ja nicht den Namen des Erschienenen nennen, wenn er vielleicht die Geschichte einem anderen erzähle.

Der verlorene Sohn.

(Mündlich aus dem Rietberg'schen.)

Von **Wilhelm Oeke,** Kühlsen.

Es war ein Bauer gewesen, der hatte einen Jungen gehabt, und dieser bummelte so herum, und es wurde nichts von ihm. Und da kriegt er's in den Kopf und sagt zu seinem Vater, er möchte sich wohl bei den Soldaten annehmen lassen. „Du und Soldat,“ meinte der, ob er denn wohl dächte, hinter der Trommel könnten sie Nichtstuer gebrauchen. Aber bei dem Jungen mochte anders nichts helfen, und er wurde den Gedanken nicht los. Eines Tages musst' er mit

alten Stiefeln zum Schuster, da bedacht' er sich nicht länger mehr, liess das Leder in einer Ecke stehn, schnitt sich einen tüchtigen Hagenstock und ging durch das Feld von dannen.

„Siehst du wohl," sagte der Vater, als er's hörte, „das hab' ich mir gleich gedacht; nun soll's mich auch nicht wundern, wenn er mir zu einer Zeit nackt und bloss wieder nach Hause kommt."

Der Junge wurde richtig Soldat. Da gab's Krieg, und er musste mit. Von den Offizieren wurden viele totgeschossen, und er machte sich 'raus mit Kommandieren, und da hat's nicht lange gedauert, so ward er Oberst. Als nun wieder Frieden war, da wohnte der Oberst in einem schönen Hause, und grade gegenüber wohnte die Königstochter. Die kriegte ein gutes Auge auf diesen Obersten und wurde ganz verliebt in ihn. Einst war in der Stadt ein grosses Fest, und der Oberst war hingegangen und die Königstochter auch. Bald kommt sie auf ihn zu and fragt ihn, ob sie nicht auch mal zusammen tanzen sollten. Er wurde erst ganz verlegen, aber das gab sich völlig, als sie ihn ein paarmal holte.

Ja, und was weiter? Sie wurden Mann und Frau, es war die reine Glorie. Als sie wohl ein Jahr verheiratet waren, da fällt's der Frau mal ein, und sie fragt ihn nach seiner Verwandtschaft, und sie wollten doch mal hinmachen in seine Heimat. Dem Manne kam das ganz verkehrt. Endlich willigt er ein, aber er müsste erst drei Wochen vorausreisen und wollte dann wohl schreiben. Der Oberst steckte gehörig Geld ein und trat die Reise an. Spät am Abend und von keinem erkannt traf er im Heimatsorte ein und nahm Quartier im Gasthause, da seine Angehörigen nach der Art der Landleute doch schon zu Bette gegangen waren. Gegen zwölf Uhr bumst was an die Tür der Schlafkammer, und eine grobe Stimme rief, er solle sofort aufmachen. Am Sprechen konnt' er hören, dass die Sache nicht stimmte, und schnell entschlossen springt er im blossen Hemde zum Fenster hinaus. Der Wirt selbst mit zwei Diebskollegen brachen darauf die Tür auf und hingen die feine Montierung des Obersten in einen Schrank hinter die alten Plunnen. Das Geld wurde geteilt.

Der verlorene Sohn im blossen Hemd war nun doch gezwungen, zu seinen Eltern hinüberzulaufen. Der Vater schmunzelte, dass seine Voraussagung eingetroffen war.

Andern Tags liess er seinem Sohne einen weissleinenen Anzug machen und tat ihn hinter die Schweine, wo er nur halbsatt kriegte.

Der Schweinehirt war bald wieder in der alten Gewöhnung, und sein Herrenleben kam ihm vor wie ein Traum. Als die drei Wochen um waren und die Frau keinen Brief erhalten hatte, wartete sie zuerst noch 14 Tage. Dann brach sie mit grossem Gefolge auf, kam in dasselbe Dorf und nahm Wohnung bei ihren Schwiegereltern, ohne sich zu erkennen zu geben. Der Oberst war bei den Säuen im Walde.

Am Abend nach dem Eintrieb soll er der Gesellschaft das Essen auftragen. Wie er nun seine Frau und die vornehmen Leute wiedersah, kamen ihm der alte Mut und Sinn zurück. Er trat ganz anders auf, teilte seinen Eltern alles mit und zog die Diebe zur Verantwortung.

Die alten Leute mussten nach dem Willen des jungen Paares ihr Werks verkaufen. Alle reiseten dann wohl und zufrieden nach der Königsstadt.

De giftge Wörm
oder
Wie de Rehbörger tau'ner Grafft kamen sünd.

(Hagenburger Mundart.)

In't Fröhjahr was't, et rögt sick äwerall
un't gräunt un't bläuht mit Macht;
de Hewen schüt't Paradies herdahl
un schmückt de Eerd mit groter Pracht.

Un in'er Eerd rögt sick dat Ungeziefer,
wat Minschen argert un sin Wark verstört;
et wäuhlt un graaft un graaft un wäuhlt mit Iwer,
bet et de Ogen up tau'n Hewen bört.

De Minschen ok wölt nich in Stuwen sitten,
sei freut sick, dat't sau prächtig is;
sei gaht sau allgemach bi lütten
in't Frie, wenn't ok dreckig is.

Uk Bangebüx, de tappere Snieder,
is Fründ van Godes frier Welt;
geiht in Gedanken jümmer wier,
denkt na, wi't Tüg hei woll behölt.

Up eis da stutzt hei: „Jes' Marie!
„dat Unglück wör tau grot för üsch!"
Hei kiekt un kiekt. — 'ne olle Wie
nich alltauwiet steiht in't Gebüsch.

„Ja, düsse ole, holle Wie! —
„För Jahren, wi as Wannerburß
„mit Sack un Pack eck tog in't Wie,"
(mit Eel un Bügelisen blos).

„Da heff eck't jümmer — Jes' Marie!
„jetz rögt't sick! — seggt, neemt jück in acht,
„ut düsser olen hollen Wie
„kümmt Unglück för üsch öwer Nacht.

„Den Anfang makt in jennen Tien,
„as eck wegtog, dat Wespennest;
„dat harr nix Godes tau bedüen
„un heff eck't jück schon jümmer seggt,

„neemt jück in acht! de Wespen brüden
‚nix Godes ut. Nu heff't wi't jo!
„Wat fang eck an? Lat Sturm eck lüden?
„Raup eck de Schütten all tauhop?"

Wieldeß was in den Oort hei kamen,
kum drögen öhm noch sine Bein,
tau'n Rathus hett den Weg hei namen,
tau'n Glück kreg hei den Vagt tau seihn.

„Herr Bürgermeister! Bür-ger-mei-ster!
„Herr Gott, de Schreck bringt mi den Dod!"
„Nun Bangebüx, was ist? was schreit er?"
„Ach Gott, das Unglück is tau grot!

„Das Wespennest in'n Wienbome —
„för Jahren heff eck't schon gesagt,
„doch glaubten all, ich sei in'n Drome
„un hewwen all mi utgelacht;

„Doch habe ich in letzen Nächten
„die Eule immer hören schrein
„van'n Baume, un sau ganz mit Rechten
„konnt's nimmer in der Gegend sein.

„Datau sleek Schultens schwarte Kater
„allnächtlich na den Baume hin.
„Un wat denn, du allgüt'ger Vader,
„bedütt de helle Füerschin,

„de sick de letzten düstern Nächte
„in'n Wienbom hett laten seihn?
„Tau'r Strafe lett Gott de Gerechte
„den gift'gen Wörm up Eren teihn."

„Den giftgen Wörm?! Gevadder Snieder!" —
„Ja, ja, wenn eck't mi öwerlegg,
„de Wespen, Kater, Uhl un Füer —
„drut kamm de giftge Wörm torecht.

„Bi'r Warmniss is hei utekrapen;
„nu heit't, wi wi de Statt bewohrt!"
De Börger warden tausamen rapen,
'n Graben tögen sei üm den Oort.

Nu schall de Wörm woll buten bliewen,
denn öwer't Water kummt hei nich. —
As sei de Reddung sau bedriewen,
kümmt sei en Fohrmann tau Gesicht:

„Je, Lüe, sünd ji buten wesen?
„hefft min Podentke*) ji nich seihn?
„van'n Wagen heff'k sei fallen laten
„un lange is't noch nichescheihn."

„Podentke hen, Podentke her —
„de giftge Wörm krüppt up der Straten;
„neemt jück man düchtge Hülpe mee,
„wölt ji sei nich in'n Stiche laten."

Un Bangebüx, de tappere Snieder,
föhrt nu den groten Heertog an;
hei wiest de Lüe jümmer wier,
bett hei tau'r Wie kümmt heran. —

Da krüppt de Wörm: De tapperen Schütten
smiet't flink de Waffen in 'nen Dreck;
de Fohrmann kreg sien Wost tau faten
un dormit was de Wörm ok weg.

Scharwemels**) harr'ner ünnerseten
un harrn sei rögt un harrn sei böhrt,
un kennt 'n Buer nich sau'n Freten,
denn ward hei faken anneföhrt.

E. Gieseking.

*) Podentke = Blutwurst, in den Teil des Darms, an welchem der Blinddarm sitzt, gefüllt.

**) Scharwemels = Mistkäfer.

Spruch, um rechtzeitig aufzuwachen.

Zu S. 90 Heft 1 des letzten Jahrgangs.

Heilijər zẹnə Vit
roup mī morəjən vrū̆ de rẹchstə tid,
nich tə vrū̆ on nich tə lāt (spät)
jəradə ōm də tid
fīf (5) ūər.

Aus Frintrop bei Essen. Kreuzberg.

Fastnachtsbräuche in Prüm[1]).

Am „fetten Donnerstag“, dem Donnerstag vor Fastnacht, ziehen die Knaben der Stadt von Haus zu Haus, teils in kleinen Trupps, teils einzeln; sie gehen héišən. Dabei singen sie folgendes Liedchen:

Hier kommt ein kleiner König,
Gebt ihm nicht zu wenig,
Lasst ihn nicht zu lange stehn,
Denn er muss noch weiter zehn!

Hier wohnt ein reicher Mann,
Der uns vieles geben kann,
Selig soll er leben,
Selig soll er sterben,
Das Himmelreich erwerben.

Oft singen sie auch statt der ersten Strophe eine der folgenden Strophen:

he komt en jrusən hont,
ən ös net recht jəzont,
jẹt əm e štök špẹk
da jēt hẹ van dər dūər əwẹg.

he kọ̄mt e klēn höntjen
et hēš ma[i] sönjən
jẹt em jẹt on lōt et jōn
et hat noch hönzər mī tse jōn.

Mit Ausnahme der vorletzten Strophe singen auch die Mädchen, die am Fastnachtssonntage heischen, die vorstehenden Verse. Als Gaben erhalten die Sänger Mutsən, Äpfel, Nüsse, Brötchen usw.

---

[1]) Vgl. C. Rademacher, Fastnachtsbräuche. Jahrg. I d. Zeitschr.

Die maskierten Kinder und Burschen singen auf der Strasse:

Bierbrei, Bierbrei zur Flöte
Mit seiner Kosterflöte!
Hanswuršt hẹt ke[i] jẹld em beggel,
hanswuršt ös en lomp.

Prüm (Eifel). Kreuzberg.

Berichte und Bücherschau.

Leithaeuser, Julius. Volkskundliches aus dem Bergischen Lande. I. Tiernamen im Volksmunde. Teil 1. Beilage zum Jahresbericht des Reform-Realgymnasiums in Barmen. Barmen 1906. 24 S. 8°. 0.50 Mark. Zu beziehen durch den Verfasser oder durch die Lehrerbibliothek des Realgymnasiums in Barmen.

Das Heftchen, die volkstümlichen Tiernamen in alphabetischer Reihenfolge bis zum Buchstaben M (Milbe) behandelnd, ist ein neuer, dankenswerter Versuch, diese Überreste volkskundlicher Art zu sammeln und so vor dem Untergange zu schützen, zugleich auch eine wichtige Vorarbeit für das Wörterbuch der rheinischen Mundarten. Das vorliegende reiche Material ist unter fleissiger Mitarbeit einer Reihe von im Volksleben stehenden Männern, besonders von Lehrern, zustande gekommen, bedarf aber trotz grosser Reichhaltigkeit noch sicherlich mancher Ergänzung, weshalb wir eine weitere Mitarbeit jedem Freunde und Kenner volkstümlicher Sprache dringend ans Herz legen können. Wie reichhaltig der Stoff trotzdem schon ist, zeigt uns die Behandlung von etwas über 100 verschiedenen Tiernamen. Da auch der naturkundliche Unterricht eine Reihe Anregungen dem dargebotenen Material wird entnehmen können, wünschen wir dem Heftchen auch in weiteren Kreisen freundliche Aufnahme. Wehrhan.

Kisch, Dr. Gustav. Vergleichendes Wörterbuch der Nösner (siebenbürgischen) und moselfränkisch-luxemburgischen Mundart nebst siebenbürgisch-niederrheinischem Orts- und Familiennamenverzeichnis sowie einer

Karte zur Orientierung über die Urheimat der Siebenbürger Deutschen. Hermannstadt, Druck und Verlag von W. Krafft. 1905. 8⁰. 274 S. und 1 Karte (Rheinprovinz und Luxemburg). (A. u. d. Titel: Forschungen zur Volkskunde der Deutschen in Siebenbürgen. Im Auftrage des Vereins für siebenbürgische Landeskunde hrsg. v. Adolf Schullerus. 1. Heft. Preis 1.40 Kr.)

Bekanntlich ist ein grosser Teil der Bewohner Siebenbürgens und angrenzender Gebiete germanischen Ursprungs, gewöhnlich bezeichnet man sie näher als Sachsen. Nachdem vor fast 150 Jahren besonders Geographen auf die Verwandtschaft des Siebenbürger Sprachidioms mit dem Luxemburger aufmerksam gemacht hatten, bezeichnete Fr. Marienburg 1845 das heute mittelfränkisch genannte Sprachgebiet („zwischen Elberfeld, Krefeld, Aachen, Trier, Koblenz, Westerwald und Siebengebirge“) als das Auswanderungsgebiet der Siebenbürger Sachsen. Die Forschungen wurden seit der Zeit eingehender, die Erfolge bestimmter, und heute bezeichnen die eifrigen Siebenbürger Sprachforscher (unter denen wir Keintzel, Kisch, Scheiner nennen) das Gebiet der moselfränkischen Mundart als die Heimat der Siebenbürger deutschen Sprache.

Trotz mancherlei Vorarbeiten, denen ja wegen der Entfernung der beiden in Vergleich zu bringenden Sprachgebiete besondere Schwierigkeiten im Wege stehen, liegt eine gründliche grammatische und lexikalische Untersuchung in der angedeuteten Richtung noch nicht vor. Das vorliegende Werk will nun zu der von demselben Verfasser schon vorhandenen Lautlehre ein (im Titel genauer bezeichnetes) Wörterbuch bieten. Der Verfasser ist ein gründlicher Kenner auch der moselfränkischen Mundart, die er in den letzten Jahrzehnten durch verschiedene Reisen in deren Gebiet eingehend untersuchte. Durch Einreihung der Orts- und Familiennamen in das lexikalische Verzeichnis erhält das Wörterbuch eigenartigen Wert, wenn auch das Hauptgewicht mit Recht auf die Umgangssprache gelegt ist. Die für die moselfränkische Mundart schon vorhandenen Wörterbücher (z. B. Büsch, Über den Eifeldialekt; Jardon, Grammatik der Aachener Mundart; Müller, Die Aachener Mundart; Schmitz, Sitten usw. des Eifeler Volkes; Wegeler, Koblenz in seiner Mund-

art, und manche andere) sind vergleichsweise reichlich herangezogen; wenn möglich, ist jedem siebenbürgischen Worte das entsprechende moselfränkische beigefügt, auch finden wir mancherlei weniger sprachlich, als für die Kunde von Sitte und Brauch interessierende Bemerkungen. Auch in der mit Hilfe der Sprache wiedergefundenen Heimat der siebenbürger Sachsen wird das Werk von allen Volkstumforschern, besonders den Philologen, willkommen geheissen werden; denn wie auf dem Gebiete der geschichtlichen Volkskunde überhaupt, so ist auf dem der Sprachwissenschaft der gegenseitige Austausch des Sprachgutes für die Lösung bestimmter Probleme von grösster Wichtigkeit. Wehrhan.

Euling, Karl. Die Priamel bis Hans Rosenplüt. Studien zur Volkspoesie. Heft 25 der germanistischen Abhandlungen, begründet von Karl Weinhold, hrsg. von Friedrich Vogt. Breslau, M. u. H. Markus. 1905. VIII und 583 S. gr. 8°. 12.— Mark.

Die von dem verdienstvollen Karl Weinhold begründeten germanistischen Abhandlungen bringen grammatische und literargeschichtliche Untersuchungen, berücksichtigen auch die Geschichte des Lebens unseres Volkes in seinen verschiedenen Stämmen und Zeiten. Wenngleich die vorliegende Arbeit in erster Linie auf literarischem Gebiet liegt, kommen aber auch die anderen der genannten Gebiete nicht zu kurz, im Gegenteil, es ist für alle ein so reiches Material geboten, dass es staunenswert ist. Nur ca. die letzten hundert Seiten handeln von Hans Rosenplüt, der übrige Raum ist der Zeit vor ihm gewidmet.

Der Verfasser entwickelt folgende Definition der fertigen, klassischen Priamel: Die Priamel ist eine im fünfzehnten Jahrhundert selbständige Gattung ursprünglich epigrammatischer Improvisation, die eine Reihe paralleler Einzelheiten in bestimmten Formen mit künstlerischer Absicht zu einer inneren Einheit zu verbinden sucht. Bei ihr läuft eine Reihe von Vordersätzen in einen zu ihnen insgesamt gehörigen, den Spruch wie mit einer epigrammatischen Spitze schliessenden

Nachsatz aus, z. B. Alter Weiber Minne, Junger Leute Sinne, Kleiner Rosse Laufen: Soll niemand teuer kaufen.

Nachdem unterscheidende Vergleiche der Priamel mit verwandten Gattungen gemacht sind, u. a. mit Prosasentenzen, Tiraden, Sprichwort, Gnome, Spottlied, Kinderreim, Schnaderhüpfel, Quodlibet, Rätsel, Epigramm, Madrigal, Ghasel, Sonett usw., wird S. 40—62 der Name und S. 63—80 die Überlieferung der Priamel dargelegt, auch ferner die Weltliteratur herangezogen. Vor allem interessieren den Forscher des Volkstümlichen die Untersuchungen über die Priamel in der Volkspoesie, bei der auch der reiche Schatz rheinischer und westfälischer Volksweisheit herangezogen wird. Gerade dem Niederdeutschen ist neben dem niederländischen Elemente eine hervorragende Rolle in der Vertiefung des Denkens und der Veredelung der Empfindung zugeteilt, welche die bürgerliche Gesellschaft um das 14. Jahrhundert erlebt hat, und die Priamelliteratur hat einen bedeutenden Anteil daran: in ihm entbinden sich Witz, Humor und Satire und entfalten sich zu ungestörter Selbstherrlichkeit, eine unabsehbare Menge priamelhafter Verschen zieht durch die populäre Spruchliteratur seit jener Zeit, der auch der klassische Virtuose der Priamel, Hans Rosenplüt, angehört. Mit grossem Interesse wird auch der Folklorist die eingehenden, mit Beispielen reich belegten Darlegungen des Verfassers verfolgen, zeigen sie doch, wie jene in der Volkspoesie eine bedeutende Rolle spielende Dichtungsform, der Priamel, ihre historische Entwickelung genommen und einen glänzenden Höhepunkt erreicht hat, auch heute noch längst nicht verschwunden ist.

Wehrhan.

Eingegangene Bücher — Besprechung vorbehalten —:

August Meininghaus, Die Grafen von Dortmund. Ein Beitrag zur Geschichte Dortmunds. Dortmund, im Verlage des Historischen Vereins Dortmund. 1905. XI und 265 S. 8°. Mit Karte der Grafschaft Dortmund 1804. (Die Regesten S. 217 bis 248, aus den Jahren 1269 bis 1548 stammend, enthalten eine Reihe alter Sprachformen aus der Dortmunder Gegend.)

Mathäus Friderich, Wider den Sauffteuffel. Nach dem ersten Drucke (Leipzig 1552) neu herausgegeben. Kötzschenbroda und Leipzig. H. F. Thalwitzer [1903]. 51 S. 16°. 0,30 Mark.

Joco-Serius, Allamodische Artzney-Affen. Nach der Ausgabe von 1710 (Frankfurt und Leipzig) neu herausgegeben. Ebenda. 56 S. 16°. 0,25 Mark.

Feldhaus, Franz Marie, Geschichte der grössten technischen Erfindungen. Mit zahlreichen Abbildungen nach den Originalen. Ebenda. 69 S. 16°. 0,60 Mark.

Alle drei Büchlein sind in der Kulturgeschichtlichen Bücherei erschienen, deren erstes Heft wir schon angezeigt haben und die sich u. a. zum Ziel gesetzt hat, Neuausgaben älterer, schwer zugänglicher, für die Entwicklung bedeutender oder für eine Zeitspanne eigentümlicher Druckschriften mit Einführungen und Anmerkungen und ferner allgemeinverständliche knappe Bearbeitungen kulturgeschichtlicher Vorwürfe herauszugeben. Der geringe Umfang der Heftchen lässt keine erschöpfende Darstellung erwarten, doch bietet das Gebotene, weil es nur gewisse Gebiete herausgreift, für den Laien des Interessanten manches. Für den Folkloristen sind die beiden erstgenannten in erster Linie von Wert, besonders Joco-Serius' „Allamodische Artzney-Affen", da wir darin eine Unmenge von volkstümlichen Heilmitteln angegeben finden, die um 1700 in Deutschland gebräuchlich waren, z. T. es heute noch sind. Das Heftchen „Wider den Sauffteuffel" lässt uns einen Blick in das damals unter Landsknechten u. a. sehr verbreitete Laster tun und führt alle möglichen Gründe dagegen ins Feld. Beide Hefte sind in der ursprünglichen Orthographie gedruckt. Wehrhan.

☛ **Generalversammlung:** Sonntag, **1. Juli,** mittags 12 Uhr in **Köln**, Komödienstrasse 32—36 („Fränkischer Hof"). Tagesordnung: 1. Jahresbericht. 2. Rechnungsablage. 3. Vorstandswahl. 4. Verschiedenes. 5. Vortrag. — Um zahlreiches Erscheinen wird dringend ersucht.

Buchdruckerei A. Martini & Grüttefien, Elberfeld.

Zeitschrift
des Vereins für
rheinische und westfälische Volkskunde.

3. Jahrgang. 1906. Drittes Heft.

Das Volkslied „Ich liebe dich, so lang' ich leben werde".

(Eine literar- und musikhistorische Studie.)

Von **E. K. Blümml** (Wien).

Der Verbreitungsbezirk dieses Volksliedes, (vgl. darüber auch John Meier, Kunstlieder im Volksmunde [1906] 71 nr. 450) oder besser gesagt volkstümlichen Liedes, liegt hauptsächlich am Rhein. Bisher ist es aus dem Elsass (Kurt Mündel, Elsässische Volkslieder [1884] 80 f. nr. 75; Erk-Böhme, Liederhort II. [1893] 427), aus Baden (Auguste Bender und J. Pommer, Oberschefflenzer Volkslieder und volkstümliche Gesänge [1902] 180 nr. 157 mit Melodie; M. E. Marriage, Volkslieder aus der badischen Pfalz [1902] S. 383), aus der Rheinprovinz (Kreis Saarlouis: C. Köhler und J. Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar [1896] 173 nr. 168 mit Melodie; Kreis Wetzlar und Sieggegend: K. Becker, Rheinischer Volksliederborn [1892] 103 f. nr. 145 mit 2 Melodien), aus Nassau und Oberhessen (Erk-Böhme, Liederhort II. [1893] 426 f. nr. 608 mit Melodie; E. H. Wolfram, Nassauische Volkslieder [1894] 481a) nachgewiesen, wozu dann noch ein Text aus dem räumlich ziemlich entfernten Steiermark (Ennstal) kommt, der weiter unten abgedruckt wird.

Es ist nun nicht uninteressant, zu zeigen, wie sich die einzelnen Texte und Melodien zueinander verhalten und welcher wahrscheinliche Urtext und welche wahrscheinliche Urmelodie allen Varianten zugrunde liegt. Den Beginn möge die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung der einzelnen Melodien bilden, zu welchem Zwecke dieselben zunächst zum Abdrucke gelangen sollen.



Auf Grund dieser übersichtlichen Zusammenstellung kann nun das Verwandtschaftsverhältnis der einzelnen Melodien tabellarisch festgelegt werden, wobei sich folgende Tabelle ergibt:

Verhältnis	Takt 1	Takt 2	Takt 3	Takt 4	Takt 5	Takt 6	Takt 7	Takt 8	Takt 9
a : b	$a_1 = b_1$	I. II. VI.	I. IV.-VI.	I. II. VI.	I. II. V.	V. VI.	$a_7 = b_7$	$a_8 = b_8$	$a_9 = b_9$
a : c (Erhöhung um 4/2)	$a_1 = c_1$	I. III. IV. V. VI.	I. III.-VI.	I. III. IV. V. VI.	I. II. V.	III. V. VI.	I. II. III. V. VI.	$a_8 = c_8$	$a_9 = c_9$
a : d (Erhöhung um 2/2)	$a_1 = d_1$	$a_2 = d_2$	I. III.-VI.	$a_4 = d_4$	I. II. V.	I. II. III. V. VI.	I. III. IV. V. VI.	I. II. III.	$a_9 = d_9$
a : e (Erhöhung um 2/2)	$a_1 = e_1$	I. II. VI.	$a_3 = e_3$	I. II. VI.	I. II. V.	II. V. VI.	$a_7 = e_7$	I. II. (IV. V.*))	—
b : c (Erhöhung um 4/2)	$b_1 = c_1$	I. VI.	I. IV.-VI.	I. VI.	$b_5 = c_5$	I. V. VI.	I. II. III. V. VI.	$b_8 = c_8$	$b_9 = c_9$
b : d (Erhöhung um 2/2).	$b_1 = d_1$	I. II. VI.	I. IV.-VI.	I. II. VI.	$b_5 = d_5$	V. VI.	I. III. IV. V. VI.	I. II. III.	$b_9 = d_9$
b : e (Erhöhung um 2/2)	$b_1 = e_1$	$b_2 = e_2$	I. IV.-VI.	$b_4 = e_4$	$b_5 = e_5$	I. V. VI.	$b_7 = e_7$	I. II. (IV. V.**))	—
c : d (Erniedrig. um 2/2)	$c_1 = d_1$	I. III. IV. V. VI.	$c_3 = d_3$	I. III. IV. V. VI.	$c_5 = d_5$	III. IV. V. VI.	I. III. V. VI.	I. II. III.	$c_9 = d_9$
c : e (Erniedrig. um 2/2)	$c_1 = e_1$	I. VI.	I. III.-VI. /	I. VI.	$c_5 = e_5$	I. V. VI.	I. II. III. V. VI.	I. II. (IV. V.*))	—
d : e	$d_1 = e_1$	I. II. VI.	I. III.-VI.	I. II. VI.	$d_5 = e_5$	II. V. VI.	I. III. IV. V. VI.	I. II.	—

*) Parallelvariante zu b., Differenz 2/2 u. 3/2. **) Parallelvariante, Differenz 3/2.

Anm. Die römischen Ziffern bedeuten die einzelnen Noten in den einzelnen Takten; eine Gleichsetzung heisst, dass der ganze Takt völlig dem andern entspricht, während dort, wo dies nicht der Fall ist, die römischen Ziffern anzeigen, was in je zwei verglichenen Takten gleich ist.

Aus dieser Tabelle ergibt sich dann eine Übereinstimmungstabelle, d. h. eine solche, aus der sofort die gleichen Takte zu ersehen sind. Auch ist darnach eine Gruppierung der einzelnen Melodien nach ihrer näheren Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit möglich:

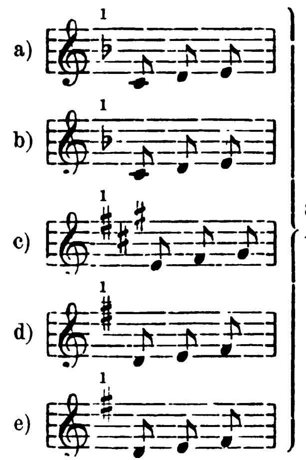
Varianten	Takt 1	Takt 2	Takt 3	Takt 4	Takt 5	Takt 6	Takt 7	Takt 8	Takt 9	Summe
a	0	0	0	0	—	—	0	0	0	7
b	0	ø	—	ø	0	—	0	0	0	7
c	0	—	ø	—	0	—	—	0	0	5
d	0	0	ø	0	0	—	—	—	0	6
e	0	ø	0	ø	0	—	0	—	—	6
Summe	5	2 + 2	2 + 2	2 + 2	4	—	3	3	4	

Daraus folgt, dass a und b, da sie die meisten (7) Übereinstimmungen mit den andern Melodien zeigen, der Urmelodie am nächsten stehen, doch auch d und e mit je 6 Übereinstimmungen und c mit 5 Übereinstimmungen dürften davon nicht weit abstehen. Als nähere Verwandte erweisen sich nach dieser Tabelle ad gegenüber be, während c mehr isoliert ist, jedoch Annäherung an d, also an den a-Typus, aufweist.

Nachdem so die Grundlinien gezogen sind, kann zur Herstellung der Urmelodie geschritten werden, wobei Takt für Takt eingehend erörtert werden muss. Als Taktart ergibt sich zunächst der $^4/_4$ Takt, da alle vorhandenen Varianten diese Taktart aufweisen. Ich habe absichtlich nicht alles auf F-dur transponiert, sondern die einzelnen Melodien in ihrer Aufzeichnungstonart belassen.

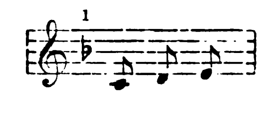
Die einzelnen Takte:

a. Erster Takt.



Da alle Varianten von a—e übereinstimmen, so wird a oder b genommen:

Erschlossener 1. Takt:



b. Zweiter und Vierter Takt.



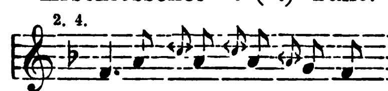
Gleiche Takte: a=d; b=e;
gleiches I: a=b=c=d=e;
„ II: a=b=d=e;
„ III: a=c=d; b=e;
„ IV: a=c=d; b=e;
„ V: a=c=d; b=e;
„ VI: a=b=c=d=e;



In I. II. VI. sind die Verhältnisse klar, hier treten die Werte von a (b) ein.

In III. IV. V. stehen sich acd und be gegenüber, hier entscheidet die Mehrheit; es tritt also der Wert von a (c, d) ein, in Klammer stelle ich den Wert von b (e) dazu.

Erschlossener 2. (4.) Takt:



ab (F-Dur) einerseits und de (G-Dur) andererseits, zeigen denselben Bau, indem b von a und e von d in III. IV. V. gerade um eine kleine Terz abstehen, sonst jedoch stimmen, wodurch in: b {c, a, f} und e {d, h, g} je ein Durdreiklang gebildet wird. c bleibt, bis auf II., im Niveau von a und d.

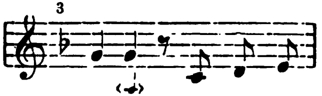
c. Dritter Takt:



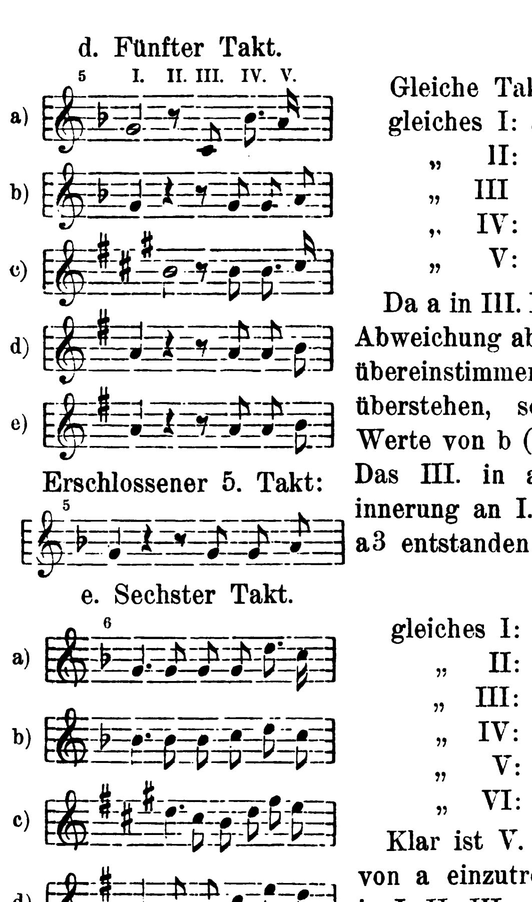
Gleiche Takte: a=e; c=d;
gleiches I: a=b=c=d=e;
„ II: a=e; c=d; b;
„ III: a=c=d=e; b;
„ IV.-VI: a=b=c=d=e.

In I. III. IV.-VI. treten die Werte von a ein. Zweifelhaft ist II., wo ae, cd und b sich gegenüberstehen. Da sonst in diesem Takte die Werte von a die besten sind, so sind sie wohl auch in II. einzusetzen, doch ist auch der Wert c (d), der einen Quintensprung nach abwärts vorstellt, wobei II. durch IV. beeinflusst wurde, zu berücksichtigen. b ist wohl aus einem ursprünglichen hervorgegangen, worauf das g an Stelle der Pause deutet und was auch das sonst immer verwandte e zeigt und stellt sich dann zu a.

Erschlossener 3. Takt:



d. Fünfter Takt.



Erschlossener 5. Takt:

Gleiche Takte: b=c=d=e;
gleiches I: a=b=c=d=e;
„ II: a=b=c=d=e;
„ III b=c=d=e; a;
„ IV: b=c=d=e; a;
„ V: a=b=c=d=e;

Da a in III. IV. abweicht, dieser Abweichung aber die vier anderen übereinstimmenden Fälle gegenüberstehen, so haben hier die Werte von b (c, d, e) einzutreten. Das III. in a kann unter Erinnerung an I. in a1 und IV. in a3 entstanden sein.

e. Sechster Takt.

gleiches I: a=d; b=c=e;
„ II: a=d=e; b; c;
„ III: a=c=d; b; e;
„ IV: c=d; a; b; e;
„ V: a=b=c=d=e;
„ VI: a=b=c=d=e.

Klar ist V. VI., wo die Werte von a einzutreten haben. Auch in I. II. III. sind die Werte von a einzusetzen, daneben aber in I. der Wert von b (c, e) in Klammer zu führen. Für IV. gilt der auf a reduzierte Wert von d, daneben ist aber der von a, da sonst immer a ausschlaggebend ist, in Klammer anzugeben.

Erschlossener 6. Takt:

Die einzelnen Varianten leiten sich nun daraus sehr einfach ab:

b geht aus der Grundform durch Erhöhung von I.—IV. um eine kleine Terz, ein Vorgang, den wir schon oben in Takt 2 (4) bei III.—V. in b gegenüber a beobachteten, hervor.

c geht aus der variierten Grundform:



durch Angleichung von II. an I. hervor.

e behält I. II. aus der abgeleiteten Grundform (s. oben unter c) bei, nimmt jedoch in I.—IV. einen Dominantenaccord (c-e-g-b).

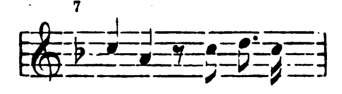
f. Siebenter Takt.



gleiche Takte: a=b=e;
gleiches I: a=b=c=d=e;
„ II: a=b=c=e; d;
„ III: a=b=c=d=e;
„ IV: a=b=d=e; c;
„ V: a=b=c=d=e;
„ VI: a=b=c=d=e.

Klar ist I. III. V. VI. mit den Werten von a, doch auch in II. und IV. kann, wegen der jeweiligen vier Fälle, der Wert von a gelten.

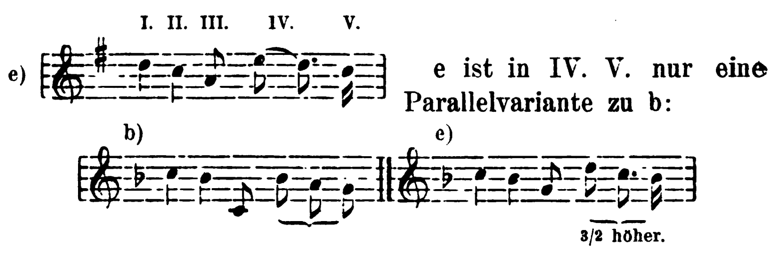
Erschlossener 7. Takt:



g. Achter Takt.



gleiche Takte: a=b=c;
gleiches I: a=b=c=d=e;
„ II: a=b=c=d=e;
„ III: a=b=c=d; e;
„ IV: a=b(e)=c; d;
„ V: a=b(e)=c; d;



e ist in IV. V. nur eine Parallelvariante zu b:

Im erschlossenen Takt ist der Wert für e in III. in ‹›, der für d in IV. V. in []; sonst sind, bei Reduzierung der Parallelvariante e auf b, in IV. V. stetige Werte.

Erschlossener 8. Takt:



b. Neunter Takt.

Gleiche Takte: a=b=c=d; abweichend e.

Es ist daher der Wert von a anzusetzen, der von e ist jedoch in ‹› beigefügt. Es endigen daher alle Varianten mit der Tonika, nur e mit einer grossen Terz.

Erschlossener 9. Takt:

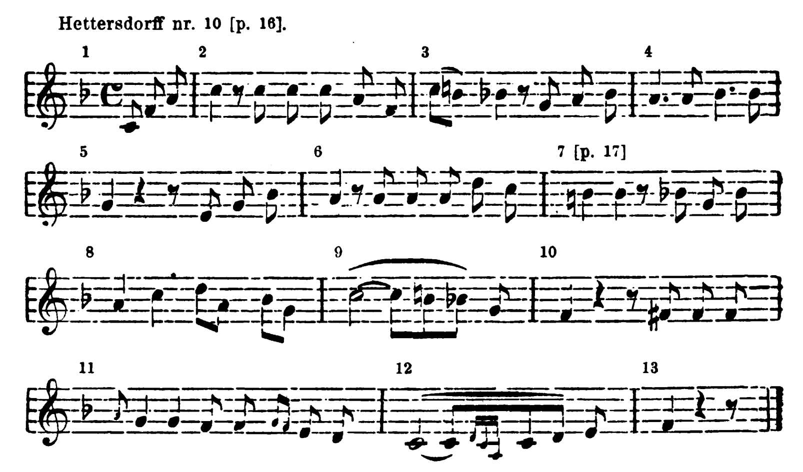
Somit ergibt sich folgendes als mutmassliche Grundmelodie:



eine Melodie also, die, um mit Pommer (a. a. O. 303 zu nr. 157)

zu reden, den charakteristischen Rhythmus der von herumziehenden Sängern vorgetragenen Mordgesänge zeigt.

Diese Melodie ist nun aus einer Melodie E. von Hettersdorff's hervorgegangen. Diese findet sich zuerst in E. von Hettersdorff, Sechs Lieder mit Begleitung des Forté-Piano und Guitarre, Bonn bei N. Simrock (vor 1816*) als Nr. 10 (Liebe um Liebe: Ich liebe dich, so lang' ich leben werde) auf S. 16 f. und möge hier abgedruckt werden:



Dass die Melodie von Hettersdorff die Quelle ist, zeigen deutlich die Takte 1, 2, 3 I.-III, 6, nur wiederholt dann das Volkslied in 3 IV.-VI. und 4 den Takt 1 und 2. Die Schlusstakte 8 und 9 des Volksliedes gingen aus Hettersdorff auf folgende Art hervor: Hettersdorff 8 wurde ausgelassen, von 9 wurde I. beibehalten und daran 12 II.-V. und 10 (13) I. angefügt, was besonders in d hervortritt, aber auch in a, b und c war dies der Fall, nur tritt hier in IV. V. von Hettersdorff 9 IV. V. ein, worauf Hettersdorff 10 I. folgte.

Nachdem die musikhistorische Seite unseres Themas erschöpft ist, können wir uns zur literarhistorischen Seite desselben, zum Texte, wenden.

---

*) Wird im „Handbuch der musikalischen Litteratur oder allgemeines systematisch geordnetes Verzeichniss der bis zum Ende des Jahres 1815 gedruckten Musikalien, auch musikalischen Schriften und Abbildungen“ Leipzig 1817 auf S. 561 angeführt.

Während die Melodien doch beinahe alle in allem auf einen Typus zurückgeführt werden konnten, ist dies bei den Texten nicht so leicht möglich, denn dieselben sind äusserst variabel und zeigen mannigfache Verschiebungen und Kreuzungen, Auslassungen und Einschaltungen, so dass es schwer ist, die einzelnen Texte in Ordnung zu bringen. Es empfiehlt sich daher, eine eingehende Analyse jedes einzelnen Textes zu geben, um vielleicht auf diese Art doch zu einem, in seinen Grundzügen wenigstens, sicheren Urtext zu gelangen. Zunächst möge jedoch der Text zur Originalmelodie, den Hettersdorff, ohne Nennung eines Autors, bringt, hier Platz finden. Der Verfasser scheint Hettersdorff selbst zu sein, da bei allen übrigen vertonten Liedern (mit Ausnahme von Nr. 12) am Schlusse stets die Verfasser angegeben sind. Dieser Text ist dreistrophig und findet sich a. a. O. S. 16 f:

1. Ich liebe dich, so lang ich leben werde,
So lang dies Herz noch fühlt und schlägt,
Ich liebe dich, bis fern einst von der Erde
Die Lieb' uns bessere Früchte trägt.

2. Du liebest mich, gern tausch ich Rang und Ehre
Um einen süssen Kuss von dir,
Du liebest mich, wenn alles ich entbehre,
Gibt deine Liebe alles mir.

3. Wir lieben uns, mag unser Leben schwinden,
Die Liebe hüllt das Grab nicht ein,
Wir lieben uns und werden dort uns finden
Und ewig uns der Liebe freu'n.

Von Aufzeichnungen aus dem Volksmunde kommen, da Wolfram a. a. O. 481 a und Marriage a. a. O. 383 nur die erste Zeile anführen, folgende in Betracht:

1. B. P. = Text aus Oberschefflenz (Grssh. Baden) bei Bender-Pommer a. a. O. 180 nr. 157 mit 4 Strophen.
2. K. M. = Text aus dem Kreis Saarlouis (Rheinprovinz) bei Köhler-Meier a. a. O. 173 nr. 168 mit 5 Str.
3. E. B. = Text aus Nassau und Oberhessen bei Erk-Böhme a. a. O. II. 426 f nr. 608 mit 4 Str.
4. B. = Text aus dem Kreis Wetzlar und der Sieggegend (Rheinprovinz) bei Becker a. a. O. 103 f. nr. 145 mit 6 Str.

5. M. = Text aus dem Elsass bei Mündel a. a. O. 80 f. nr. 75 mit 5 und 7 Str.
6. e. b. = Text aus dem Elsass bei Erk-Böhme a. a. O. II. 427 mit 4 Str.
7. St. = Text aus dem Ennstal (Steiermark) 1851 (geschriebenes Blatt in meinem Besitz), mit 5 Str. Dieser Text möge hier abgedruckt werden:

1. Ich liebe dich, so lang ich leben werde,
So lang ein Herz in meinem Busen schlägt,
So lang ein Gott regiert auf dieser Erde,
Bis Gottes Engel einst die Toten weckt.

2. Und liebst du mich, so tausch' ich Rang und Ehre
Für einen einzigen Kuss von dir,
Denn was du gibst, kann mir mein Gott nicht geben,
Denn deine Liebe ist Seligkeit für mich.

3. O Mädchen, alles könnt' man für dich wagen,
Was nur zu wagen Menschen möglich ist,
Ja selbst den Tod könnt' ich für dich ertragen,
Denn die liebe, die einzige, die, du bist.

4. O Mädchen, Mädchen habe doch Erbarmen
Mit dem, der dich so innig, zärtlich liebt,
Der, um zu ruh'n in deinen sanften Armen,
Sein' Leib und Leben für dich gerne gibt.

5. Und dennoch flieht die Ruh' von meiner Seite,
Bis endlich gar der Mai im Herbst sich zeigt
Und dich zu seh'n an einer andern Seite,
Verzweiflungsvoll wird dann mein Schicksal sein.

Nunmehr kann zur Analyse der einzelnen Texte geschritten werden:

1. BP.: Str. 1 = EB. 1; B. 1; M. 1; eb. 1; St. 1;
„ $2_{1,2}$ = M. $4_{1,2}$; St. $2_{1,2}$;
„ $2_{3,4}$ = St. $5_{3,4}$ = ca. KM. $2_{2,4}$ } contrahiert aus Urtext Str. 2b und 3 (siehe unten).
„ 3 = KM. 3; EB. 2; B. 4; M. 3, 6; eb. 2; St. 4.
„ 4_{1-3} = EB. 3_{1-3}; B. 3_{1-3}; M. 7_{1-3}; eb. 3_{1-3}; St. 3_{1-3};
„ 4_4 = KM. 1_4; B. 2_4; M. 7_4; St. 2_4;
„ 4 = M. 7;

2. KM. Str. $1_{1,2}$ = BP. $1_{1,2}$; EB. $1_{1,2}$; B. $1_{1,2}$; M. $1_{1,2}$; eb. $1_{1,2}$; St. $1_{1,2}$;
„ $1_{3,4}$ = B. $2_{3,4}$; M. $4_{3,4}$; St. $2_{3,4}$;
„ 1_{3} = EB. 4_{3};
} contrahiert aus Urtext Str. 1 und 2b (siehe unten).
„ 2 = ca. M. 2;
„ 3 = BP. 3; EB. 2; B. 4; M. 3, 6; eb. 2; St. 4;
„ 4 = B. 5;
„ 5 = B. 6;

3. EB. „ 1 = BP. 1; B. 1; M. 1; eb. 1; St. 1;
„ 2 = BP. 3; KM. 3; B. 4; M. 3, 6; eb 2; St. 4;
„ 3 = B. 3; eb. 3;
„ 3_{1-3} = BP. 4_{1-3}; B. 3_{1-3}; eb. 3_{1-3}; St. 3_{1-3};
„ 3_{4} = B. 3_{4}; eb. 3_{4};
„ 4_{1-3} = B. 2_{1-3}; M. 4_{1-3};
„ 4_{4} der am besten erhaltene Urtextrest der Gruppe a, denn hier Reim, während sonst Zerrüttung herrscht.

4. B. „ 1 = BP. 1; EB. 1; M. 1; eb. 1; St. 1;
„ 2_{1-3} = EB. 4_{1-3}; M. 4_{1-3};
„ 2_{4} = BP. 4_{4}; KM. 1_{4}; M. 4_{4}, 7_{4}; St. 2_{4};
„ 2 = M. 4;
3 { „ 3_{1-3} = BP. 4_{1-3}; M. 7_{1-3}; St. 3_{1-3};
„ 3 = EB. 3; eb. 3;
„ 4 = BP. 3; KM. 3; EB. 2; M. 3, 6; eb. 2; St. 4;
„ 5 = KM. 4;
„ 6 = KM. 5;

5. M. „ 1 = BP. 1; EB. 1; B. 1; eb. 1; St. 1;
„ 2 = ca. 2 KM.;
„ 3, 6 = BP. 3; KM. 3; EB. 2; B. 4; eb. 2; St. 4;
„ 4 = B. 2;
„ $4_{1,2}$ = BP. $2_{1,2}$; St. $2_{1,2}$;
„ 4_{3} = KM. 1_{3}; EB. 4_{3}; B. 2_{3}; St. 2_{3};
„ 4_{4} = BP. 4_{4}; KM. 1_{4}; B. 2_{4}; St. 2_{4};
„ 5 = ca. eb. 4;
„ 7 = BP. 4;
„ 7_{1-3} = BP. 4_{1-3}; EB. 3_{1-3}; B. 3_{1-3}; eb. 3_{1-3}; St. 3_{1-3};
„ 7_{4} = BP. 4_{4}; KM. 1_{4}; B. 2_{4}, St. 2_{4};

6. eb. Str. 1—3 = EB. 1—3 (s. oben).
„ 4 = M. 5.

7. St. „ 1 = BP. 1; EB. 1; B. 1; M. 1; eb. 1;
„ $2_{1,2}$ = BP. $2_{1,2}$; M. $4_{1,2}$;
„ $2_{3,4}$ = KM. $1_{3,4}$; B. $2_{3,4}$; M. $4_{3,4}$;
„ 3_{1-3} = BP. 4_{1-3}; EB. 3_{1-3}; B. 3_{1-3}; M. 7_{1-3}; eb. 3_{1-3};
„ 3_4 und $5_{1,2}$ unbelegbar;
„ $5_{3,4}$ = BP. $2_{3,4}$.

Aus diesen Einzelanalysen lässt sich nun etwa folgender Urtext gewinnen:

1. Ich liebe dich, so lang ich leben werde,
So lang ein Herz in meinem Busen schlägt,
So lang ein Gott regiert auf dieser Erde,
Bis Gottes Engel einst die Toten weckt. (BP. 1).

BP. 1 = EB. 1 = B. 1 = M. 1 = eb. 1 = St. 1;
dazu auch KM. $1_{1,2}$.

2. Von dieser Strophe sind zwei Fassungen anzunehmen:

a.	b.
Ja liebst du mich, vertausch ich nicht mein Leben	Ja liebst du mich, so tausch' ich Tod und Leben (Rang u. Ehre)
Ja nicht mit dem, der Kron' und Szepter trägt;	Um einen einz'gen Kuss von dir;
Was du mir gibst, kann nur ein Gott mir geben,	Was du mir gibst, kann nur ein Gott mir geben,
Denn deine Lieb' macht Herz und Sinn bewegt. (EB. 4.)	Denn Seligkeit ist deine Liebe mir (nach St. 2).

Zu a gehört noch B. 2_{1-3}, während B. 2_4 durch die Gruppe b beeinflusst ist. Zu b stellt sich BP. $2_{1,2}$; KM. $1_{3,4}$; M. 4; St. 2; diese Form ist aus Hettersdorff Str. 2 hervorgegangen.

3. O Schicksal, gib, dass wir uns wieder (immer) lieben,
Einem andern sollst du nicht mehr freundlich sein:
Denn sonst lieg' ich ja bald im Todesschlummer,
Verzweiflung stürzet mich ins Grab hinein (oder:
Verzweiflungsvoll wird dann mein Schicksal sein).

Ergibt sich aus KM. 2 = ca. M. 2, wozu auch BP. $2_{3,4}$ und St. $5_{3,4}$ gehören.

4. Ja alles, alles will ich für dich wagen,
Was nur den Menschen möglich ist;
Auch selbst den Tod will ich für dich ertragen,
So teuer mir auch selbst mein Leben ist. (B. 3.)

B. 3 = EB. 3 = eb. 3; dazu gehören auch: BP. 4 1-3 = M. 7 1-3 = St. 3 1-3; nicht hierher gehören aber, des mangelnden Reimes wegen: BP. 4 4 = M. 7 4, denn das ist der Schluss von **2b** und von dorther eingedrungen.

5. Drum, liebes Mädchen, habe doch Erbarmen
Mit einem Jüngling, der dich innig liebt, —
Der dich so gerne hielt in seinen Armen,
Der Blut und Leben für dich, Teu're, gibt. (nach B. 4.)

B. 4 = BP. 3 = KM. 3 = EB. 2 = M. 3, 6 = eb. 2 = St. 4.

Was nun in den einzelnen Liedern noch folgt (B. 5 = KM. 4; B. 6 = KM. 5; M. 5 = ca. eb. 4), ist bloss Anhängsel, aus Abschiedsliedern herübergenommen und passt auch gar nicht recht zur Situation. Auf eine, sonst nicht weiter belegte Strophe scheint St. 5 1, 2 hinzuweisen. Von dem Text, den Hettersdorff bietet und der ihn auch wahrscheinlich zum Urheber hat, ist, wie man sieht, Str. 1 und 2 in unserem Texte vertreten und zwar 1 ziemlich genau in unserer Str. 1 und H. 2 in unserer Str. 2b; H. 3 ist ohne Entsprechung, es müssen daher unsere Str. 3—5 zuerst in einem fl. Bl. aufzufinden sein, das in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts (s. Erk-Böhme II. 427; Bender-Pommer 180 und oben Steiermark) mit einer von der Hettersdorffschen schon abweichenden Melodie ins Volk Eingang fand. Während Hettersdorff in seinen 3 Strophen eine gegenseitige, beglückende Liebe besingt, stellt unser Lied die Klage eines liebenden Jünglings an sein geliebtes Mädchen dar, ohne dass jedoch gesagt wird, dass er Gegenliebe findet.

Schildbürgerstückchen und Ortsneckereien im Selfkant.*)

Mitgeteilt durch **Franz Kapell**, Eschweiler.

Der „Sęləfkąnt“, in der Aachener Gegend „Sęnəfkank“ genannt, steht im Jülicher Land im Rufe der Rückständigkeit. Man bezeichnet damit insbesondere den hammerähnlichen

*) Beitrag zu „Rheinische Schilda“ von Dr. Jos. Müller, Trier (4. Heft 1904).

Vorsprung der Kreise Heinsberg und Geilenkirchen in die holländische Provinz Limburg (die Dörfer Saeffelen, Breberen, Höngen, Havert, Millen, Schalbruch, Isenbruch, Tüdderen, Wehr, Hillensberg, Süsterseel, Gangelt, Hastenrath u. e. a.), auch wohl den ganzen Grenzstrich ungefähr von Herzogenrath bis Erkelenz. Das „gelungene“ Bild ist vom Tuch hergenommen; am Taschentuch z. B. ist die gewebte Kante, die also nicht gesäumt zu werden braucht, „der Sęləfkąnt“, d. h. der sich selbst Kante ist. Übertragen auf die Gegend und ihre Bewohner, hat man wohl die Entlegenheit und Abgeschlossenheit derselben zum Ausdruck bringen wollen, die weltfremd und unberührt vom pulsierenden Leben altfränkisch, ungehobelt, derb und unwissend bliebe. Zugegeben, dass diese Abgeschiedenheit in mehr als einer Beziehung ungünstig gewirkt hat, darf der Selfkant für sich den Vorzug beanspruchen, seine schlichte, einfache Art, Väterbrauch und -Sitte, seine ehrliche Offenherzigkeit und Derbheit auch heute noch bewahrt zu haben, wodurch er vorteilhaft gegen andere „aufgeklärtere“ Gegenden absticht. In geistlichen Kreisen heisst er scherzweise „das geistliche Mistbeet“, weil keine Gegend des Kölner Erzbistums so viele Geistlichen stellt, jährlich 1/8 bis 1/10 der neugeweihten Priester. Wie weit der Name „Selfkant“ in die Geschichte hinaufreicht, weiss ich nicht; ob er über die preussische Zeit (1815) hinaus schon gebräuchlich war, wo die Westgrenze des Herzogtums Jülich sich ziemlich mit der heutigen preussisch-niederländischen deckte, konnte ich bisher nicht in Erfahrung bringen.

1. Die Gängelder Mūrepenn.

(Siehe 4. Heft der Volkskunde 1904 S. 282 von Dr. Jos. Müller nach H. Gierlichs.)

Im Volksmunde wird diese Begebenheit, wie jedem Selfkänter wohlbekannt, folgendermassen erzählt:

„Der Feind rückte plötzlich vor die Stadt Gangelt. Die Tore wurden eilig geschlossen, das Bruchtor an Stelle des abhanden gekommenen „Penn“ (Holzpflock) mit einer Möhre. Gangelt schlief ruhig. Am frühen Morgen wanderten die Gänse, die dort scharenweise gehalten wurden, wie alltäglich

zum Bruch. Aber das Bruchtor war zu. Da erspähte eine ihr Lieblingsfutter, die gelbe Möhre. Die war schnell herausgepickt, das Tor ging auf, die Gänse zogen schnatternd zum Bruch. Der Feind, aufmerksam geworden, gewahrte das offene Tor, rückte ein und überraschte die sorglosen Wächter. Seitdem heissen die Gangelter „de Mūrepenn". (Seltsam, die wachsamen junonischen Vögel, die Retter des Kapitols, verraten diesmal eine Stadt.)

Welters „Limburgische Sagen III. Teil, Feesten, Zeden" teilt dies Schildbürgerstückchen ebenfalls in der mitgeteilten volkstümlichen Form mit (Gänse, nicht Ziegen).

Ferner erzählt der Volksmund: „Ein Geistlicher kam des Weges gegangen und fragte einen arbeitenden Bauersmann in der Nähe von Gangelt: „Ist es wahr, dass die Gänse in Gangelt den Murepenn aus dem Tore gefressen haben, und ihr deswegen „de Murepenn" heisst?" Der Bauer war ein Gangelter. „Häär," gab der wütend zur Antwort, „Ihr konnt vrūeh sīne, dət Ihr det gessleck Kleed aan hat, aungesch schlög ech öch de Knoke kort on kleen!" (Herr, Ihr könnt froh sein, dass Ihr das geistliche Kleid anhabt, sonst schlüg ich Euch die Knochen kurz und klein!)

2. Die Birgdener heissen „de Perrenge" (Perreng oder Perm = Regenwurm). Warum, weiss ich nicht.

3. Die Sövelder (aus Saeffelen) sind „de Boggeskōke" (Buchweizenkuchen). — Um Fastnacht, beim üblichen Ausritt der Bauernburschen, trabten etliche aus der Nachbarschaft durch Saeffelen, auf der Schulter an einem Besenstiel einen durchlochten Kuchen, um die Bewohner zu verhöhnen. Aber o weh! Die sind verdroschen worden. — Bei einer andern Gelegenheit, einem Sängerfest, erlaubte sich eine übermütige Sängerschar ebenfalls der „Boggeskōke" zu spotten. Da hat es schwere Hiebe gesetzt, und eine Anzahl Zylinderhüte ist jämmerlich zuschanden gegangen.

Die Redensart bezieht sich auf den in der ganzen Gegend beliebten Buchweizenkuchen; der Buchweizen gedeiht auf dem sandigen Lehmboden vorzüglich und wurde früher viel häufiger als heute angebaut. Inwiefern gerade Saeffelen sich durch diese Speise vor den benachbarten Dörfern auszeichnete, weiss ich leider nicht.

4. Berühmt ist ferner „et Küekhover Gaapstöckske“ (Kückhovener Gaffstückchen), ein Bierkrug, dessen Deckel man absichtlich offen stehen lässt. Wehe dem erwischten Übeltäter! — Die Linnicher Lukasgilde machte einen Ausflug und kam durch Kückhoven (Kreis Erkelenz). Übermütig hingen die Maler Heringe an die Telegraphendrähte und sperrten ihnen das Maul mit Schwefelhölzchen auf. Da war es aber Zeit, sich auf die Lappen zu machen. (Ursprung mir unbekannt.)

5. Haaren ist seiner „Hexen“ wegen berüchtigt; ein Volksspruch sagt: „Enn Haare es wohlgevahre, dō es geen Heck af geene Struk, do spröngt een Hex erūt.“ (In Haaren ist wohlgefahren; da ist keine Hecke oder kein Strauch, woraus nicht eine Hexe springt.) „Dä ştet te Haare ant Recht“ = er weiss sich nicht zu raten, noch zu helfen.

6. In Muvert (Montfort in Holl.-Limburg) war „gēē Wär“ (kein Wetter). Die „prozessie“ sollte „ûutrekke“. Da schickte der Pastor den Küster hinaus, um nachzuschauen, wie das Wetter wäre. „Härr, ett ess gēē Wär!“ kam der Küster zurück. (Kein Wetter hat im Volksmund die Bedeutung kein g u t e s Wetter.)

7. In Höngen (Kreis Heinsberg) lebte ein alter Junggeselle. Den wurmte es, dass in der Allerheiligenlitanei „sīne Namenspatrūner“ nicht vorkam, und das ein so grosser Heiliger, Sanctus Arnoldus. Die Nachbarn gaben ihm den Rat, mal mit dem Pfarrer zu sprechen; er wäre ja gut dran, und es käme ihm auf ein fettes Kalb nicht an. Gesagt, getan. Er trug dem Pfarrer sein Anliegen vor und bekräftigte es mit dem fetten Kalb. Das 40 std. Gebet kam, und vor dem Hochamt wurde jeden Tag die Allerheiligenlitanei angestimmt. Nolles stand in gespannter Erwartung. Plötzlich singt der Pfarrer ernst, als wenn nichts wäre: „Sanctus Arnoldus!“ Der Küster ist baff; das hatte er noch nie gehört in der langen Amtstätigkeit; das stand doch nicht im Buch. Er schweigt und antwortet endlich nach langer Pause im Tone des „Ora pro nobis“: „Det stet neet drenne“. Der Pastor singt, ohne eine Miene zu verziehen, weiter: „Krieg ee Kauf, kries ett hauf!“ (Kriege ein Kalb, kriegst es halb!). Und

jubelnd antwortete der Küster unverzüglich: „Ora pro nobis!“ In der Dürener Gegend ist das Stückchen in Verbindung mit dem h. Wilhelm bekannt.

8. In Kempen (Rurkempen) hatte der Küster einstmals bereits Sonntag, der Pfarrer aber erst Samstag. Als sie sich nicht einigen konnten, beauftragte der Pastor den Küster, schnell nach Wassenberg zu laufen und zu sehen, was da in der Kirche wäre. Der Küster sprang hin und streckte eben den Kopf in die Wassenberger Kirche, als der Pastor das Requiem begann. „Aha, der Häär hät recht.“ Und eiligst rannte er heim über Graben und Bach; in einem fort murmelte er vor sich hin: „Räquiem, räquiem!“ Da machte er einen mächtigen Satz über einen Wassergraben — die Gegend ist sumpfig. — Er purzelte, und als er aufstand, hatte er sein „Räquiem“ verloren. Er schlug sich vor die Stirn, er legte den Finger auf die Nase, umsonst. „Dö hau ech dech, hie verlor ech dech!“ So murmelte er suchend. Ein Mann kam gegangen. „Köster, watt ess loss?“ „Dö hau ech ett, hie verlor ech ett“. „Hat Ihr gett verlore? Watt?“ — — Der Küster murmelte und grübelte und suchte weiter. Der Mann sprach, indem er seinen Rechen von der Schulter nahm: „Sall ech ens met derr Rääk kämme?“ „Haha, Rääk, Räquiem!“ Und spornstreichs eilte er weiter, der Kirche zu. Kopfschüttelnd sah der andere ihm nach, er zeigte mit dem Finger auf die Stirn und meinte: Dä hät se neet mi rechteg.“ (Der ist übergeschnappt.) (4. H. „Volkskunde“ S. 276 S. Wiesbaum!)

9. Von tollen Kirmessen, wildem Durcheinander, Raufen und Lärm heisst es: „Dö geng ett düre wie e Karke egen Kerk“. Ursprung: „Die Spanier richteten 1591 in Karken ein schreckliches Blutbad an. Erst waren sie, von Roermond ausziehend, auf einem Beutezuge von den Karkenern mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden. Diese befürchteten Rache, bauten eine Schanze an der Wolfhagener Mühle und hielten Wache. Allmählich liess ihre Aufmerksamkeit nach. Spanische Söldner, die ein fürstliches Brautpaar von Heinsberg nach Roermond geleiteten, bemerkten die Sorglosigkeit der Dörfler, und unvermutet überfiel die spanische Garnison von Roermond den Ort, nahm stürmend die Schanze und metzelte

das Volk nieder. Eine grosse Menge wurde in der Kirche, wohin sie sich geflüchtet hatte, erschlagen. Das Blut floss über die Stufen hinaus. Natürlich ging in der Kirche alles drüber und drunter, kurz und klein. Der Tempel war verwüstet, entweiht, geschändet, und zwanzig Jahre soll kein Gottesdienst mehr darin gewesen sein. Also war es sicher „düre e Karke egen Kerk“.

Eine tieftraurige Begebenheit (aufgezeichnet von einem Zeitgenossen, einem Bauersmann aus Karken) liegt mithin der nur scherzweise angewandten Redewendung zugrunde.

10. Ein Stückchen, das im ganzen Selfkant gang und gäbe ist, will ich in Selfkantplatt hiehersetzen: (Bocket.) ēnə būr hau ens e kauf[1]), dət wol net zūpə. hē wǭr ghrāt en dər štąl ǫn led öm ānə venjərə zūkə, du kǭm bəštūər[2]) nǭ öm. hę̄ vərtęldən-öm zi lēt. bəštūər zę̄t: „makd-öm šöt; dą zalət wāl zūpe!“[3]) dət haū e ghēnə ghęk ghəzacht. də būr wǭr šötəmestər. ąch dāch lātər[4]) trǫvə bəštūər ǫpə štrǭət. bəštūər vrǭghdən-öm: „züb-ət kauf?“ „ijǭə!“ zę̄tə būrə. „had ər öm šöt ghəmakd?“ „nę̄ə!“ „watąnə?“ „ech han öm də krūn[5]) ghəšǭrə.“

Zwei Alte stritten sich darüber, ob es ein Schaf oder Kalb gewesen sei. „ech zęk, ęt wǭrə kauf.“ „ən ech zęk, ęt wǭrə-nə hāməl.“

Die Anekdote ist urderb wie des Selfkänters ganzes Wesen.

11. Von einem, der sich im Wirtshause oder anderswo bei auffälligen Gelegenheiten breit hinpflanzt oder breitspurig auftritt, heisst es: „də zetǫ zū brēt wi vöchd.“ (Waldfeucht i. Kr. Heinsberg), eine Anspielung auf die selbstgefällige Art und das überstarke Selbstbewusstsein der Bewohner des ehemaligen befestigten Städtchens.

---

[1]) Kalb. — [2]) Pastor. — [3]) Die Schützenbrüder gelten allgemein als starke Trinker, wahrscheinlich wegen des häufigen, reichlichen Freibieres. „Hä sübbt wieeene schött!“ — [4]) später. — [5]) Krone = Scheitelhöhe, hier eine Anspielung auf die Tonsur des Geistlichen. Die Pfarrer galten bei den Bauern bis in die letzten Jahrzehnte als die einzigen Leute der Gegend, die Wein tranken; dazu verstieg sich der schlichte, däftige, sparsame Bauer nicht.



12. Über die Herkunft des Ortsnamens Obspringen (bei Waldfeucht) geht im benachbarten Haaren folgendes Stückchen: Ehemals stand an der Stelle des heutigen Dorfes nur ein Bauernhof. Arme Haarener Leute gingen jeden Winter dorthin dreschen. Die geizige „Halvəšə“ (Bäuerin, Frau des Pächters) kochte in dieser Zeit für die armen Drescher, die einen sprichwörtlichen Hunger entwickeln — „hẹ əsū hǭl wī ənə šūrədẹ̄šər“ (hohl = hungrig wie ein Scheunendrescher) —, schlechtes Essen, nicht einmal lạnjk ọn māghər, sondern wenig und schlapp; es fehlte an beiden Seiten, an Güte und Menge. Sobald die hungrigen Drescher zu Tisch gingen, sagten sie mit sauersüsser Miene zueinander: „dǭmet kọnə wīr wal ọpšprenje“. Nahte die Dreschzeit wieder, so hiess es deswegen bald allgemein: „ghont wər bau nǭ Opšprenje?“

13. Zu erwähnen wäre auch „rǭər on karkər wēīnt“ (Braunsrather und Karkener Wind, d. h. Windschneider, Windbeutel).

14. Dass die holländische und preussische Grenzjugend wenig Freundschaft gegenseitig bekundet, dürfte wohl selbstverständlich sein. Wir schimpften die Holländer, die grossenteils keine Schule besuchten, und besonders in „Pötbrōk“ (Putbroek, ein Dorf in der gleichnamigen Sumpfniederung zwischen Echt und Roermond) als halbwilde Wald- und Naturmenschen aufwuchsen: „họlẹnjər, brǭbẹnjər, špẹkvrẹ̄tər, kukūk!“ (Holländer, Brabanter, Speckfresser, Kuckuck!) Sie entgegneten mit: „rọtə prūš!“ (fauler, schlapper Preusse!)

Diese Proben selfkäntischer Schildbürgerstückchen und Ortsneckereien mögen fürs erste genügen. Die vorstehenden vermochte ich ohne weiteres aus dem Gedächtnisse niederzuschreiben, da ich sie als Knabe und Bursche hundertmale vernommen und wiedererzählt habe. Sie lassen sich bei einigem Nachforschen bedeutend vermehren.

Anführen will ich noch eine Anzahl Spitznamen, deren sich viele Dörfer in näherer und weiterer Entfernung von Rur und Maas erfreuen.

Die Bewohner von Stahe (bei Gangelt) schimpft man „Stǭer Sạnt“, weil dort viel weisser Sand (Dünensand) gegraben wird, den die Staher Fuhrleute mit der Karre in der

ganzen Gegend von Haus zu Haus feilhalten; man streut ihn in die frisch geschrubbten Zimmer. Ähnliches müssen sich die Einwohner des benachbarten Gilrath gefallen lassen, wo dieser Sand ebenfalls reichlich gefunden wird: „Gellrǫer Santhaase“. Da die Staher Fuhrleute mit alten, abgerackerten Gäulen ihren Sand von Tür zu Tür fahren, heisst in meiner Heimat ein unbrauchbar gewordenes, abgetriebenes Pferd „ēnə štöər zanthenjs“ (Staher Sandhengst). „dän kanə ānə zantkār španə“ (noch gut genug für die Sandkarre). Die von Grotenrath (Kr. Geilenkirchen) sind die „Heelapper“ (Heideabhauer), weil das Aushacken des ganze Strecken bedeckenden Heidekrautes, das wegen Mangels an Stroh zu Viehstreu, auch wohl als Brennstoff dient, dort gang und gäbe ist. Grotenrath, früher teils nach Teveren, teils nach Scherpenseel eingepfarrt, feierte Christi Himmelfahrt als besondern Festtag; wie eine Dorfkirmess. Das Fest hiess kurz und bündig „dər ūs“, d. h. unseres lieben Herrn Tag, den wir von altersher als unsern besondern Festtag feiern. Davon ging in der Umgegend die Rede: „lǫt ǫs nǭ ghrǫtərǭ ghǫnə, dǭ virən zə dər »ūs«, dǭ ghęfd-ət bǫkəskōkəvlā met ęrpəlskrütšə!“ (Lasst uns nach Grotenrath gehen, da feiern sie „dər ūs“, da gibt es Buchweizenkuchenfladen mit Kartoffelkraut! Darin liegt Spott und Hohn, da um Christi Himmelfahrt Dörrobst und Apfelschnitzel längst aufgebraucht waren, also keine Apfeltorten gebacken werden konnten.) Schaufenberg (bei Alsdorf) und Dürwiss (bei Eschweiler a. d. Inde) sind berühmt als „Kaafsäck“, also steife, feste Bauern; denn mit Kaaf bezeichnet man die Hüllen und Deckblättchen des Getreides, der Halmfrüchte, die beim Wannen (Reinigen) hinten herausfliegen und als Viehfutter und zum Füllen der Betten Verwendung finden. Die Einwohner von Höngen (Landkreis Aachen) sind die „Hünjer Köh“ (Kühe), d. h. plump und habsüchtig, ebenso „Hääler Köh“ (Hehlrath bei Eschweiler). Von letztgenanntem Orte ist folgendes Stückchen bekannt. In der ½12 Uhr-Messe im Aachener Münster, die bekannt ist durch ihr unendlich langes, bandwurmartiges Gesinge der Lieder der sogen. deutschen Singmesse, sang ein Hehlrather (eenə Hääler) im Schlussgesang (Nun ist das Lamm geschlachtet)

statt „Du bist bei uns zugegen“, „Du bist aus unserer Gegend“. Ein neben ihm stehender Aachener fragte ihn darob harmlos, woher er komme. „Uuss Hääler.“ Darauf meinte der Aachener Schalk: „Nu weess ech ọch, wu van dann use Häärghott ess“ (aus Hehlrath). Dasselbe wird von der Erkelenzer Gegend erzählt. Als eitle Gecken gelten in der Stolberger Gegend die Leute von Weisweiler und Langerwehe (Kr. Düren) „Wiswiller Rään (Regen) enn Langerwier Wenk“ (Wind).

Die Mausbacher heissen „de Wölleklọ̈ss“. Die Bewohner von Büsbach, Dorf, Freund usw., die ehemals zum Münsterland (Reichsabtei Cornelymünster) gehörten, sind „de Mönsterlänjer“. Während der Büsbacher Sommerkirmess, die von der benachbarten Stadt Stolberg sehr besucht zu werden pflegt, ist Reisbrei das althergebrachte Lieblingsgericht. Darüber sagt der Volksmund: „Modder, düen der Knävel op de Düer, 'söns komme di pästelingse Stolberger un vrässe onz der Bri!“ (Mutter, tu den Knebel [Wirbel, Riegel] auf die Tür, sonst kommen die porzellanenen [d. h. Händler] Stolberger und fressen uns den Brei!) Die Bewohner von Linden-Nausen (bei Höngen) erfreuen sich des Spitznamens „Klööse“, weil St. Nikolaus ihr Pfarrpatron ist. Hastenrath (bei Eschweiler) hat sich den Beinamen der „Böeschknäpper“ erworben, wohl weil die Bewohner nicht allzu redlich in den benachbarten grossen Waldungen Brandholz mausen sollten. Ferner werden sie „Krammetsvöggel“ zubenannt; ihre Herbstkirmess führt den Namen „Krammetsvogelkirmess“, die abgeschaffte Stolberger Frühkirmess war die Nesselkirmess oder Brennesselkirmess, vermutlich weil um diese Zeit des Jahres ausser den jungen Nesseln noch kein grünes Gemüse zu haben war. Die St. Martinikirmess in dem oben erwähnten Mausbach heisst die „Vrässkermess“; sie hat den Ruf, dass dort mächtig geschmaust wird. Ähnlich lautete im Selfkant eine tropische Figur „de vrät-zint-Märte“ (Fress-Sankt-Martin), weil für die damit verbundene Kirmess ausserordentlich viel gebacken, also sehr viel gegessen wird. St. Tönes (bei Krefeld) gilt als „Süp-zin-Tüünes“ wegen der angeblich starken Trinkgelage. In Teveren wird St. Antonius (17. Januar) ver-

ehrt. Ehemals verzehrten die Bauern an seinem Festtage halbe Schweinsköpfe, Schinken usw.; man sprach vom „Verəkəs Tünəs“ (Schweine-Ant.).

Andere der von Herrn Dr. Jos. Müller nach Schmitz, Gierlichs u. a. wiedergegebenen Streiche kehren im Limburgischen wieder. So gemahnen die sieben Schöffen zu Eis (Südlimburg) an die sieben klugen Schwaben; sie steckten vor und nach jeder Sitzung eine Faust in den weichen Grund und zählten die Löcher, dieweil der alte Schulze nie die Zahl 7 beim Abzählen erreichte. Sie beschlossen auch, ihre Kirche zu verschieben, weil sie zu weit ablag. In der überlangen Ratssitzung, in der dies Werk beschlossen wurde, schliefen einigen die Beine ein, so dass sie in helle Verzweiflung gerieten. Ein Schweinehirt machte der Not der weisen Mannen ein Ende, indem er mit einer Gerte zwischen sie fuhr, worauf sie erschreckt aufsprangen und glücklich ihre Beine wiederfanden. Als sie die Kirche verschoben, legten sie ihre Röcke an die andere Seite, um die Bewegung genau feststellen zu können. Ein Dieb stahl sie, und die hocherfreuten Ratsmannen meinten, die Kirche wäre über sie weggerutscht. Sie feierten fröhlich. Den Mond, den sie im Wasser des Baches sich spiegeln sahen, hielten sie für einen fetten holländischen Käse. Den konnten sie wegen der steilen Ufer und des tiefen Wassers nur erreichen, indem sie sich an eine Weide hängten, die schräg hinüberragte. Im Nu hing das gesamte Schöffentum von Eis am Weidenbaum, Jan, der Schmied obenan. Aber dem war die Last zu schwer; er konnte sich nicht mehr halten und wollte wie sonst mal kräftig in die Hände spucken. Und alle ertranken; daher gibt es in Eis keine Schöffen mehr. (Jos. Habets in Welters „Limburgsche Sagen“ I. S. 221/222.)

Was E. Gieseking im 2. Heft des 3. Jahrg. 1906 in seinem hübschen launigen Gedicht „De giftge Wörm“ erzählt, teilt mit unerheblichen Abweichungen Welters I S. 192/195 unter der Überschrift mit: „Weerter Heldenmoed of de Rogstekers“ (Weert in Holl.-Limburg bei Roermond). Ein Fischhändler brachte einen Stör aus Holland nach Roermond. Auf dem holperigen Pflaster des Städtchens Weert fiel der Fisch

von der Karre, ohne dass der Führer es bemerkte. Die braven Weerter hielten das unschuldige Tier für ein schreckliches Ungetüm und rückten ihm eben mit Mistgabeln, Dreschflegeln und ähnlichen Waffen zu Leibe, als der durch das Geschrei aufmerksam gewordene Händler seinen Verlust gewahrte und den Fisch lachend auf sein Fahrzeug legte.

Diese Übereinstimmung wundert uns weiter nicht, da die Limburger Bürger uns in Herkunft, Sprache und Sitte so nahe verwandt sind.

Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden *)

Von **Paul Sartori.**

I. Hexen, Werwölfe und andere dämonische Gestalten.

a. Hexen.[1])

1. Kreuzwege im Walde, alleinstehende alte Bäume, Hohlwege, Teiche, Übergänge über Bäche waren Aufenthaltsorte für Hexen. Auch unheimliche Geschichten aller Art, namentlich von Bann- und Werwölfen, knüpfte man an solche Orte (Kr. Halle).

2. Am 1. Mai, wenn die Hexen nach dem Blocksberge ziehen, muss man auf einen Kreuzweg eine Egge legen und sich darauf setzen, dann kann man die Hexen auf Besenstielen und Ziegenböcken vorbeireiten sehen. Die oberste

---

*) Die königl. Regierung in Minden hat in den Jahren 1904 bis 1905 in ihrem Bezirk eine Umfrage nach volkskundlichen Überlieferungen veranstaltet, wobei die in unserer Zeitschrift I, S. 3 ff. abgedruckte Anweisung zugrunde gelegt worden ist, Der hauptsächlich von Amtmännern, Gemeindevorstehern, Geistlichen und Lehrern gesammelte Stoff ist in dankenswertem Entgegenkommen vom Herrn Regierungspräsidenten Dr. Kruse unserem Verein zur Bearbeitung überwiesen worden. Die hier begonnenen Zusammenstellungen beruhen ausschliesslich auf diesen Sammlungen.

[1]) Vgl. unsere Zeitschrift II, S. 82 ff. Dazu noch: Hartmann, Bilder aus Westfalen, S. 124 ff. Weddigen und Hartmann, Der Sagenschatz Westfalens, S. 177 (Hexentanzplätze), 329 ff.

der Hexen fährt in einem mit vier Ziegenböcken bespannten Glaswagen. Am andern Morgen bei der Rückkehr kann man alle Hexen erkennen (Ovenstädt, Kr. Minden). Oder: Man stellt zwei Eggen auf einen Kreuzweg und setzt sich darunter (Heimsen, Kr. Minden).

3. Wer in der Nacht auf Maitag an einem Kreuzweg unter einer Egge sitzt, kann den Marsch der Hexen zum Blocksberg beobachten. Ein Witzbold wollte das versuchen. Zufällig kam seine Frau, die Abendluft zu geniessen, in Begleitung ihrer Katze. Diese brummte und schmiegte sich um den Mann herum, als wollten alle drei zum Blocksberg wandern (Neuenknick, Kr. Minden).

4. Zwei Schwestern waren Hexen und ritten in der Mainacht zum Blocksberg, wollten aber ihre jüngste Schwester nicht mithaben. Sie sagten: „Stipp in, stipp an, aber keinerwärts an“, und dann ging es durch die grosse Tür und geradenwegs zum Blocksberg. Die Schwester hatte durch das Schlüsselloch geguckt und es falsch verstanden. Sie sagte: „Stipp in, stipp an, stipp allerwärts an“. Da kam sie ganz mürbe auf dem Blocksberg an (Heimsen, Kr. Minden).

5. Wo jetzt Tiemann Nr. 55 wohnt, soll früher eine Scheune gestanden haben, daher heisst der Ort noch „Schürenplatz“. Hier kamen früher jeden Abend um 12 Uhr alle Hexen des Dorfes zusammen und tanzten auf dreibeinigen Ziegenböcken. Die Hexen hatten die Gestalt von Tieren, die meisten waren schwarze Katzen (Südlengern, Kr. Herford).

6. Beim Tiemannschen Hause liegt eine dreieckige Wiese, die noch heute der Hexenplatz heisst. Hier haben die Hexen in der Walpurgisnacht getanzt. Einst ging in dieser Nacht ein Junge mit einem Mädchen dort vorbei. Der Junge blieb stehen und sagte zum Mädchen: „Siehst du deinen Hexenmeister dort tanzen?“ Sofort kamen die Hexen heran. Der Junge sprang über die Hecke bei Tiemann und wurde gerettet, dem Mädchen aber kratzten sie die Augen aus (Südlengern).

7. Die Einwohner von Fürstenberg (Kr. Büren) werden noch jetzt als „Hexenverbrenner“ geneckt. Dort soll früher

ein Hexengericht bestanden haben, und die Verurteilten sollen auf einem noch jetzt bekannten Platze verbrannt worden sein.

8. Auf zwei grösseren alten Grenzsteinen im Berge auf der Scheide zwischen Lübbecke und Gehlenbeck ist je ein Kreuz eingemeisselt und zwar auf der Lübbecker Seite. Die Sage geht, dass man den von Gehlenbeck kommenden Hexen durch die Kreuze den Weg nach Lübbecke unmöglich machen wollte.

9. Legt man einen Besen vor die Tür, so kann keine Hexe hinüber. Sie nimmt ihn darum auf, und daran kann man sie erkennen. Die Hexen behexen gewöhnlich durch Sachen, die sie entleihen. Kommt eine ins Haus, so schlägt man drei Kreuze, dann kann sie nicht schaden. Übrigens starb die letzte Hexe vor 15 Jahren (Heimsen, Kr. Minden).

10. Um das Brot gegen Hexerei zu schützen, wurde beim Anmengen des Teiges sowie beim Abschneiden des Brotes ein Kreuz gemacht (Heepen, Kr. Bielefeld).

11. Vor langen Jahren war in Südlengern (Kr. Herford) eine Frau, von der man sagte, dass sie dem Vieh etwas antun könnte. Eines Morgens waren bei einem Bauern den Pferden die Mähnen geflochten, und sie wollten nicht fressen. Da fiel dem Bauern ein, dass er der Hexe noch nichts von einer geschlachteten Kuh gebracht habe. Er schickte die Magd mit einem schönen Stück Fleisch hin. Abends stand der Bauer in der Häckselkammer, da kam die Hexe ganz leise ins Haus, trat vor den Pferdestall, murmelte einige unverständliche Worte und ging dann fort. Sogleich fingen die Pferde wieder an zu fressen.

12. Allgemein ist der Glaube, dass das Vieh des Landmannes leicht behext werden kann, und noch heute glauben viele, dass gewisse Menschen die Gabe besitzen, ihrem Vieh durch Berührung oder blosses Besehen oder geheime Zaubersprüche Schaden zuzufügen. Die Wirkungen sind Krankheit, Verweigerung der Annahme des Futters, Blauwerden der Milch u. dergl. Man nimmt dann seine Zuflucht zu Zaubersprüchen und solchen Menschen (Hexenmeistern, Teufelsbändigern), die durch Besprechen den bösen Geist bannen und im Ständerloch des Stalles zukeilen oder zupflöcken

(Kr. Halle). Auch Dill, im Stalle aufgehängt, hilft gegen Hexerei (Ovenstädt, Bierde, Kr. Minden).

13. Dem Heuerling N. in Friedewalde (Kr. Minden) gaben die behexten Kühe blaue, lange Milch, so dass er nicht buttern konnte. Auf Anraten eines Hexenmeisters stellte er eine Satte Milch auf den Kreuzweg des Dorfes. Wer die Satte anrührte oder umwarf, der hatte auch den Zauber auf seine Kühe übertragen. In Leteln bei Minden herrschte derselbe Brauch. Wenn die Milch dagegen rot gefärbt war, so musste die Kuh durch einen Astring (Knorren) von Eichenholz gemolken werden.

14. Blaue Milch von behexten Kühen wird in gute umgewandelt, wenn man eine Schale voll in der Geisterstunde von 12—1 Uhr auf einen Kreuzweg trägt und sich hütet, irgend einem zu begegnen und ein Wort zu sprechen (Ilvese, Kr. Minden). Behexte Milch, die nicht buttert, muss man im Butterfass in ein Nachbarhaus bringen und da buttern (Heimsen, Kr. Minden). Oder die Hausfrau stellt sich mit der Butterkarre auf einen Kreuzweg, wo die Hexen ihre Macht verlieren (Ostscheidt, Kr. Herford). Oder man holt einen Strohhalm vom Hause dessen, den man im Verdacht hat, die Milch behext zu haben, und tut ihn in die Butterkarre (Rahden, Kr. Lübbecke).

15. Wenn man von andern Leuten Milch geholt hat, so kann man nur dann ungefährdet vor Hexenspuk über die Strasse kommen, wenn man damit über einen Kreuzweg geht und etwas Salz hineintut, sonst ist sie giftig (Ovenstädt, Leteln, Kr. Minden). In Leteln wurde früher auch den Kühen beim ersten Austrieb auf die Weide ein schmales, mit Salz gefülltes Säckchen um die Hörner gebunden, um die Hexen abzuwehren.

16. Wenn die Kuh kalbt oder ein Schwein seine Jungen wirft, so darf kein Wort im Hause gesprochen werden, der eintretende Fremde wird mit keinem Worte begrüsst, auch darf ihm kein Stuhl angeboten werden, sonst müssen die neugeborenen Tiere, auch das Muttertier, sterben (Todtenhausen, Kr. Minden).

17. Wenn eine Kuh nach dem Kalben etwas zu saufen

bekommt, so wird eine Schere oder sonst ein Gegenstand von Stahl hineingeworfen gegen Behexung. Auch wird die melk gewordene Kuh mit Salz überworfen. Wird Milch von einer solchen Kuh über den Weg hin verkauft, so muss Salz hineingeworfen werden, damit bei der Kuh sich die Milch nicht verliert. Geht eine melk gewordene Kuh aus dem Hause, so wird ein Gegenstand von Stahl, etwa ein Beil, hingelegt, worüber sie gehen muss, um nicht behext zu werden (Eisbergen, Kr. Minden).

18. Um Behexung des Viehes zu hindern, legt man, wenn die Hexe kommt, zwei Strohhalme in Kreuzesform übereinander auf die Tenne. Oder man legt auf die Schwelle der Stalltür einen scharfen Gegenstand, Beil oder Messer (Rahden, Kr. Lübbecke). Auch neugekauftes Vieh muss über ein Beil in den Stall treten (Blasheim, Kr. Lübbecke; Ovenstädt, Kr. Minden).

19. Wer am 1. Mai etwas leiht, der hat Unglück im Viehstall (Rahden, Kr. Minden.)

20. Am Abend vor dem 1. Mai wurden an den Stalltüren drei Kreuze gemacht, damit die Hexen den Tieren nichts anhaben könnten (Kr. Herford). Auch sonst macht man an die Stalltür Kreuze von Kreide (Spenge, Enger, Kr. Herford; Brackwede, Kr. Bielefeld) oder von Holz und Eisen (Ostscheidt, Kr. Herford). Auch an den Stirnketten der Kühe bringt man kleine Eisenkreuze an (Ostscheidt. — Jöllenbeck, Kr. Bielefeld. — Kr. Halle). Auch wenn beim Buttern die Butter nicht kommen wollte, wurde an die Kuhkette ein Kreuz gehängt (Heepen, Kr. Bielefeld).

21. Vor etwa 60 Jahren starb im Amte Borgholzhausen (Kr. Halle) ein Mann, der nebenbei Kuhhandel trieb. Jede Kuh, die er kaufte und in den Stall brachte, musste am Eingange des Hofes über ein paar Strohhalme gehen, die kreuzweise übereinander gelegt waren. Auf den Eingang in den Stall wurde wieder ein Kreuz gelegt und an der Kette, mit der sie angebunden wurde, hing am Kopfstück ein aus Stahl geschmiedetes Kreuz.

22. Wenn ein Schwein behext ist, dass es nicht frisst, schneidet man ihm Haar ab, wirft es ins Feuer und sagt:

„Da, Hexe, dar zappele uppe". Das wird dreimal wiederholt (Bierde, Kr. Minden).

23. Wenn die Ferkel früher nicht frassen, so glaubte man, sie seien behext, und ging mit ihnen zu einem Manne in der Nachbargemeinde Wüsten, der sie von den Hexen befreite. Jetzt ist man dahintergekommen, dass den Ferkeln die Zähne abgekniffen werden müssen, was denn auch immer geschieht (Exter, Kr. Herford).

24. Ein buntes Schwein kann nicht behext werden (Ovenstädt, Kr. Minden)[2].

b. Werwolf.[3])

1. Zwei Eheleute kamen von einer Hochzeit in Päpinghausen. Plötzlich verschwand der Mann hinter einem kleinen Busche. Alsbald sah sich die Frau von einem Werwolf verfolgt, der fortwährend in ihren Duffert (roten Rock) biss. Die Frau suchte den Unhold durch Weissbrotstücke, die sie ihm nach und nach hinwarf, von sich fern zu halten. Die „Stutenplocken" wurden von dem Werwolf gierig verschlungen. Als die Frau in die Nähe menschlicher Wohnungen kam, war er verschwunden. Bald fand sich auch der Mann wieder ein und wollte von dem Geschehenen nichts gesehen haben. Als beide in ihrer Wohnung angelangt waren und die Frau ein Licht anzündete, sah sie an den roten Wollfasern, die ihr Mann zwischen den Zähnen sitzen hatte, wer der Werwolf gewesen war (Dankersen, Kr. Minden).[4])

2. Eine Frau ging von Südlengern nach Kirchlengern (Kr. Herford). Auf der Brücke begegnete ihr ein Werwolf, der sie nicht vorbeigehen lassen wollte. Da fiel

---

[2]) Zu den Mitteln gegen Behexung des Viehes vergl. noch Kuhn, Westfäl. Sag. 2, S. 28, 62. Hartmann, Bilder aus Westfalen, S. 122 f. Hüser im Jahresber. d. Gymnas. zu Warburg, 1898, S. 9.

[3]) Vergl. unsere Zeitschr. 2, S. 85. Dazu noch Weddigen und Hartmann, Sagenschatz Westfalens, S. 112, 171 f., 324 ff. Aus dem Reg.-Bez. Minden werden noch Werwölfe erwähnt in der Ebenöde von Oeynhausen bis Vlotho und auf dem Wege von Enger bis zur Babilonie (in der Neujahrsnacht): Niedersachsen, 8, S. 90.

[4]) Vergl. Hüser, a. a. O. S. 9.



sie auf ihre Kniee und betete das Vaterunser. Sofort verschwand der Wolf.

3. Ein Schuster zu Lahde (Kr. Minden) war ein beherzter Mann und rühmte sich: „Ich fürchte mich vorm Deubel nich". Eines Abends ging er nach Hause. Im Felde stand ein Pflug im Acker, darauf sass der „Büxenwulf" mit drei brennenden Kerzen auf dem Hute. Der Schuster fasste seinen Knotenstock fester und ging auf das Ungetüm los. Als er aber zum Schlage ausholen wollte, flog der Stock aus seiner Hand, und mit einem mächtigen Satze sass der Büxenwulf auf dem Rücken des Schusters. Der konnte sich nicht von dem Ungetüm befreien und musste es die ganze Nacht im Felde herumschleppen. Am andern Morgen fand man ihn ohnmächtig am Eingange des Dorfes. Nach drei Tagen war er tot.

4. In der Gemeinde Heimsen (Kr. Minden) gibt es jetzt zwei „Böxenwölfe". Durch den neu zugezogenen hat der alte Ruhe. Sonst hätte er einen suchen müssen, der es von ihm lernte, oder er hätte nicht sterben können. So hatte der alte die Kunst auch von seinem Vater erst angenommen, als der in den letzten Zügen lag und nicht sterben konnte. Ein Böxenwolf trägt einen ledernen Riemen, durch den kann er sich in einen Hund oder in ein Fohlen ohne Schweif verwandeln. Des Nachts hängt sich der Böxenwolf den Wanderern hinten auf den Rücken und treibt sie wild umher. Von beiden Böxenwölfen werden genaue Einzelheiten erzählt, und ein Mädchen schlug den jüngeren mit der Begründung aus, sie nähme keinen Böxenwolf.[5])

c. Hackelberg.[6])

1. Drei Tage vor und zwölf Tage nach Weihnachten zieht Hackelberg mit seinen Hunden umher und sucht in die Häuser einzudringen. Darum muss man die Türen stets geschlossen halten. Gelingt es ihm, in ein Haus zu kommen, so lässt er einen seiner Hunde am Feuerherde liegen. Dieser

---

[5]) Über den Böxenwolf s. Herz, Der Werwolf, S. 87 f.

[6]) Vergl. Kuhn a. a. O. 2, S. 6 ff. Weddigen und Hartmann, Sagenschatz Westfalens, S. 15 f., 371 f.

nährt sich von dem Rauch des Herdes. Im nächsten Jahre wird er von Hackelberg wieder abgeholt (Ovenstädt, Kr. Minden). Kolon Deerberg in Dankersen Nr. 15 hat ein Jahr lang einen von Hackelberg gebrachten Hund hinter dem Herde gehabt.

2. Hackelbergs Frau wollte an einem Weihnachtstage zum Abendmahle gehen. Ihr gottloser Mann aber sagte, er wolle seinen Teil am Himmel lieber verjagen. Zur Strafe dafür muss er in den dunkelsten Nächten des Jahres die Lüfte durchziehen (Dankersen, Kr. Minden).

3. Zwischen Weihnachten und Neujahr darf man das Haus nicht offen lassen, sonst kommt Hackelberg ins Haus mit sieben Hunden (Heimsen, Kr. Minden).

4. Hackelberg bringt Segen und Unsegen, je nachdem wie er einem Menschen gesinnt ist. So nimmt er z. B. dem einen das Geld ab, um einen andern, Bedürftigen, damit zu beglücken (Ilvese, Kr. Minden).

d. Ewiger Jude.

Der ewige Jude heisst bei den Dorfbewohnern der „Laufjude". In einem Dorfe bei Warburg trieb man mit einem alten, kindischen Manne, der ihn zu sehen wünschte, den Scherz, dass man ihn von einem Hause ins andere schickte. Wo er hinkam, wurde ihm gesagt, der Laufjude sei schon nach einem anderen Hause gegangen.

e. Feuriger Drache.[7])

1. Wenn der „Schlingsteert" (feuriger Drache, auch Langwams genannt) über jemandem in der Luft schwebt, dann werden seine Wünsche erfüllt (Bierde, Kr. Minden).

2. Zwischen Weihnachten und Neujahr schwebt Langwams in der Luft herum, so lang wie ein Windelbaum (Heimsen, Kr. Minden).[8])

---

[7]) Vergl. Kuhn a. a. O. 2, S. 26 f. Hüser a. a. O. S. 22.

[8]) In „Niedersachsen" 2, S. 9 heisst es dagegen (aus der Mindener Gegend): „Den Wodan stellt man sich als wilden Jäger mit feurigem Schweif und kurzem Wams vor und nennt ihn daher auch wohl etwas despektierlich „Kortwämsken".



3. Brände, deren Entstehung nicht zu erklären war, gläubte man früher vielfach durch „Heerbrand“ verursacht. d. h. durch Sternschnuppen, die sich vor Zeiten einmal auf die betreffenden Häuser niedergelassen hatten. Sah daher jemand eine Sternschnuppe fallen, so ergriff er, um das Unglück wenigstens auf längere Zeit von seinem Hofe fern zu halten, sein Haupthaar und sagte dabei: „Heerbrand, stoh! seo vil Hoore, seo vil Johre!“

f. Irrlichter.

Hatte sich jemand des Abends verirrt, so gab er den Irrwischen und Irrlichtern, die angeblich aus den Sümpfen aufstiegen, die Schuld, da er glaubte, diese in weiter Ferne sich zeigenden Lichter hätten ihn verführt und wären nur durch das Anzünden der Pfeife verschwunden.[9])

g. Korndämonen.

1. Damit die Kinder sich nicht im aufwachsenden Korn umhertollen und es zertreten, werden sie bange gemacht mit dem „Tittewîf“. Um Erbsenstehlen zu verhindern, wird bloss an den Erbsenbock erinnert Beide nehmen unartige Kinder mit (Friedewalde, Kr. Minden).

2. Kinder, die sich beim Blumenpflücken zu weit ins Korn wagen, reisst das Roggenweib an sich und verdirbt sie (Ostscheidt, Kr. Herford).[10])

h. Mahr.

1. Es gibt Menschen, die sich nachts in ein tierartiges Wesen verwandeln. Im vergangenen Sommer bezeichnete

---

[9]) Feuer bricht den Zauber. „Geht man irre, so kommt das meist von einem bösen Geiste. Man soll dann auf irgend eine Weise Feuer machen, und sofort hört die Einwirkung desselben auf (Düdinghausen)“. Hüser, a. a. O. S. 15 — Irrlichter machen sich davon, als einer Stahl und Schwamm nimmt und Feuer schlägt: Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes, 166. Stiftung eines ewigen Lichtes scheucht Irrlichter: Schönwerth, A. d. Oberpfalz, 2, S. 101. Man kann diese unschädlich machen, wenn man Schwefel oder Schwefelhölzchen bei sich trägt und ihnen zu geben verspricht: Grohmann, Abergl. a. Böhmen u. Mähren, S. 21.

[10]) Vergl. Wuttke, D., Deutscher Volksabergl. 53. Mannhardt, D. Korndämonen, S. 19 ff. (Hier die Bezeichnung Tittewîf aus der Harzgegend).



man in Lahde (Kr. Minden) öffentlich einen Mann, der als „Nachtmurd" sein Wesen treiben sollte. Er kam nachts durch verschlossene Türen in die Schlafzimmer, legte sich auf die Brust der Schlafenden und suchte sie zu ersticken. Die gequälten Menschen erwachten beim Morgengrauen, waren in Schweiss gebadet und konnten tagelang nicht arbeiten. Ein Büschel Jakobskreuzkraut schützt vor dem „Nachtmurd".

2. Wenn man das Schlüsselloch zustopft oder die Pantoffeln so vor das Bett stellt, als ob man aufstehen will, können einem die Nachtmorten (Nachtmarder) nichts anhaben. Sonst reitet der Nachtmorte auf einem und drückt einem den Hals zu (Heimsen, Kr. Minden).

i. Zwerge.[11])

1. Allgemein war der Glaube, die in der Erde wohnenden Zwerge hätten ein besonderes Wohlgefallen an den neugeborenen Kindern der Menschen, nähmen in der Dunkelheit das Kind aus den Armen der Mutter und legten ihren eigenen Säugling, den Wechselbalg, hinein. Weil sie das Licht scheuen, erhellte man den Raum, in dem das neugeborene Kind sich befand, sorgfältig, und so macht man es in den meisten Fällen gewohnheitsmässig noch bis auf den heutigen Tag (Kr. Minden).

2. Unglück unter dem Vieh ist häufig darauf zurückzuführen, dass die aus dem Stalle in die Erde sickernde Jauche die unterirdischen Zwerge belästigt. Wechselt man die Stallungen, so ist das Übel vorbei (Seelenfeld, Kr. Minden).

3. Wenn ein Bäcker am Abend gesäuert hatte und am andern Morgen in die Backstube trat, so war das Brot fertig geknetet und in den Ofen geschoben. Er brauchte es nur herauszuziehen. Der Bäcker liess sich das gern gefallen und ermahnte seine Frau nur ja nicht neugierig zu sein. Da diese aber ihre Neugier nicht zügeln konnte, schlich sie sich eines Nachts leise zur Backstube. Da sah sie zwölf kleine

[11]) Zwerge im Minden-Ravensbergischen: Weddigen und Hartmann, Sagenschatz Westfalens, 12 ff.

Männchen fleissig bei der Arbeit. Als aber die Zwerge die Frau bemerkten, verschwanden sie auf Nimmerwiedersehen (Friedewalde, Kr. Minden).

Die Wollindustrie zu Dudeldorf.

Von **J. Schreiber** in Trier.

I. Die Wollspinnerstube.

Dudeldorf, ein 800 Seelen zählender Flecken der Vordereifel, im Kreise Bitburg gelegen, hat eine nicht unbedeutende Vergangenheit, die es neben dem Freiheitssinne seiner Bewohner einer für ihre Zeit bedeutenden Wollindustrie verdankte, die jedoch, weil blosse Hand- und Hausindustrie, unterging, als um die Mitte des 19. Jahrhunderts sich Maschinen- und Fabrikbetrieb alles Gewerbes bemächtigten. Die dürftigen Überreste derselben verdienen ihre Erhaltung, welche sie in der Ausstellung des roten Hauses zu Trier, wenn auch nur teilweise, gefunden haben, und mögen im Folgenden eines Schriftdenkmals gewürdigt sein.

Weber und Spinner bildeten in bürgerlicher Hinsicht eine vereinigte Korporation, deren Zunftbuch, welches bis vor wenigen Jahren erhalten war, Aufschluss über Zahl und Aufnahme der zünftigen Mitglieder, über Gewährung und Ursprung verschiedener Zunftrechte und Privilegien, sowie über Zubilligung von Darlehn und Unterstützungen an Mitglieder gab.

In kirchlicher Beziehung bildeten sie zwei getrennte Bruderschaften mit besondern Schutzheiligen, deren Standbilder sich bis heute in der Kirche vorfinden. Die Weber verehrten den heiligen Paulus als ihren Patron, weil die Apostelgeschichte erzählt, dass dieser zu Korinth sich als Zelttuchweber seinen Unterhalt erworben. Die Spinner dagegen hatten mit den Schuhmachern gemeinsam den heiligen Chrispinus als Patron, der eine kleine Garnwinde als Symbol in der Hand trägt, welche daran erinnern soll, dass die Christenverfolger dem Heiligen, der seines Zeichens ein

Schuster gewesen, die Därme auf eine Haspel gewunden hätten. Die Weber galten als die bedeutendere Klasse, wie sie überhaupt das Patriziertum des alten Städtchens darstellten; stolz und protzig schauten sie auf die Spinner herab und nannten sie „Pläckerten“, welcher Schimpfname bis heutigen Tages eine geringe, ärmliche Volksklasse bezeichnet. Dass ihnen diese das zu ihrem Gewerbe unentbehrliche Material lieferten, erhöhte deren Wert in ihren Augen nicht, gab ihnen vielmehr das Bewusstsein, dass sie als die Ernährer der Pläckmächer diese in gehörigem Respekt erhalten müssten. Wir folgen den Leuten einmal in ihre Werkstätten und treten zunächst in eine Spinnstube ein, um die primitive Einrichtung sowohl als das emsige Treiben daselbst in Augenschein zu nehmen. Der Raum ist so beschränkt, dass kaum Platz für ein paar Stühle übrig bleibt, denn die Spinnstube ist zugleich Wohnstube, in welcher alles, selbst der Tisch der handwerksmässigen Beschäftigung weichen muss. Derselbe ist länglich rund, mit einem schmalen Schnabel in einem drehbaren Charniere an die Wand befestigt und zum Aufhängen eingerichtet. Der zweibeinige Fuss hängt ebenfalls an einem Holzcharniere, so dass er am aufgehängten Tische, den ein hölzerner Vorreiber in die Höhe hält, glatt herunterfällt, beim Niederstellen dagegen eine breite, sichere Stütze gewährt. An der Wand vorbei befindet sich eine niedere, schmale Sitzbank, die während des Essens zwei Personen Platz gewährt, nach dem Abräumen und Aufhängen des Tisches den Pflöcknern, Pläckmächer genannt, als Werkbank dient. Von der Decke des Zimmers hängt der Lichtschwengel herab; in einer am Balken befestigten Holzrosette bewegt sich in wagerechter Drehung ein einarmiger Hebel, sehr leicht aus Holz gearbeitet, und ein sauber geschnitzter Träger. der sich beliebig verlängern und verkürzen lässt, hängt von demselben herab. In die unten eingestochene Öse wird mit ihrem Aufhängehaken die eiserne Öllampe, Oligsampel, eingehakt, um sie mittels der beschriebenen Einrichtung dahin zu schieben, wohin man das spärliche Licht der Rüböllampe zu konzentrieren für notwendig hält; denn die Winterabende werden regelmässig bis nach 10 Uhr, oft

sogar bis spät in die Nacht hinein für die Arbeit ausgenutzt. Ein in die Wand eingelassener gusseiserner Ofen, dem man gewöhnlich einen nicht aufreissbaren Stock oder Wurzelknorren durch den weiten Mund von aussen einschiebt, unterhält eine dürftige Wärme, welche durch das beim Kochen der Mahlzeiten gleichfalls von aussen angeheizte Takeneisen nur zeitweise etwas erhöht wird, falls nicht die Sparsamkeit so weit getrieben wird, das Ofenfeuer während der Kochzeit erlöschen zu lassen. Über der Takennische ist der sogenannte Takenschrank, welcher in wohlhabenden Häusern zuweilen Glasfüllungen besitzt und dazu dient, das bessere Tischzeug zur Schau zu stellen, hier jedoch hinter einer aus Gitterstäbchen gezimmerten Holztüre nur wenig wertvollen Hausrat birgt. Auch Pater Martin von Cochems Heiligenlegende und ein Bündel vergilbter Familienpapiere finden ihren Platz in demselben. Von Zimmerschmuck kann kaum die Rede sein; wenn solcher überhaupt im Hause anzutreffen ist, so findet er sich „ob der Kǫmer“, dem Schlafzimmer der Hausleute. Über der niedern Stubtüre, in welche, um dem abendlichen Besucher die Richtung zu zeigen, ein handgrosses rundes Glas eingesetzt ist, hängt ein etwa fusslanges, mit Bleiverzierungen überdecktes Holzkreuz, welches vor vielen Jahren wohl bei einer Volksmission oder auf einem Wallfahrtsmarkte erstanden und seitdem in Ehren gehalten wurde, da es mit einem besondern Haussegen belegt sein soll. Am Fenster der gegenüberstehenden Wand haben ein paar vergilbte Heiligenbilder und auf einem Eckbrettchen noch ein Gypsstatuett, den Namenspatron des „Hausmans“ vorstellend, Platz gefunden; alles andere gilt der handwerksmässigen Beschäftigung der Hausleute.

Mitten in der Stube wird die Schlumpbank aufgestellt; sie hat einen pultartigen Aufsatz, die eigentliche Schlump (de Bock), welcher mit hakenförmigen Zähnen aus Stahldraht bürstenartig besetzt ist. Auf der Bank sitzt rittlings eine stärkere Person und führt in zwei Händen eine dem Schlumppulte konforme grosse Drahtbürste, die Kratz (Krätsbischt) genannt. Ihr zur Rechten ist ein Haufen Wolle aufgestapelt, die, um sie leicht lösbar zu machen, mit Rüböl durchtränkt

ist. Eine Hand voll Wolle wird unten anfangend an den Hakenzähnen der Schlump aufgetragen, dann mit der Kratz kräftig darüber hergezogen, dass sich die krause Wolle in Fäden auflöst und ziemlich gleich auf beide Stücke verteilt. Den Drahtzähnen folgend hebt der Schlumper nunmehr die Wolle von beiden Teilen ab und legt die sich deckenden Platten links neben sich hin.

Dort sitzen auf der bereits beschriebenen Bank ein oder zwei weitere Familienglieder, welche in beiden Händen gestielte Drahtbürsten (Streichen) führen, die sie in entgegengesetzter Richtung übereinander hinziehen und aus der geschlumpten Wolle fingerdicke Röllchen formen, welche sie Pläck, Pflöcke, nennen und dem Spinner zur Hand legen.

An die rechtsseitige Stubenwand gelehnt ruht das Spinnrad auf einer niedern Bank, von welcher nur einseitig ein Gestellbrett emporragt, das an einer dünnen, sehr glatten Welle das ungefähr 120 cm hohe Schwungrad trägt. Eine elastische Schnur, (seet) Seite genannt, umspannt Rad und Spille, welch letztere zwischen zwei geflochtenen Strohbändern, die kurzweg flīghten, Flechten, heissen, rotiert. Der Spinner ergreift linkshändig eines der bereitliegenden Wollpflöckchen, verbindet es, während seine Rechte das Rad in Schwung setzt, mit dem an der Spille haftenden Anfaden und zieht, indem er's über die Spitze derselben gleiten lässt, einen ca. 120 cm langen Faden daraus, während er erst langsam ein bis zwei Schritte rückwärts geht, dann den Faden auflaufen lassend wieder voranschreitet. Der Vorgang wiederholt sich in regelmässiger, ziemlich rascher Folge, bis der um die Spille aufgerollte Faden eine ansehnliche, birnförmige Spule bildet, die der Spinner sachte abstreift und auf die vor ihm stehende Bank oder aufs Fensterbrett setzt. „Schlauch“ wird eine solche Spule genannt, wohl weil sie wegen ihrer Durchbohrung einem Schlauche ähnelt, wahrscheinlicher jedoch, weil man in der Eifel jedes Abstreifen, das Abhülsen bei Krebsen z. B. mit „schlauchen“ zu bezeichnen pflegt. Eine solche Schlauch muss sehr regelmässig und fest aufgesponnen sein und dabei noch recht vorsichtig behandelt werden, damit sie nicht zu einer unentwirrbaren „Schluber“

zusammenfällt. Das zur Webkette bestimmte Garn muss eine entsprechend stärkere Drehung (e fẹsteren drọht) erhalten, während das Einschlag- und Strumpfgarn nur schwach gedreht wird, damit es besser flaumt und sich dichter zusammenwebt. Das Strumpfgarn wird noch auf dem Spinnrade gezwilligt, wobei die Schnur in Achterschlinge um die Spille gelegt wird, damit diese rückwärts rotiert und ein Aufdrehen des Garns verhindert wird. Zu Strümpfen verwendet man meistens das sogenannte schafgraue Garn, welches durch Zusammenschlumpen von naturschwarzer und weisser Wolle gewonnen wird.

Die geschilderte Spinnarbeit ist keine so anstrengende, dass sie nicht eine Unterhaltung gestattete, deren Kosten hauptsächlich die Pflöckner zu tragen haben, da sie ihrer Arbeit bei einigem Geschick nur geringe Aufmerksamkeit zuzuwenden brauchen. Aus diesem Grunde waren die Wollspinnerstuben, wie anderwärts die Flachsspinnstuben, von jeher die Heimstätten alter Sagen, vom Pfalzer- und Schọpermännchen, vom Pestflämchen usw. sowie vieler lustiger Geschichten, vom Niese Māthes, vom weisse Kläschen usw., zugleich aber auch die Brutstellen mancher Schelmenstreiche, welche die Eigenbezeichnung „Neipetsigkeiten“ in Dudeldorf behaupten.

II. Die Webkammer.

Gleichfalls sehr interessant, wenn auch vielleicht weniger unterhaltend, finden wir es in der Webkammer; dort werden die Spinnschlauche wieder aufgespillt und auf einen Rahmen gestellt, von welchem die Fäden durch ein zweireihig gelochtes Brettchen gezogen und spiralförmig auf- und absteigend auf ein drehbares Wurfgestell (de wèrbrọhm) gespannt. Die Stärke dieser Wurfkette bedingt die Breite des Tuches; sie wird an beiden Enden sorgfältig unterbunden und dann mit den Armen eingreifend zur Häkelkette eingezogen. Um das Garn zu glätten und so gegen die Reibungen des Webkamms unempfindlich zu machen, wird die Kette in Leimwasser gelegt, später an der Luft getrocknet und jetzt erst auf den Webstuhl aufgezogen.

Hierbei sitzt eine Person, die Kette vor sich liegend, am Sitzende des Stuhls und lässt dieselbe, nur langsam nachgebend, über die Querbalken desselben gleiten, während der Meister, den Leitkamm führend, dafür sorgt, dass sie sich glatt und ebenmässig auf den Garnbaum aufrollt, welcher von zwei starken Leuten mittels Hebels gedreht wird. Jetzt werden die Fäden angedrummt und die Knoten durch den Webkamm hindurchgezogen, was durch Schräghaltung desselben ermöglicht wird, worauf endlich das Weben beginnen kann. Ein Stück grobes Tuch, Esel genannt, muss für den Anfang an den Tuchbaum gespannt werden, bis sich das Gewebe um denselben gerollt hat und eignen Halt gewährt; ebenso muss der Esel am Schlusse aushelfen, wenn das Garn nicht mehr reicht. Da die Schnellerlade noch nicht erfunden und die ausserordentliche Breite des Gewebes ($1^5/_{10}$ bis $1^8/_{10}$ m) das rechts- und linkshändige Auffangen des Schiffleins, wie es bei den Leinwebern bräuchlich ist, nicht gestattet, müssen zwei Weber am Stuhle sitzen und die Schemel im Takte tretend, sich dasselbe gegenseitig zuwerfen.

Das roh gewebte Tuch wurde zu Unterbettzeug anstatt Barchent für Feder-, Haar- und Flockenkissen verwandt; meistens aber brachte man es zur Follmühle, welche dem Namen nach heute noch existiert. Dort wurde es mittels eingestreuten Tons und Stampfens in durchfliessendem Wasser entfettet und filzig gemacht, hierauf die herausgestampften Flaumfasern, welche als Bettflocken (flǫkebẹt) Verwendung fanden, abgeschoren und mit Kardendistel apretiert. Dieses fertige, aber noch ungefärbte Tuch wurde Hosen-, Strumpftuch genannt, weil es meistens zu Nahtstrümpfen Verwendung fand, doch wurden auch Arbeitskleider daraus gefertigt.

Meistens wurde es jedoch in Indigo blau gefärbt; besseres Tuch, namentlich Militärtuch, wurde in der Wolle mittels der sogenannten Warmkippe gefärbt. Der Verkaufspreis war dem Werte des Tuches und dem damaligen Wollpreise entsprechend ein guter: 1,50 Mk. bis 3,00 Mk. die Elle (62 cm).

Von den über 100 Spinnern und zirka 30 Webern, welche 1840 das Zunftbuch noch aufwies, ist heute nur mehr

eine Familie vorhanden, die notdürftig noch einen Wollfaden spinnen kann.

Ausser Dudeldorf waren auch Manderscheid und Neuerburg in der Eifel Tuchproduzenten.

Einiges über Schauspiele und Volksbelustigungen in Warburg in vergangener Zeit.

Von **Dr. Hüser.**

Die Auszüge aus alten Kameralrechnungen Warburgs enthalten auch die Beträge, die seitens der Stadt für die Aufführung von Schauspielen ausgegeben worden. So erfahren wir: Dem schuldiener (d. h. dem Lehrer) novi oppidi (der Neustadt) vor die Comedie divitis epulionis (also vom reichen Prasser) zu agiren gegeben 1 Mk. (1557.) — Als der altstädter schuldiener ein teutsch Spiel von dem verlorenen Sohn auf der Rahtstube gespielt, den Actoribus zu Drinkgeld 1 Mk. gegeben. (1558.) — Den neustädter schülern, so die historie von dem David und Goliath agiren, gegeben $10^1/_2$ sch. (1565.) — Etlichen Knaben von Paderborn von dem stern, so den Magiern erschienen, ein Spiel gespielt. $6^1/_2$ sch. 2 Dg. (1572.) — Denen von Volkmissen (Volkmarsen), da sie hier eine Comedie agirt, 1 Mk. — Etlichen Knaben von Dringenberg alhier Komedie agirt 6 sch. — Etliche Knaben von Niedermeissen ein Spiel gespielt 4 sch. (1579.) — Neben der „teutschen Comedie", für welche den scholaribus novae civitatis im Jahre 1559 $10^1/_2$ sch. gegeben wurden, geschieht aus demselben Jahre auch der Aufführung eines Stückes des klassischen Altertums Erwähnung: M. Liborii discipulis vor die Comedie Plauti Aulularia genant zu agiren geschenkt $10^1/_2$ sch.

Belustigungen anderer Art boten die Schodüvel-, Bügel- und Schwerttänzer.

1. Schodüvel bedeutet Teufelsantlitz, Maske, Larve. (S. Lübben, Niederdeutsches Wörterbuch.) Schodüveltänzer waren also Tänzer in Masken. Es heisst u. d. J. 1540:

„In Fastnacht den Schodüveltänzern von Wehten und Wormeln gegeben ½ Mk.“ Ob die Vorführungen bezw. der Umzug einen bestimmten Charakter gehabt, ist mir nicht bekannt. Der erwähnten Rechnungsnotiz folgt fast unmittelbar: „Drei Dohdenkasten schuddeuht genant haben unsere Herrn in dieser schrecklichen Zeit machen lassen und davon Mstr Adrian gegeben 7. Schill.“ Im Jahre 1539 nämlich waren vorzüglich im oberen waldischen Distrikte starke Überschwemmungen, auf welche eine grosse Teuerung und in den beiden folgenden Jahren pestartige Krankheiten erfolgten, die besonders in den Städten Brakel, Driburg, Nieheim und Steinheim und durch das ganze Bistum wüteten. (Bessen, Geschichte des Bistums Paderborn, II. Bd. S. 49.) Selbst wenn sich auch nachweisen liesse, dass Fastnacht 1540 die Pest in Warburg zahlreiche Opfer gefordert hätte, dürfte uns das Auftreten der Schodüveltänzer nicht wundern. Im Gegenteil wurden in schweren Zeiten Veranstaltungen, die zur Ablenkung der Gedanken und Erheiterung des Gemütes geeignet schienen, auch von der Obrigkeit getroffen und begünstigt. (S. d. folgende.)

2. Was die Bügeltänzer betrifft, so erscheinen sie in einer Rechnung von 1608: „Den Bügeldänzern von Wormeln gegeben 1 Mk.“ Bügel ist gleichbedeutend mit Reif, und der Bügeltanz war also von derselben Art wie derjenige, den die Schäffler oder Böttcher noch jetzt in München alle sieben Jahre am Dreikönigstage aufführen, ein feierlicher, mit Tanz verbundener Aufzug, angeblich zum Andenken an die Seuche von 1517, während der die genannten Handwerker einen öffentlichen Aufzug mit Musik zum Zwecke allgemeiner Ermutigung veranstalteten. Die Tänzer tragen bunte Reifen (Bügeln), vermittels derer sie allerlei Figuren bilden. (Konversationslexikon von Brockhaus unter Schäffler.)

3. Auf uralte Zeiten geht bekanntlich der Schwerttanz in Deutschland zurück, von dem Tacitus berichtet: „Es gibt nur eine einzige Art von Schauspielen, die bei jeder Zusammenkunft in derselben Weise vor sich gehen. Jünglinge, für die das eine Kurzweil ist, schwingen sich im Tanze zwischen den auf sie gerichteten Schwertern und Framen hin und her. Durch Übung hat man es zur Fertigkeit, durch

Fertigkeit zur Anmut gebracht, nicht um Verdienstes oder Lohnes willen. Für den äussersten Wagemut fühlen sie sich durch das Vergnügen der Zuschauer belohnt.“ (Tac. Germania 1. 24.)

Dass eine Art dieses Waffenspieles, wobei die Tänzer in allerlei künstlichen Windungen und unter Musikbegleitung sich bewegten, in einigen Gegenden Deutschlands (Hessen) bis ins 17. Jahrhundert sich erhalten (Anmerkung in der Ausgabe der Germania von Eduard Wolff), findet in den Warburger Stadtrechnungen insofern Bestätigung, als unter anderen 1609 „den Schwerttänzern von Everschütz (benachbartes hessisches Dorf) 6 Sch. gegeben wurden“. Spezialwerke über diesen Gegenstand, die mir nicht zu Gebote stehen, werden Genaueres bringen. Westfalen hat auch im Festhalten an dem alten Nationalspiele seinen Charakter bewährt. „Des hochwürdigsten Fürsten (nämlich von Paderborn) und Herrn Herrn Dietrich Adolph etc. Policeyordnuug von 1655“ (abgedruckt in: Hochfürstlich Paderbörnische Landes-Verordnungen mit gnädigster Erlaubnis usw. in einer Sammlung herausgegeben. Erster Theil. Paderborn 1785.) sollten manche Gebräuche, die zu Ausschreitungen geführt hatten, zum Opfer fallen. „. . . weilen dann auch an einigen Orten die Ackerknechte den Missbrauch haben, dass sie die einkommende Knechte mit ihren Peitschen durchs Rad jagen, es sei dann, dass solches mit Geld von ihnen abgekauft und ein Zech dafür ausgelegt werde, so wird solches auch hiermit verboten, und soll ein jeder, so darwider handelt, in Zwei Mark Straf verfallen seyn.“ — „Der Ämter Gilden und Bruderschaften Beysammenkunft soll des Jahres einmal bey jedem Amt und Bruderschaft, da es hergebracht, und zwar über zweyen Tage an einander nicht geduldet, auch also angestellt werden, dass es auf die gemeine Amts Umkosten, und nicht des Wirths Schaden ausgehe, die Rechnung auch vormittag des andern Tags und nicht bey absonderlicher Zeche vorgenommen werden, die dagegen handelnden Ämter und Bruderschaften aber sollen Unserm Fisko mit Zwölf Marken verfallen seyn. Die Mässig- und Ehrbarkeit soll auch dabey also beachtet werden, damit keiner die darauf

vorhin gesetzte Strafe absonderlich verwirkt, das Zechen derowegen, des Bierprüfens, des Schlachtens, des Lichtmachens, der Abrechnung bey den Aemtern und Gilden, Bruderschaften und anderen, soll hiemit gänzlich abgethan, noch auch der Wirth dafür anderwärtig gleich an Korn oder Gelde zu thun gehalten seyn, bei Straf" usw. — Die Zechen der Pfingst- und Maygeläge, der Johannisknechten, der Markgenossen, und was deren in Städten und Dörfern mehr bisher vorgegangen, sollen nunmehr auch bei gleicher Straf verboten seyn." — Dem Schwerttanze nun wird in diesen Verordnungen eine besondere Stellung eingeräumt: „Die Fastnachtsversammlungen der Ackerknechte, Handwerker Gesellen wie auch deroselben Umlaufen, Würste und Geld sammeln, Mummerey und dergleichen, soll auch hiemit verboten sein, bey Drei Mark so ein jedweder Verbrecher, er sey Wirth oder Gast, Unserm Fisko erlegen soll. Das Schwerdtanzen aber, wanns in Ehrbarkeit hergeht, und nicht unterm Gottesdienst geschieht, auch darum gehörig angesucht wird, kann zugelassen werden." Es steht also fest, dass der Schwerttanz in der Mitte des 17. Jahrhunderts im Hochstifte Paderborn noch weit, vielleicht allgemein verbreiteter Volksbrauch war. Aber noch im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts ist er in einem Dorfe des Kreises Büren, Atteln, nachweisbar. Der Bericht, den mir ein Augenzeuge vor einigen Jahren erstattete, wird willkommen sein, da er ein ziemlich anschauliches Bild des Spieles gibt. An den eigenhändigen Aufzeichnungen, die ich hier nochmals veröffentliche, habe ich nichts Wesentliches geändert: „Das letzte Spiel, das ich gesehen habe, war im Jahre 1828; ob es später noch aufgeführt ist, weiss ich nicht, glaube es aber nicht, da ich später nichts weiter darüber gehört habe. Was ich von dem in Atteln aufgeführten Schwerttanze in der Erinnerung habe, ist folgendes:

Es nahmen nur Mannspersonen, in unbeschränkter Zahl, teil. Dieselben trugen gepudertes Haar ohne Kopfbedeckung, ein buntseidenes Halstuch, weisses feines Hemd mit vielen seidenen Tüchern, Bändern usw. behangen, die Ärmel in Puffen ebenfalls mit seidenen Bändern usw. bespickt, kurze

weisse Hosen mit Schnallen und bunten Riemen, weisse Strümpfe und Schuhe mit Schnallen, in der Hand den entblössten Degen führend; eine Scheide führten sie nicht. So versammelten sich die jungen Leute Fastnachtsmontag schon um 1/28 Uhr in unserem Hause auf dem Saale, wo sie gemustert und in Reih und Glied gestellt wurden. Nachdem sie vorher Eierbier anstatt Kaffee zu sich genommen, ging der Zug, gewöhnlich 40 bis 50 Mann, die Musik voran, im Gänsemarsch ins Dorf hinein, wo meist beim Vorsteher der erste Schwerttanz stattfand. Vorab fand auf der Diele, je nachdem sie klein oder gross war, ein mit Musik begleitetes Tanzen (einzeln) in verschiedenen Touren, wie bei der Polonaise, statt. Auf das Kommando, welches der erste Tänzer führte, „Rangieren“ und „Gewehr über“ ordneten sich die Tänzer, stets zur Musik tanzend, enger hintereinander. Auf das Kommando „Gewehr über“ legte jeder Tänzer seinen Degen mehr auf die rechte Schulter geneigt, während auf das Wort: „Fasst an“ jeder Träger das Schwert seines Vordermanns an der Spitze mit der linken Hand fasste, so dass der erste Tänzer mit dem letzten durch das Schwert in Verbindung war. So bewegte sich der stets im Takte der Musik bleibende Zug im Bogen, bis der erste Tänzer seinen Degen (ich meine, sich mit dem Körper umdrehend) gerade aushielt, jedoch wieder so, dass das Gesicht in die Mitte des sich bildenden Kreises blickte, und so der folgende, bis zum letzten Mann. Sodann — die Schwerter wurden da natürlich von dem Hintermann losgelassen, sobald sie die gerade Richtung erhalten — bildete sich, wie ein Korbgeflecht geflochten, durch die von den Tänzern am Griff festgehaltenen Schwerter, ein festes, rundes, starkes Flechtwerk, welches je nach der Zahl der beteiligten Tänzer einen grösseren oder kleineren Kreis bildete. Auf dieses Flechtwerk sprang der wie die Tänzer gekleidete „Redner“ und hielt von da herab eine längere oder auch kürzere humoristische Rede, je nach dem Range des Hausbesitzers. Dann löste sich das durch die Schwerter gebildete Flechtwerk umgekehrt wieder auf, indem der letzte der Truppe zuerst seinen Degen von dem Flechtwerk abzog, und so der Reihe nach die übrigen,

so dass der erste Tänzer zu allerletzt seinen Degen wieder los hatte. Dann ging es tanzend wie im Anfang, ohne Anfassen der Schwerter, zum nächsten Hause, wo dann das Schauspiel sich wiederholte. Wie sich das wirklich künstliche Flechtwerk bildete, weiss ich nicht.“ —

Das Spiel, das nach dem Berichte des Tacitus einen ausserordentlichen Wagemut der germanischen Jugend bekundete, war ganz zahm und harmlos geworden. So war es gewiss auch bereits mit den Schwerttänzen, deren in den Stadtrechnungen zweimal Erwähnung geschieht, nämlich 1558! „Den Schwerdtänzern von Bühne gegeben 6 Schill.“ und das andere Mal, wie bereits erwähnt, 1609. Auch darin liegt ein grosser Unterschied, dass nicht mehr das Vergnügen der Zuschauer der einzige Lohn war.

Vielleicht haben sich Überreste des früheren Nationalspieles auch noch in Westfalen erhalten, wie dies in Überlingen am Bodensee der Fall ist.

Kinderlieder aus Elten.

Von **Freiherr Lochner von Hüttenbach.**

Gelegentlich meiner letzten Anwesenheit ersuchte ich die dortige Lehrerin, Fräulein Gockel, die Güte zu haben, bei ihren Kindern Umfrage nach Liedern und Reimen in plattdeutscher Mundart zu halten. Das Ergebnis war das folgende.

Das erste, Jan, minne mann, was tambœr, gehört wohl zu den Trommelversen. Merkwürdig ist das Liedchen vom Luistervink = Luisteraar, Lauscher oder Horcher. Ob der Jan van Spaij auf Spoij bei Cleve hindeuten soll? Interessant ist wohl das „goit“, er wirft, das jedenfalls gleichbedeutend mit unserm bayerischen er „keit“ ist; die gleiche Bedeutung hat ja bekanntlich „schmeissen“. Fuckepotterei ist mir unklar; es scheint dem Sinne nach ein Bettelleutlied zu sein. „Blauw, blauw Fingerhœd“ ist wohl ein Auszählreim. „Kukereku“ ist wohl ein reizendes Tiermärchen, das sogar eine feine Persiflage zu enthalten scheint. Der kleine, kleine

Klötersack ist auch Herrn Wehrhan bekannt. Er bringt in Heft II, 1905 S. 103 Nr. 77—80 seiner lippischen Kinderlieder 4 Variationen.

Im Fastelovent es een Geck, Posse es een Eierbeck, ist uns Posse für Paaschen, Paschen, Ostern jedenfalls interessant. Das zweite erinnert in Text und Inhalt genau an die von Rademacher mitgeteilte Probe, conf. 1. Jahrgang unserer Zeitschrift S. 192. Nur kommen da noch zu den Würsten die Eier dazu.

Im Fingerreim dürfte wohl die Benennung der Finger interessant sein. Der gekochte Poch ist wohl ein gekauftes „Bökske", wie ich die Kinder dorten sich ausdrücken hörte, ein Spanferkelchen.

Das Krame, krane erinnert wieder an Wehrhan S. 126 No. 225. Hier tritt wieder der weisse Schwan auf, der ja in der Clever Gegend eine Rolle spielt. Auch passt der Sinn viel besser, als in Wehrhans Reim mit der weissen Bohne. Wer erinnert sich übrigens bei diesem Lied nicht sofort des uralten ich bin din, du bist min, in dem es sich im weiteren Verlaufe um einen zum Herzen verlorenen Schlüssel handelt.

Von den drei Kniereiterliedchen ist wohl das letzte wegen seines Inhalts interessant, das wiederum auf den Weg nach Amsterdam und nach Cöln hinweist. Die „Appele van Oranje" = Orangen bilden noch heute einen wichtigen Einfuhrartikel in Holland. Man sieht, es liegt oft ein tiefer Sinn nicht bloss im kindlichen Spiel, sondern auch im kindlichen Lied.

Da ich den Sommer über mich wieder längere Zeit in Elten aufhalten werde, hoffe ich noch auf eine reichere Ausbeute. Besonders interessiert es mich auch, den Märchen nachzuforschen. Über meine Ausbeute werde ich wieder berichten.

Jan, minne man, was tambœr,
Ik was tambœrs wijf,
Tœn Jan, minne man, de trommel slœg,
Kloppte minn het hart in het liyf.

Jan, minne man, woll kersen plukken,
Fiel uit den boom aan duisend stukken.
Jan, minne man, was hast wer klaar,
Tœn trok hij zinn wijf bij t'haar.

Luistervink sat op de klink
Had een fleske, waaruit hij drinckt.
Is er dan niets in, dan wille wij wat haale,
Jan van Spaij zal alles betaale.
Jan van Spaij is een gœde heer,
Die gooit voor ons de wijnstof neer,
Wijnstof, die er kraakte,
Manetje, die er waakte,
Vrouwetje dat de trommel slœg, rœpte:
Rœp, ons geldje is op,
Het zackje es naar de meule.
Wij hebbe noch duitje, om te vullen.

Fuckepotterei*), Fuckepotterei,
Gev minn een Zentje, dann go'ck vörbei
Eck hebb so lang met den Fuckepott geloope
En noch keen geld, öm Brot te koope,
Fuckepotterei, Fuckepotterei,
Gev minn een Zentje, dann go'ck vörbei.

Blaauw, blaauw Fingerhœd
Hebben wij geld, dann sinn wij gœd,
Jufrouw, gij mœt knielen,
Jufrouw, gij mœt stille staan,
Driemaal in de ronde gaan,
Al weer een ander kiesen.

Nooit verlegen, nooit verlegen,
Wij sijn Jongentjes, wij kunnen et betalen.
Nooit verlegen, nooit verlegen,
Wij sijn Jongentjes, wij kunnen dertegen,
Wij sijn frij, wij sijn freij,
Wij heuren onder de Maatschappij.

Kukereku sij onsen haan,
Trok de gouden spooren aan,
Madametje was niet t'huis,
Gingen naar een ander huis
Het hondje kernde de Boter,
Het katje lekte de schotel
Het Kœitje zat bij het vuier en spon,
Het Kalfje legde in de wieg en zong,

---

*) „Fuppdöppen" heisst der Rummelspott — um diesen dreht es sich hier — bei Ohligs-Wald, unweit Köln. Man vergl. O. Schell, Über den Gebrauch des „Rummelspots" in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XIII, S. 226 f. Die Redaktion.

De Vaarkens keerden het huis,
De Zwolnven drœgen den drek uit huis,
Maar het is allemaal gelogen.

Kleine, kleine Klötersack
Wat dœt gij in minn Hoffje
Gij plöckt minn alle Blœmjes af
Gij maakt et völste grof
Papatje die zaal keike
Mamatje die zaal slaan
Als kleine, kleine Klötersack
Die Blœmjes niet lat staan.

At et Sonndag es, at et Sonndag es,
Dann es et den Dag des Heern,
Dann krig ik an schoon hemdje aan,
En all mijn moje kleer'n.

Fastelovent es een Geck,
Posse es een Eierbeck,
Pengste es en gœje heer,
St. Jan brengt ons de Sommer weer.

Heit es Fastelovent*)
Wij komme nit t'huis vör Ovend
Wij komme nit t'huis vör märgen vrœg
Dann es et ook noch tid genœg.
Vrouw goot noor de Kammer
Do hange de Mättworst samme
Gef minn de lange,
Loot de kotte mor hange,
Wenn de lange gegäte sinn,
Dann sölle de kotte well bäter sinn.
Vrouw goot noor de Nester
Do leege de Eier met säster
Gef minn de deke
Loot de dönne mor legge,
Wenn de deke gegäte sinn,
Dann sölle de dönne well bäter sinn.

Däumling had een Poch gekocht
Sondermann hat et noor Huis gebrocht
Lankmann hat em gestoke
Fingerling hat de Worst gemakt
En de kleine Mann hed alles obgemakt.

*) Man vergl. Zeitschrift für Volkskunde IX, 91 f. Die Red.

Krune, krane*)
Wette Schwane (Zwane)
Wij well dermet noor England vare
England es gesloote
De Slötel es gebrooke
Es er dann geen Smed in't Land
De de Slötel make kann.

Hopp Mariänneke
Den Bär es loss,
H'eim ook höre bromme,
Schneed öm Kopp en Ohre af,
En stopt öm en de Knolle.

Hopp Mariännecke
Den Bär es loss,
Leg öm aan en Täuke
Sät öm Mœders Mötzke of
Dann es et Vaders Fräuke.

Hopp Perdje ob den Drab
Märge es et Sonndag,
Dann komme de heere met de bonte Kleere
Dann komme de vrouwe met de witte Maue
Dann kömmt den Ackersmann met et Perdje achter aan.

Hob Perdje Möhle
Rijter met no (naar noor) Köhle
Rijter met no Amsterdam
Van Amsterdam no Spanje
3 Appele van Oranje
3 Peere van den hoogen Boom
Die sinn vör onse kleine Soon!

Als die Sammlung schon im Druck war, kam mir die neue Ausgabe von des Knaben Wunderhorn in die Hand. Im letzten Teil, den Kinderliedern, kommt auch das eine oder andere der angeführten Liedchen vor, wenn auch etwas verändert.

---

*) In verschiedenen Varianten in Elberfeld und Umgegend bekannt.
Die Redaktion.

Kleinere Mitteilungen.

Volksrätsel.

(Mündlich aus der Eifel.)

Von **Th. Ehrlich**-Sayn.

Volksrätsel, jene alten Lieblinge des germanischen Volkes, erfreuen sich auch in der Eifel grosser Beliebtheit. Häufig äussert sich der Volkswitz in derber Weise, wie z. B. in folgendem Rätsel: „Et hät kän Lewe on kriegt kän Lewe, on wenn et of de Welt kimmt, grunzt et doch". Sehr gross ist auch die Zahl der zweideutigen Rätsel, welche „absichtlich auf Zweideutigkeit ausgehen, um den Ratenden zu einer derben oder gar obscönen Lösung zu verleiten, während der Rätselsteller dann selber voll überlegenen Humors mit einer ganz artigen und harmlosen herausrückt".

Nachstehend folgen einige Proben solcher Rätsel, welche mehr indifferenten Charakters sind.

Welches Pferd sieht hinten so viel als vorn? — Das Pferd, welches blind ist.

Woher kommen alle Vögel geflogen? — Dorther, wo der Schwanz hinzeigt.

Welches Tierchen geht am genauesten? — Die Laus; denn sie geht aufs Haar.

Auf welche Seite fällt der Hase, wenn er geschossen ist? — Auf die äussere Seite seines Felles.

Wie weit läuft der Hase in den Wald hinein? — Bis in die Mitte, dann läuft er wieder heraus.

Warum schaut der Hase hinter sich, wenn er läuft? — Weil er hinten keine Augen hat.

Was macht der Hahn, wenn er auf einem Bein steht? Er hebt das andere in die Höhe.

Warum macht der Hahn die Augen zu, wenn er kräht? Weil er es auswendig kann.

Wie kann man verhüten, dass die Hühner über den Gartenzaun fliegen? — Man macht ein Loch in den Zaun, dann können sie in den Garten gehen.

Wie kommt der Floh über die Mosel? — Braun.

Wie geht der Floh auf einen Scheffel? — Er geht nicht, sondern er hüpft hinauf.

Wie liegt die Katze auf einer Mauer? — Hart.

Wohin hat Adam den ersten Nagel geschlagen? — Auf den Kopf.

Wo hat Adam den ersten Löffel gefasst? — Am Stiel.

Wo hat Adam die erste Rose geschnitten? — Auf seiner Mutter, der Erde.

Was hat der Jäger, wenn er geschossen hat? — Eine leere Flinte.

Wie haben unsere Altväter geraucht? — Dass es dampfte.

Wieviel Nägel hat jeder in seinen Schuhen? — Fünf, nämlich die Nägel an den Zehen.

Wann ist es am gefährlichsten, in den Garten zu gehen? Dann, wenn die Bäume ausschlagen und der Salat schiesst.

Vorne platt und hinten platt, flatterat wer rät datt? — Fensterscheibe.

Es hängt an der Wand und hat zwei Taler in der Hand? — Kohlenzange.

Man wirft es weiss aufs Dach, und es kommt gelb herab! Was ist das? — Das Ei.

Was geht den ganzen Tag und kommt doch nicht von der Stelle? — Die Uhr.

Loch auf Loch und hält doch? — Kette.

Es kam ein Mann von Hämpelepämp, der hatte einen Rock von tausend Stück und ein knochiges Angesicht. — Der Hahn.

Was ich sehe, das darf ich sagen;
Ich sah Zwei einen Dritten tragen.
Sie hatten acht Beine und zwei einen Sterz;
Nun kannst du raten bis in den halben März. —

Zwei Raben, die einen Frosch tragen und sich darum streiten.

Michelsfeuer in Prüm.

Am Tage vor Michaeli (29. September) ziehen die Schulknaben heute noch von Haus zu Haus und sammeln für das Michelsfeuer, das sie am Abend anzünden. Bei dem Sammeln der Gaben singen sie folgendes Liedchen:

Jẹt es jẹt tse štīere (steuern)
fir je mecheltsfeiər!
jẹt es en ālə kōrəf
odər en ālə bīsəm (Besen)!
hi, hi, hi!
jẹt es en biərt štrī (Stroh)!
jẹt es en biərt šāntsən
mer wölən dərfüər dāntsən!

Das Martinsfeuer kennt man hier nicht.

Prüm (Eifel). Kreuzberg.

Volkssprache.

Plattdeutsche Aussprüche der Gegend der Niederwupper.

Von **J. H. Klein.**

Datt Vüggelchen sengt, die Zick die kütt.
Für'den Duhd ess ken Kruck gewahsen.
Hück om Pähd, mon om Ässel.
Hä schliehft nit ohne Wasser.
Hä kann nit üffer'en Strühspier mieh.
Kehr' jeder für singer Dhür.
Hä kütt nit op'en gröhn Ries.
Et ess ken Döpchen su schehf, et fengt sech' en Deckelchen.
Van Nuht zu Bruhd.
Kumm'ech üffer't Pähd, kumm ech ohch üffer'n Stähz.
Su kummen die Heiden nit an' die Hemder.
Für' et lohfen gonn, sind' die Behn goht.
Die Aehlster verlihrt dat Höppen nit.
Hä hät' et van'der Bennen!
Hä göhf em gähn Barschkruck enn.
Hä kritt et op den Luhrschohn.
Hä kümt no Much an die Kirche.
Hä ess su stiefstöhdig wie Schöppenbuhr.
Wo'et mode ess, sengen'se Pompernickel en'de Kirche.
Et ess ken Bruleff su klehn, et gütt'er noch ehn.
Hä fihrt met'der Daukahr.
Kom, sie spillen om Brett!
Paff goht, raff goht, Deufel halt'den Sack op.
Hä säht nit Buff noch Baff.
Hä muss en'den Hohnpott.

Hä hät'den E-ckick.
Lang Hohr, kuhd Verstank.
Hä ess lehfer en'den Riesern, wie en den Isern.
Hä geht op et Heu.
Huffart lickt Ping.
Hä süht su dühster wie et Rähnloch.
Kruhs Hoor, kruhs Verstank.
Wer well dat ganze Matzegebäcks noch?
Hä ess'ne drühe Dröpzippel.
Wenn et Riesbrei rähnt, hät hä denn Läffel vergessen.
Hä lähft van'der Hank op'te Zanck.
Hä rücht no'der Schöppe.
Wer et lank hätt, löht et lank hangen.
Der Buhr ess'er geplohcht Minsch.
Hä schühst met'ner Wurscht en Schenke aff.
Riche Vahr, riche Muhr, riche Kenger.
Hä ess noch schlähter wie'er falsch Kastemänche.

Zur Umfrage über kriminellen Aberglauben.

Das „Schwören mit dem Blitzableiter" (vergl. Jahrgang II dieser Zeitschrift S. 204) ist auch in Lippe bekannt. Der Meineid wird durch den Körper zur Erde geleitet, lastet demnach nicht mehr auf dem Gewissen.

Vor dem Schöffengericht in Horn in Lippe wurde vor einigen Jahren ein junger Mann aus dem Dorfe Kohlstädt bestraft, weil er den Volksbrauch geübt hatte, in der Mainacht vor den Häusern kinderloser Eheleute mit der Peitsche zu knallen.

Die bekannte Annahme, dass Zigeuner Kinder rauben, soll darin begründet sein, dass die Zigeuner „helleres Blut" (Hautfarbe) in ihr Geschlecht bringen wollen; sie vermeinen auch nach dem Glauben der Leute beim Betteln das Mitleid der Leute mit solchen Kindern um so mehr zu erregen.

Das Begehen von Unzucht mit einem noch unberührten Mädchen soll schwere Geschlechtskrankheiten heilen. Infolge dieses Glaubens machte um die Mitte des 19. Jahrhunderts

ein Angestellter einer Fabrik in Barmen nicht nur das betr. kleine Mädchen, sondern dessen ganze Familie unglücklich. Auch Thun erwähnt in seiner „Geschichte der Industrie am Niederrhein“ (in Schmollers „Staats- und sozialwissenschaftl. Forschungen“) diesen Aberglauben für den ganzen Niederrhein.

Aus Lippe. — Wehrhan.

Zu 2. Den Ausdruck „Wächter“, „Nachtwächter“ habe ich in meiner Kindheit oft für menschliche Exkremente gebrauchen hören. Es war dies in Neuwied. In Verbindung mit der Verbrecherwelt wurden diese Ausdrücke nicht gebracht.

Zu 7. Der Glaube, dass Zigeuner Kinder stehlen, war früher an Rhein (Mittelrhein) und Mosel sehr verbreitet. Heute findet er sich wohl noch bei alten Leuten. Tatsachen, dass wirklich Kinder gestohlen wurden, sind mir keine bekannt.

Zu 8. Der Glaube an das 6. und 7. Buch Mose war früher an Mittelrhein und Mosel wohl viel verbreitet. Heute wird darüber gelacht.

J. Speth, Enkirch (Mosel).

Zu 2. Diebe verrichten oft am Tatorte ihre Notdurft. Es wurde im Jahre 1903 in die Geschäftsräume eines Hauses in Mengede eingebrochen. Die Waren (Weisswaren) wurden z. B. umhergeworfen. Vor dem Zahltisch hatten die Diebe eine Schürze auf die Erde ausgebreitet und darin die Notdurft verrichtet. Das sei, so wurde gesagt, Gewohnheit der Diebe, die glaubten, dass ihre Entdeckung bezw. Ergreifung dadurch verhindert werde. Auch in der Mark, im Kreise Bochum ist dieser Glaube verbreitet. Auch die Namen Wächter und Nachtwächter sind bekannt

Zu 7. Im Sauerlande wird den Kindern als Schreckmittel gesagt: „Pass auf, dass dich die Kötten (Zigeuner) nicht kriegen, sie nehmen dich mit.“ In Westfalen ist im allgemeinen der Glaube beim Volke verbreitet, dass die Zigeuner Kinder mitnehmen, teils um sie zum Betteln zu erziehen und sich selbst dadurch eine bequeme Einnahme zu verschaffen, teils auch, um sie zu leichteren Schauspielstücken — Akrobatenstückchen — zu verwenden.

Synann, cand. hist., Münster.

Zu 2. Der Ausdruck „Nachtwächter", „Wachtmeister" ist in Dormagen bei Köln für menschliche Exkremente wohlbekannt, indessen ohne direkte Verbindung mit dem Verbrecherleben. Jedoch glaubt man, dass jeder, der einen derartigen „Nachtwächter" überschreitet oder zertritt, an den Augenliedern eine allgemein mit Gerstenkorn, medizinisch unter Krithe, Hordekum bekannt, bezeichnete Entzündung davonträgt.

Zu 4. Schwangere Frauen dürfen keinen mit einem äusserlichen, ekelerregenden Übel behafteten Menschen anschauen, da sonst das Kind von derselben Krankheit ergriffen wird.

Zu 7. Dass Zigeuner Kinder rauben, ist eine am Niederrhein verbreitete Ansicht.

Zu 8. Bohnen hält man allgemein für ein sicheres Mittel zur Vertreibung von Warzen, besonders sollen die grossen, in Süddeutschland Saubohnen genannt, am besten geeignet sein. Oscar Gans, Crefeld.

Gegen Schwindsucht und Krebs gebrauchen die Leute in der Gegend von Detmold den Stengel und besonders die Wurzeln von Chelidonium majus L., Schellwurz oder Schellkraut, wegen des reichlichen gelben Saftes auch sonst geschätzt. Frische Stengel und Wurzeln lässt man in altem Kornbranntwein gut ausziehen. Wer an Schwindsucht und Krebs leidet und trinkt regelmässig davon, kommt wieder „auf die Beine". Wehrhan.

Gegen **Warzen** wird der Saft derselben Pflanze gebraucht. Den frischen Saft lässt man auf den Warzen eintrocknen. Das muss bei abnehmendem Mond geschehen, am besten an einem Freitag. (Lippe.) Wehrhan.

Ein anderes **Mittel gegen Warzen.** An einem Freitag bei abgehendem Mond und bei untergehender Sonne macht man soviel Knoten in einen Faden, als man Warzen hat, und vergräbt diesen Faden stillschweigend in die Erde, den Dunghaufen oder sonstwo. Sobald die Knoten vergehen (verwesen), vergehen auch die Warzen. (Heidenoldendorf bei Detmold.) Wehrhan.

Berichte und Bücherschau.

Hoenig, Fritz, Wörterbuch der Kölner Mundart. Herausgegeben von seinen Freunden und Verehrern. Druck von J. P. Bachem, Köln. 1905. XXVI und 312 S. gr. 8°.

Ein Werk der Dankbarkeit gegen seinen leider vor Herausgabe der Sammlung verstorbenen Verfasser wird das Wörterbuch mit Dankbarkeit von allen Freunden mundartlicher Forschung entgegengenommen werden. Es enthält mehr, als es im Titel verspricht. Zunächst stellt uns eine mit Wärme abgefasste Biographie des für die Kölner Lokalliteratur bedeutenden Verfassers in das Milieu, das ihn wachsen liess und zur Sammlung des Wortschatzes befähigte. Dann folgt eine kurze Darstellung über das Verhältnis der kölnischen Mundart zum Hoch- und Niederdeutschen mit Hinweisen auf ihren geschichtlichen Werdegang. Seite XV bis XXVI finden wir eine übersichtliche Darstellung „über die Laute der Kölner Mundart und deren Bezeichnung“ nach Fr. W. Wahlenberg, worauf das eigentliche Wörterverzeichnis Seite 1 bis 211 einnimmt. Der nun folgende Anhang umfasst bis Seite 310 die Wandlungsformen der gebräuchlichern Zeitwörter der Kölner Mundart, dargestellt an 435 Beispielen. — Das schöne, nicht nur für die Kölner Lokalliteratur, sondern auch für die wissenschaftliche Sprachforschung wichtige Werk ist von Freunden und Verehrern des Verfassers herausgegeben, die die Vollendung und druckfertige Bearbeitung dem Rektor Heinrich Hack anvertrauten, der die nicht unbedeutende Arbeit mit Liebe und Eifer ausführte. Was für eine Bedeutung dem Wörterbuche zukommt, wird am besten aus den Worten des Universitäts-Professors J. Franck, dem Herausgeber des neuen umfassenden Wörterbuchs der fränkisch-ripuarischen Mundarten, zu dessen Bearbeitung die Akademie der Wissenschaften in Berlin die Mittel bereit stellt, hervorgehen, der sich äussert: „Hoenig, dem auch die Gabe einer überlegenen Selbsterkenntnis in hervorragendem Masse eignete, war weit entfernt davon, mit seinem Werke wissenschaftliche Ansprüche zu erheben. Im Gegenteil ironisierte er in seiner humorvollen Art etwaige Anforderungen, die die »Philologen« stellen könnten, und

betonte, dass sein Buch für die Kölner bestimmt sei, wobei er ganz besonders den rein praktischen Zweck eines Hilfsmittels für die, die „Kölsch" schreiben wollen, im Auge hatte. Trotzdem verschmähte er nicht, den Rat der Philologen einzuholen, und hatte Freude, auch ihren Zwecken dienen zu können. Die wissenschaftliche Mundartenforschung wird denn auch seinem Wörterbuche die Anerkennung einer höchst dankenswerten Stoffsammlung nicht versagen, und ganz besonders dürfte das in Aussicht stehende grosse rheinische Wörterbuch die neue Ausgabe, die für die wichtigste Stadt seines Gebietes einen wesentlichen Teil der Arbeit vorwegnimmt, freudig begrüssen." Das prächtig ausgestattete Werk sei allen Freunden der Mundart bestens empfohlen.

Wehrhan.

Franz Jostes, Roland in Schimpf und Ernst. Die Lösung des Rolandrätsels. Dortmund, Ruhfus 1906. 39 S. 8⁰.

Mit dieser Untersuchung eröffneten wir das 1. Heft unserer Zeitschrift. Wir können uns darum hier kurz fassen, indem wir den Verfasser mit einem Teil seines Vorworts zu Wort kommen lassen. Er schreibt: „In einer Sonderausgabe meines Aufsatzes zu antworten, haben mich verschiedene Gründe bestimmt, nicht am wenigsten die Ergebnisse meiner fortgesetzten Forschungen, die meine Ansicht zwar in allem wesentlichen bestätigt, aber im einzelnen doch auch berichtigt und noch mehr ergänzt haben. So ist das, was ich hier biete, kaum zur Hälfte bereits bekannte Ware, der ganze zweite Teil ist völlig neu geworden. Weggeblieben ist alles, was dem Nachweise der Geschichtsfälschungen des Bremer Bürgermeisters Hemeling diente, nicht weil ich anderer Meinung geworden wäre, sondern weil es dieses Nachweises nicht mehr bedarf. Sogar Sello hat es vorgezogen, von der Verteidigung Hemelings abzusehen und die Mohrenwäsche einem anderen zu überlassen. Dann aber hat mir auch das Friesenprivileg Karls d. Gr., auf das mich der Artikel „scutum" bei Du Cange führte, den Bremer Rolandschwindel in einem etwas anderen, und zwar hellerem Lichte erscheinen lassen. Endlich bin ich der Literatur über die mittelalterlichen Spiele weiter nachgegangen, und auch davon werden sich manche Spuren auf

den folgenden Blättern finden. Hingegen habe ich auf eine persönliche Auseinandersetzung mit meinen Gegnern im allgemeinen verzichtet, so nahe sie mir auch gelegt wär. Welches Interesse könnte es auch haben, dass ich diesem oder jenem Gelehrten eine grössere oder geringere Anzahl von Irrtümern und Versehen nachwiese, wenn damit zugleich nicht eine Förderung unseres Wissens erzielt würde, und wieviel ist nicht in die Diskussion hineingezogen worden, das für die Entscheidung der Sache tatsächlich ohne jede Bedeutung ist! Vielleicht ergibt sich zu einer Abrechnung auch später noch eine passende Gelegenheit, jedenfalls habe ich nicht vor, wie Heldmann, mitten im Kampfe vom Schauplatze abzutreten, sondern werde auf dem Plane standhalten, bis die Sache endgiltig zum Austrag gebracht ist."

Gillhoff, Johannes, Bilder aus dem Dorfleben. Dresden, Carl Reissner. 1905. 314 S. 8°. 3.— Mk.

Es sind herzerquickende Bilder aus dem Leben und Treiben der Dorfbewohner Mecklenburgs, die uns hier geboten werden. Der Verfasser hat es verstanden, in die Geschichten ungezwungen alles hineinzuweben, was den Landbewohner im Herzen bewegt und er für gewöhnlich dem „studierten" oder gebildeten Manne verbirgt: Glaube, Sitte und Brauch. Als Probe möchten wir hier nur das „Böten" anführen, wie es S. 311 ff. geschildert wird: Es war 1860 ein Viehsterben im Dorfe. „De Swin hebben dat Füer", sagten die Leute Eine als „Dorfhexe" gefürchtete alte Frau wusste Rat. Dort, wo die Dorfstrasse am breitesten war, ward über ihre ganze Breite hin viel Reisig und Stroh geschichtet. In einiger Entfernung schlugen die jungen Burschen zwei starke Pfähle in die Erde, deren obere Enden weit ausgebohrt waren, so dass eine starke Welle, die durch diese Bohrungen gesteckt war, unter Anwendung einiger Kraft in schnelle Umdrehung gesetzt werden konnte; dann wurden starke, noch nie gebrauchte Stricke um die hervorstehenden Zapfen der Welle geschlungen, und nun ging die alte Frau zum Ansagen des Bötens durchs Dorf. Alle Herd- und Ofenfeuer im ganzen Dorf mussten gelöscht werden, und die Alte sah Haus bei Haus nach, dass

auch keine lebendige Kohle in den Dorfgrenzen blieb. Als sie ihren Rundgang vollendet hatte, traten vier junge Männer an die Welle; es mussten Brüder sein, Söhne eines Vaters und unverheiratet. Je zwei traten an die Enden, fassten die Stricke und begannen aus Leibeskräften zu drehen. Die Stricke rollten auf und rollten ab. Immer schneller rollten die Brüder, der Schweiss floss ihnen in Strömen von der Stirn, die Hände wurden rot und heiss. Mit rasender Geschwindigkeit flog die Welle herum, die starke Reibung entzündete das Holz, und nun kam der feierlichste Moment. Unter geheimnisvollem Raunen trat die Alte hinzu und fing einen der herausfliegenden Funken mit Zunder und Schwefelfaden auf, denn nur durch junges Feuer durfte geblötet werden, entlehntes half nicht. Endlich standen die Stroh-, Reisig- und Holzhaufen in schönstem Brand, und nun trat die Jugend in ihr Recht. Unter lautem Halloh trieb sie die ganze Schweineherde des Dorfes durchs Feuer. Da mussten die gesunden Tiere hindurch wie die kranken; die gesunden: damit das Feuer sie schütze gegen Feuer, die kranken: damit das Feuer sie heile von ihrem eigenen Feuer. An den gefüllten Trögen durften sie sich hernach vom ausgestandenen Schreck erholen und ihrer Genesung entgegensehen. Die Alte sagte, es habe „ganz gewiss up'n gläunigen Stein“ geholfen. —

So wird weiter erzählt über Heilung mit Teer, mit frischem, warmem Stalldung u. a. auch bei Menschen, z. B. Erlenblätter bei offenen Wunden, Wegerich gegen jegliche Eiterung, Geranium bei Brandwunden, Löwenzahn gegen Lungenleiden und Kamillen gegen Husten aller Art usf.

Wehrhan.

Brinkmann, John, Kasper-Ohm un ick. Neu herausgegeben von Wilhelm Schmidt, Rostock, illustriert von Adolf Johnssen. E. Nister, Nürnberg. 176 S. 4°. geb. 3 Mk.

Der schon in vielen Auflagen herausgekommene Roman des auch neben Reuter noch bedeutenden Mecklenburger Dichters liegt hier in einer neuen, der ersten illustrierten Ausgabe vor. Der Verfasser wollte gewisse Familienüberlieferungen zur Darstellung eines Charakterbildes einheitlich formen,

er wollte den grotesken Typus einer verschwundenen Rasse, wie Brinkmann selbst sagt, den baltischen Seemann des 18. Jahrhunderts, der in seiner spezifischen Erscheinung eine Teniersgestalt ist und in gewisser Beziehung in die Tom Bowling- und Captain Kearney-Kategorie gehört, zu einem einheitlichen Bilde skizzieren. Das ist ihm auch vorzüglich gelungen. Echt niederdeutsches Leben ist es, das aus dieser Erzählung frisch, lebendig und lustig herausschaut, so echt und humorvoll, dass der „Kasper-Ohm“ unmittelbar neben dem „Unkel Bräsig“ Reuters gehört. Und wenn Klaus Groth selbst über das Werk sagte: „Der »Kasper-Ohm un ick« ist ein Roman von solcher Vollendung, dass man prophezeien darf: Man wird ihn lesen, solange man plattdeutsch liest, und die Zahl seiner Verehrer wird wachsen mit den Jahren“, so ist des Lobes genug. Der hübsche Bildschmuck trägt wesentlich dazu bei, sich in das eigentliche Leben und Treiben der Mecklenburger, besonders der Rostocker, hineinzufinden, dass man bald auch im volkstümlichen Denken und Tun dieser Gegend heimisch wird. Wehrhan.

Haage, R., Die Mühle im Hagental. Gelsenkirchen, E. Kannegiesser. 31 S. 12°. Preis?

Das kleine Büchlein enthält in recht ansprechender Form die poetische Bearbeitung einer Sage, die den aus dem Nibelungenliede bekannten Hagen von Tronje mit dem Nibelungenhort und Zwergen des Rheins sowie mit dem Hagental bei Gernrode am Herz in Verbindung bringt. Das Tal soll seinen Namen eben jenem Hagen verdanken.

Wehrhan.

Rafael, L. (H. Kiesekamp), Vom alten Sachsenstamme. Novellen. Leipzig, C. F. Amelang. 1905. 210 S. 8°. brosch. 2.—, geb. 3.— Mk.

Die Verfasserin ist den Freunden heimatlicher Literatur kein Fremdling, hat sie doch schon oft mit sicherer Hand aus dem Schatz der heimischen Volkskunde geschöpft und Land und Volk der Westfalen uns lebendig vor die Seele gestellt. Hier bietet sie sechs Novellen: Die Letzte vom

Hochhof; Seine Mutter; Die Klarkamps; Beim Musikantenpeter; Auf dem Harpenhofe; Fockmanns Zwillinge. Wie man den Erzählungen anmerkt, hat die Verfasserin frisch ins Leben hineingegriffen und Gestalten geschaffen, wie sie noch häufig genug im Lande der alten Sachsen anzutreffen sind: selbstbewusst und voll inneren Kraftgefühls der Ansicht der Leute trotzend wie Kathrin, die Sobbenbäuerin, packend die schwächste Stelle auch der Westfalen schildernd, wenn das Herz mit dem Kopfe durchgeht, wie bei eben derselben Kathrin. Die Schilderung des Volkstums ist wahr und plastisch.

Wehrhan.

Ruben, R., Widukindssagen. Gedichte. Verlag von Bruno Feigenspan, Pössneck i. Thür. 32 S. 8°. Preis?

Das Büchlein enthält nur bekannte Widukindssagen: Porta Westfalika, Widukinds silberne Wiege, Lindberg und Reineberg, Widukinds Schlauheit, die Widukindsquelle zu Bergkirchen, der Kirchenbau zu Enger, das „unechte“ Begräbnis Widukinds, die Kapitulare zu Herford, Widukinds Beisetzung. Der fliessende Rhythmus und glatte Reim bewirkt ein leichtes Lesen der Gedichte. Freunden von Sagen in poetischer Form wird die kleine Sammlung willkommen sein.

Wehrhan.

Heine, Gottfried, Krümeln un Knasten. Nigge Vertellkes iutem Surlande. Paderborn, Ferdinand Schöningh VIII und 143 S. 8° geh. Mk. 1,40. (Wörterverzeichnis. S. 140—143.)

Die heimatliche Literatur des Sauerlandes ist in den letzten Jahrzehnten in fruchtbringender Weise gepflegt und seit Friedrich Wilhelm Grimme auch weiterhin bekannt und beachtet worden. Hier liegt ein neues kleines Werkchen vor, das der Verfasser, wie das Vorwort besagt, im Auftrage des Vereins von Sauerländern in Münster herausgegeben hat. Die netten „Vertellekes“ und schönen „Dönekes“ aus dem Volksmunde des Sauerlandes sind hier gesammelt, um sie nicht der Vergessenheit preiszugeben, gewiss ein dankbares Bestreben der heutigen Zeit. Die Erzählungen, die oft ein herzhaftes Lachen auslösen, sind in der Mundart aufgeschrieben und entstammen besonders den Kreisen Marsberg, Meschede,

Brilon und Olpe. Freunden köstlichen, zuweilen derben Humors können wir das Büchlein empfehlen. Auch der Mundartforscher wird auf seine Rechnung kommen, das kleine Idiotikon kann ihm Dienste leisten, wenngleich durch die weiteren Kreisen angepasste Schreibung die Qualität der Laute verwischt ist. Wehrhan.

Hauptversammlung des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde in Köln am 1. Juli 1906.

Nach Eröffnung der Versammlung um 12 Uhr mittags verlas der 1. Vorsitzende, Prof. Sartori, den Jahresbericht. Der Verein zählt 577 Mitglieder (darunter 4 lebenslängliche und 50 körperschaftliche). Der erfreuliche Zuwachs an körperschaftlichen Mitgliedern ist in erster Reihe auf die dankenswerte Empfehlung der Regierungen beider Provinzen zurückzuführen, die eine Anzahl von Städten und Behörden — hauptsächlich im Rheinlande — veranlasst hat, dem Verein beizutreten. Die Ehrenmitgliedschaft haben angenommen die Herren Se. Exzellenz Freiherr v. d. Recke v. d. Horst, Oberpräsident von Westfalen, in Münster; Regierungspräsident Schreiber in Düsseldorf und Regierungspräsident Dr. Kruse in Minden. — Die Bibliothek umfasst 47 Nummern. Der Verein steht mit 42 anderen Vereinen und Gesellschaften gleicher und ähnlicher Richtung in Schriftenaustausch. Der Vorsitzende schloss seinen Bericht mit dem Ausdrucke des Dankes an die Mitglieder des Vorstandes, besonders an die beiden Schriftführer, und bat um weitere rege Werbetätigkeit. — Die Kassenrechnung schliesst ab mit einer Einnahme von 1822,15 Mk. und einer Ausgabe von 2025,33 Mk. Die Rechnung ist von den Herren Dr. Trense und Dr. Wrede geprüft und richtig befunden worden. Dem Kassenführer wurde Entlastung und Dank ausgesprochen. — In den Vorstand wurden die Herren Prof. Dr. Franck-Bonn, Dr. Trense-Rheydt, Dr. Wrede-Köln und Grüttefien-Elberfeld gewählt. — Die nächste Hauptversammlung soll möglichst in der Woche nach Pfingsten an einem noch vom Vorstande zu bestimmenden westfälischen Orte stattfinden. — Zum Schluss hielt Herr Dr. Wrede-Köln

einen längeren, inhaltsreichen Vortrag über: „Feiern zu Ehren der Geburt und der Taufe des Königs von Rom im Roerdepartement 1811“. — Um ½2 Uhr schloss der Vorsitzende die Versammlung.

Der Vorstand besteht jetzt aus folgenden Mitgliedern:

Prof. P. Sartori, Dortmund, Ardeystrasse 29
Univ.-Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn, Königstr. 32 } Vorsitzende.

O. Schell, Lehrer, Elberfeld, Nützenbergerstr. 31
K. Wehrhan, Lehrer, Elberfeld, Arminiusstr. 5 } Schriftführer.

O. Grüttefien, Elberfeld, Herzogstr. 33, Kassierer.

Prof. Dr. P. Bahlmann, kgl. Oberbibliothekar, Münster i. W.
Univers.-Prof. Dr. J. Franck, Bonn
Univers.-Prof. Dr. Fr. Jostes, Münster i. W.
Oberlehrer Dr. Jos. Müller, Trier
Reg.- u. Baurat v. Pelzer-Berensberg, Arnsberg
Schriftsteller K. Prümer, Münster i. W.
Rektor C. Rademacher, Köln
Oberlehrer Dr. Trense, Rheydt
Prof. Dr. Tümpel, Bielefeld
Oberlehrer Dr. Wrede, Köln } Beisitzer.

Der Verein steht im Schriftenaustausch mit:

1. Egerland, Eger.
2. Schlesische Gesellschaft für Volkskunde, Breslau.
3. Sächsischer Verein für Volkskunde, Leipzig.
4. Hessischer Verein für Volkskunde, Giessen.
5. Verein für Schweizerische Volkskunde, Basel.
6. Deutscher Volksgesangverein, Wien.
7. Globus.
8. Heidelberger Jahrbücher, Heidelberg.
9. Warendorfer Blätter für Heimatskunde.
10. Oberhessischer Geschichtsverein, Giessen.
11. Blätter für Bayerische Volkskunde, Würzburg.
12. Verein für hessische Geschichte und Landeskunde, Kassel.
13. Diözesanarchiv von Schwaben, Ravensburg (Württemb.).
14. Niedersachsen, Bremen.

15. Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde in Schwerin i. M.
16. Deutsche Volkskunde im östl. Böhmen, Braunau.
17. Blätter des Schwäbischen Albvereins, Tübingen.
18. Deutscher Böhmerwaldklub, Budweis (Böhmen).
19. Verein Heimat, Kaufbeuren (Bayern).
20. Verein für Badische Volkskunde, Freiburg i. B.
21. Westpreussischer Geschichtsverein in Danzig.
22. Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Prag.
23. Verein für ostniederländische Volkskunde, Utrecht.
24. Verein für österreichische Volkskunde, Wien.
25. Korrespondenzblatt des Vereins für Siebenbürgische Volkskunde, Gross-Schenck i. S.
26. Société belge de Folklore, Woluwe (Brabant).
27. Gesellschaft für jüdische Volkskunde, Wien.
28. „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur.
29. „Sauerländischer Gebirgsbote" u. „Tourist", Frankfurt a. M.
30. Zeitschrift für deutsche Mundarten, Ettlingen (Baden).
31. Koninckliјke vlaamsche Academie voor Taal en Letterkunde, Gent.
32. Bayerischer Verein für Volkskunst und Volkskunde, München.
33. Agram, Zbornik.
34. Berlin, Königliche Bibliothek.
35. Berlin, Universitätsbibliothek.
36. Société Neuchâteloise de Géographie à Neuchâtel (Suisse).
37. „Národopisný Vestník", Monatsschrift des cechoslavischen ethnographischen Museums in Prag.
38. „Smithsonian Institution" und „National Museum" in Washington.
39. Svenska Landsmål ock Svenskt Folklif, Stockholm.
40. Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung, Wiesbaden.
41. Verein für Heimatkunst und Heimatsschutz, Kaufbeuren (Bayern).
42. Société Liégoise de Littérature Wallonne, Lüttich.

Buchdruckerei A. Martini & Grüttefien, Elberfeld.

Zeitschrift
des Vereins für
rheinische und westfälische Volkskunde.

3. Jahrgang. 1906. Viertes Heft.

Zur Geschichte der Kölner Fastnacht.

Von **Dr. Jacob Kemp,** Malmedy.

I. Zur Genesis des Karnevals.

Volksfeste pflegen sich mit ihrem Ursprunge in graue Zeiten zu verlieren; denn der Volksgeist ist konservativ und hält mit zäher Beharrlichkeit an alten, liebgewonnenen Gewohnheiten fest. Man hat auch den Karneval weit zurückdatiert. Sicherlich mischt sich Heidnisches und Christliches in diesem Feste. Schon der Name wird mit Wackernagel auf einen altgermanisch-italischen Frühlingsbrauch zurückgeführt. Isis-Nerthus wurde mit Beginn des Frühlings auf einem Schiffswagen — carrus navalis, car-naval — über Land und Wasser geführt[1]). Noch um 1133 baut ein Bauer bei Kornelimünster ein Schiff, das auf Rädern ruht und von Webern über Land gezogen wird[2]). Wie man vermutet, sollte es in das an der Mündung der Schelde gelegene Heiligtum der Nehalennia gebracht werden, deren Kult mit dem der Nerthus verwandt ist. Männer und Frauen mit flatterndem Haar und losem Gewande umtanzen das Schiff während der Fahrt.

Derselbe Brauch wird für Italien bezeugt; der 5. März wird im römischen Kalendarium durch „Isidis Navigium" bezeichnet[3]). Man sieht in dieser Sitte den Ausdruck der Freude über die Wiedereröffnung der Schiffahrt. Brants

---

[1]) Karl Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie 1887 S. 370 f.

[2]) Jak. Grimm, Deutsche Mythologie 1875. Bd. I S. 214. Simrock a. a. O.

[3]) Ludwig Preller, Römische Mythologie 1858 S. 729.

Narrenschiff soll noch einen Nachklang an dieses Frühlingsfest bewahren[4]). Man hat „Karneval" einfacher durch das Wortspiel „caro vale!" erklären wollen; eine Deutung, die den ganzen Spott Wackernagels trifft. Wir möchten die Frage nicht entscheiden; jedenfalls ist schon früh „carnelevamen, carnelevale" für den Dienstag vor Aschermittwoch belegt[5]).

Den gleichen Widerstreit ruft die Deutung des in Deutschland gebräuchlichern Ausdruckes „Fastnacht, Fastabend, Fastelabend" hervor. Nach Wackernagel[6]) hat man ihn mit dem Verbum „faseln", ahd. fasôn, fasen, in Zusammenhang gebracht, und es wäre „Fastnacht" durch die Geistlichkeit aus dem mhd. „vasenaht", d. h. Nacht der Raserei, des Umherschwärmens, umgedeutet worden[7]). Unser „faseln" kommt erst im 17. Jahrh. als vollständig neues Verbum auf[8]), möglich wohl als Ausläufer des ahd. „fasôn".

Im Mittelhochdeutschen ist indes schon sehr früh „vastnaht, vastelnaht, vestelnaht, vastelavent, vastavend" belegt[9]); „vasnaht, vasenaht" findet sich reichlicher erst in den Fastnachtsspielen des 16. Jahrhunderts[10]). Der Ausfall des Schluss-t ist in der Volkssprache gerade nichts sehr Ungewöhnliches; besonders am Rhein und in Süddeutschland spricht man durchweg „Fassnacht", eine Form, die denn auch Schiller noch in der ersten Ausgabe seiner Werke beibehält[11]). Es liegt somit kein besonderer Grund vor, Fastnacht, Fastabend nicht aus Fast-Nacht, Fast-Abend, der Nacht resp. dem Abend vor den grossen Fasten, entstehen zu lassen. Es ist eine altgermanische Eigentümlichkeit in der Zeitrechnung,

---

[4]) Simrock a. a. O. S. 369 f.; vgl. dagegen Sebastian Brants Narrenschiff, hsgg. von F. Zarncke, Leipzig 1854 Einleitung S. LXI ff. und Vict. Michels, Studien über die ältesten deutschen Fastnachtsspiele 1896 S. 103.

[5]) Du Cange, Glossarium 1883 Bd. II, 177.

[6]) Geschichte der deutschen Literatur Bd. I, 400 Anm. 1.

[7]) Fr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch 1889 S. 79.

[8]) Moriz Heyne, Deutsches Wörterbuch 1889 Sp. 868.

[9]) Müller-Zarncke, Mittelhochdeutsches Wörterbuch 1861 Bd. III, 278. Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch 1878 Bd. III, 31.

[10]) Grimm, Deutsches Wörterbuch 1862 Bd. III, 1354.

[11]) Grimm, a. a. O. S. 1355.

Nacht und Abend schon zum folgenden Tage zu zählen[12]; denn man betrachtete noch recht primitiv den Abend als Beginn des folgenden Tages. Und so war denn die Fastnacht euphemistisch „die letzte dort ausgenossene Fresszeit vor dem Beginn der Faste“ [13]).

Ein Gleiches bestätigen auch die frühesten rheinischen Quellen, die ein Feiern der Fastnacht überliefern. Man versammelt sich an dem Abende vor Aschermittwoch in grösserer Gesellschaft zu einem festlichen Mahle, bei dem vornehmlich Fleischspeisen in ausgesuchter Qualität genossen wurden. So berichtet wenigstens Caesarius von Heisterbach (1170—1240), der für die Rheinlande wohl die frühesten, spärlichen Belege einer Fastnachtsfeier gibt[14]). Der Brauch ist bei Klerikern und Laien ungeteilt im Schwange.

II. Die Fastnacht in Köln während des Mittelalters.

Hundert Jahre später treffen wir auch in Köln einen ersten Beweis für das Begehen der Fastnacht. Das Eidbuch vom 5. März 1341 verpflichtet die Ratsherren „zu vastavende zu geinre geselschaft volleyst von der stede gude“ zu geben[15]). Die folgenden mehrfach redigierten Eidbücher bewahren diesen Passus[16]), bis er mit dem Sturze der aristokratischen Regierung im Jahre 1396 schwindet. Die einfachste Erklärung dieser Stelle geht übereinstimmend mit dem Zusammenhange

---

[12]) Vgl. noch unser „Sonnabend“ und wenn Tacitus in seiner Germania sagt: Nox ducere diem videtur. Schrader, Reallexikon der indo-germanischen Altertumskunde 1901 S. 846.

[13]) Grimm, a. a. O.

[14]) Caesarii Dialogus Miraculorum, recognovit Josephus Strange 1851. Dist. IV, 86 Bd. I p. 252; dist. X, 53. Bd. II p. 253 f. A. Fahne, Der Carneval mit Rücksicht auf verwandte Erscheinungen 1854 S. 168 Anm. 62 sucht doch zuviel in diesen Stellen. IX, 15 hat zudem mit der Fastnacht nichts zu tun. S. 155 muss es X 53 heissen; doch wird hier nicht aus Köln, sondern aus Confluentia=Koblenz berichtet.

[15]) W. Stein, Akten zur Geschichte der Verfassung und Verwaltung der Stadt Köln im 14. und 15. Jahrhundert 1893 Bd. I Nr. 6 S. 32 § 22.

[16]) Stein, a. a. O. Nr. 28 S. 86 Art. II § 18: so in sal der rat noch zo vastavende nog zo geinre andere geselschaft volleiste geiven von der steide goede. (1372 Febr.); Nr. 38 S. 122 Art. II § 8 (1382 März 3.); Nr. 49 S. 156 § 10 (1395 März 8.).

dahin, dass die Abhaltung von Ratsessen sonderlich zur Fastnacht unterbleiben solle. Bei ihren geringen Einkünften suchten nämlich die Ratspersonen sich für ihre Müheleistungen in möglichst zahlreichen und prunkvollen Essen auf Stadtkosten ein Äquivalent zu schaffen. Deshalb wurden bereits früh die für solche Gelegenheiten bestimmten Festtage und die Maximalhöhe der aufzuwendenden Kosten festgesetzt[17]). Der oben bei Caesarius belegte Brauch hat also offenbar in dem emporblühenden Köln Verbreitung gefunden, wenn er sich auch in einer für den Stadtsäckel nicht gerade empfehlenswerten Art äussert.

Noch um zwei Jahrhunderte später versichert der Verfasser der Zimmerischen Chronik, Graf Froben Christof von Zimmern (1519—1567), dass die reichen Bürger zu Köln in der Fastnacht grosse Bankette abhalten[18]). Er schildert mit ziemlicher Ausführlichkeit, wie er auf Zureden seines lustigen Gesellen, des Grafen Christof von Gleichen, mitsamt seinem Bruder und ihrem Präzeptor auf die Mummerei gegangen ist. Sie warfen sich in die Maske eines Voglers: grüne Hosen, kurze Röcke, grüne Hüte; der eine trägt einen Habicht auf der Hand, der andere einen Kloben zum Vogelfang, ein dritter eine Ledertasche mit Hühnergarn. Nach Mitternacht[19]) ziehen sie „mit stiller musica“ über die Gassen zu dem „reichsten under aller burgerschaft“, einem Herrn Wasserfass[20]). Hier werden sie mit aller Gastlichkeit aufgenommen und haben Musse, das kostbare Silbergeschirr zu bewundern, das bei den meisten Fürsten nicht in solcher Menge gefunden wird. Nachdem man sich beim Tanze sattsam amüsiert hat, lassen sich Damen und Herren an einer

---

[17]) Vgl. dazu Lau, Entwicklung der kommunalen Verfassung und Verwaltung der Stadt Köln bis zum Jahre 1396. Bonn 1898 S. 108. v. Below, Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgertum 1898 S. 92 ff.

[18]) Zimmerische Chronik, hsgg. von K. A. Barack 1881, Bd. III S. 160 ff.

[19]) Die Bankette beginnen nach ihm überhaupt: gemainlich nach mitternacht umb zwai uren, und währen schier umb die viere.

[20]) Ein Gerhard Wasserfass bekleidet in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. mehrfach die Würde eines Bürgermeisters; s. Listen der Ratsämter im Kölner Stadtarchiv.

langen Tafel zum Schmause nieder. Dabei wurde Wildbrett, Federvieh, Konfekt, Obst und sonstige Leckerbissen nicht gespart. Bei gutem Wein und Bier, trefflicher Musik und freundlichem Gespräche bleibt man bis gegen Morgen 4 Uhr zusammen. Nach Mitternacht wird das Fleisch nicht mehr angerührt. Nur Wildbrett scheint man nicht ins Fastengebot einbezogen zu haben; denn Fasanen, gebratenen Rehschlegeln, Hasel- und Feldhühnern sowie den Wildbrettpasteten wird noch wacker zugesprochen. Unser Gewährsmann deutet das dahin: „dieweil nichs warm ward ufgesetzt, war es die fasten nit gebrochen“ und beteuert: „Ich möcht noch alle tag also fasten“. —

Auch auf den Mummenschanz in der Bürgerschaft und auf das öffentlich in den Strassen sich manifestierende Maskentreiben werfen während des 15. Jahrhunderts einige wenige Ratsverordnungen, die mit Strenge dagegen einzuschreiten suchen, ein allerdings nur spärliches Licht[21]). Suchen wir uns aus diesen nicht gar zu ergiebigen Belegstellen ein Bild von dem Faschingsleben zu geben, so pflegte man nicht nur in den Tagen vor der Fastenzeit[22]) und sogar am Aschermittwoch, sondern auch in den Fasten selbst[23]) meist in

---

[21]) Stein, Akten II Nr. 94 S. 139 § 5, 6; Nr. 156 S. 266; Nr. 214 S. 355 § 30a; Nr. 249 S. 385.

[22]) Weinsberg unterscheidet einen lutzenfastabend, Donnerstag vor der eigentlichen Fastnacht, groissefastabend, Fastnachtssonntag, und lestfastabend, Fastnachtsdienstag. Buch Weinsberg Bd. IV S. 225. Für Fastnachtdienstag wird auch rechte vastnacht überliefert.

[23]) Sebastian Brant (Narrenschiff, hsgg. v. Zarncke, S. 112, Vers 55 ff.) wettert auch über diejenigen, die selbst am Aschermittwoch noch ihr unsinniges Treiben fortsetzen. Ja, er bezeugt:

„Das wesen wärt ob vierzehn tagen
Die fast gantz usz, an ettlich enden
Die karwůch důt sie kum abwenden.

Mag man das letztere auch als eine dichterische Hyperbel nehmen, so haben wir daneben doch den Bericht Francks in seinem Weltbuche Tübingen 1534 fol. 131a und b. „Auff disen tag der aescherigen mitwoch leyten sy die fasten ein mit grosser mummerei, halten bancket, und verkleyden sich in ein sunder munier. Etlich klagen und sůchen die fassnacht mit fackeln unnd latern bei hellem tag, schreien kläglich wa die Fassnacht hin kummen sey .... Den nechsten Suntag darnach gibt man der fassnacht urlaub, verbutzt und verhült sich aber, trincken sich voll, spilen und rasslen (toben) zuletst“.

Gruppen zu Fuss und zu Pferd vermummt einherzuziehen. Verwandte und Bekannte suchten sich gegenseitig zu Hause[24]) auf oder haschten einander auf der Strasse. Es musste mit Speise und Trank aufgewartet werden, oder man erbat sich eine Geldspende[25]).

Einen interessanten Einblick in die Art der Mummereien gewährt eine Eintragung in dem Protokollbuche des Rates vom 2. April 1441[26]). Es erfolgt nämlich die Bestrafung eines Wirtes, Johan van Ghynt, seitens des Rates, weil er mit vier Genossen und einem Frauenzimmer das religiöse Gefühl in der schmachvollsten Weise verletzt hatte. Sie hatten einen Reliquienschrein angefertigt, auf dem sie über einem Kissen sitzend einen Popanz mit Weihwedel und Fahnen durch die Stadt trugen. Solche Verhöhnungen des Kultus scheinen nachmals besonders in der Reformationszeit eingerissen zu sein; denn zu Beginn des 17. Jahrhunderts wird sonderlich das Mummen in Mönchs- und Beghinenkleidern gerügt[27]).

Im übrigen zog man mit Trommel und Trompeten über die Strassen; offenbar in Zügen, die von den Zunftgenossen inszeniert wurden[28]). Auf den Zunft- und Gaffelstuben selbst aber amüsierte man sich bei Tänzen, Bällen und Gelagen[29]). Die Augen bedeckte man mit einer Maske (flabis)[30]).

Zur allgemeinen Belustigung wird auch einmal ein

---

[24]) Vgl. hierzu auch: Buch Weinsberg Bd. II S. 143.

[25]) Es wird hierfür durchweg der Ausdruck „croyngelt“ belegt. Ob ihm eine tiefere Bedeutung beizumessen ist, habe ich bisher nicht feststellen können.

[26]) Stein a. a. O., Nr. 179, S. 295.

[27]) Ratsedikte Bd. 17 fol. 169 (1601 Febr. 9.) und dasselbe wiederholt ibid. fol. 170 (1603 Febr. 14.).

[28]) Buch Weinsberg Bd. IV. S. 10 und 185. Ratsedikte Bd. 17 fol. 171 (1609 Febr. 9.) wird Trummenschlag und Trummetenblasen Abends und bei Nachtzeiten in Privat-, Bürgers- oder offenen Wirtshäusern verboten. 1638 Jan. 29. wird den Junggesellen vom Lohamte die erbetene Vergünstigung abgeschlagen, Fastnacht mit der Trommel umzugehen. Rpr. Bd. 85 fol. 39 b.

[29]) Stein a. a. O. Nr. 156 S. 266, Nr. 125 S. 214. Buch Weinsberg a. a. O.

[30]) Zimmerische Chronik a. a. O. S. 161; Buch Weinsberg Bd. II, 143.

Schwein auf dem Altenmarkte in ein Gehege eingeschlossen, dazu fünf Blinde in voller Rüstung, einen tüchtigen Knüttel in der Faust, die das Tier erschlagen sollten. Das gab natürlich Anlass zu den possierlichsten Zwischenfällen [31]. Ein solches, nicht gerade humanes Schauspiel, hatte nach Hermann Corners Chronik die jeunesse dorée in Lübeck schon ein Jahrhundert früher einmal zur Fastnacht inszeniert [32].

Das Vermummen zur Fastnacht zeigt am deutlichsten ein Verschmelzen von heidnischen Frühlingsgebräuchen mit dem christlichen Kultus. Dieses Verstecken seiner Person in fremder Maske war bei den Römern an den Saturnalien und Luperkalien, bei den Germanen besonders an den Zwölf- oder Rauhnächten, die dem Julfeste vorausgingen, im Schwange [33]. Man deutet es daher, dass man zu Beginn des Frühlings ein grosses Reinigungsfest abhielt, an dem man die bösen Geister, besonders den Winter, die todbringende Jahreszeit, austrieb, weshalb noch heute in manchen Gegenden eine symbolische Figur zur Fastnacht vor den Ort geschafft, verbrannt, ins Wasser geworfen oder in die Nachbargemarkung überführt wird. Um sich vor den Dämonen unkenntlich zu machen und mit der unheimlichen Gesellschaft besser auszukommen, steckte man sich in möglichst grausige Larven [34]. Nun ist auch der ursprüngliche Zweck des Fastens nur der, den Geistern, die den Menschen auflauern, an und durch Speise und Trank keinen Eintritt in das Innere des menschlichen Leibes zu gewähren [35]. Die altheidnische Frühlingssitte heftete sich also eigentlich recht zwanglos an die grosse Fastenzeit, die die Ostern, das Frühlingsfest der christlichen Kirche, einzuleiten pflegen. —

Gemäss den Aufzeichnungen des Kölner Ratsherrn Hermann von Weinsberg, die einen guten Teil des 16. Jahr-

---

[31] Kölhoffsche Chronik in Städtechroniken Bd. XIV. S. 905 (1498 Febr. 24.) Turniere waren besonders in den oberdeutschen Städten eine beliebte Fastnachtslustbarkeit. vgl. Zarncke, Brants Narrenschiff S. 466.

[32] Al. Schultz, Deutsches Leben im XIV. und XV, Jahrh. S. 409.

[33] Du Méril, Histoire de la Comédie ancienne, Paris 1864, I. S. 75 ff.

[34] Michels, Fastnachtsspiele S. 98.

[35] Schrader, Reallexikon S. 235.

hunderts behandeln, verbindet sich noch ein anderer alter Frühlingsbrauch, das Ausrufen der „Lehen“, in Köln mit der Fastnacht. Nach einer besonders am Rhein, in den Niederlanden und in Hessen verbreiteten Sitte werden in der ersten Mainacht, der Walpurgisnacht, die heiratsfähigen Mädchen an den Meistbietenden versteigert; jeder Bursch erhält seine Braut für das kommende Jahr zugesprochen[36]) Ein Gleiches geschah nach Weinsbergs Bericht in Köln auf Fastnachtsdienstag und wurde durch Pochen an die Stubentür kundgemacht[37]). Mittfasten — Lätare oder Rosentag — pflegen die Jungfrauen ihren zuerkannten „Lenchen“ schön verzierte Bretzeln[38]) zu senden, wohingegen die Burschen ihren Erkorenen am 1. Mai den „Meikneildrank“ — die Maiweinbowle — in silbernen Kannen spenden. Man ladet sich dann gegenseitig zu Gast und hält fröhliche Gesellschaft[39]). Ein Nachklang an diese Sitte mag sich noch in dem alten Fastnachtsliede bewahrt haben:

„Fastelovend kütt eran
Spille mer op der Büsse,
Alle Mädcher krigen 'ne Mann
Ich un och mi Söster[40]).“ —

Ohne Zweifel deutet hierauf auch ein zweites von Ernst

---

[36]) Grimm, Mythologie II, 657 Anm. Simrock, Mythologie S. 586.

[37]) Buch Weinsberg Bd. IV, S. 185, 253.

[38]) „In der Pfalz und umliegenden Gegenden gehen am Sonntag Lätare, welchen man den Sommertag nennt, die Kinder auf den Gassen umher mit hölzernen Stäben, an welchen eine mit Bändern geschmückte Bretzel hängt, und singen den Sommer an . . . .“ vgl. „Des Knaben Wunderhorn“ neu hsgg. v. Friedr. Bremer, Leipzig, S. 798. Zu vergleichen ist auch die Mitteilung bei Sebastian Franck, Weltbuch fol. 131 b: Zu mitterfasten ist der rösen Suntag . . . . An diesem tag hat man an ettlichen orten ein spil, das die buben an langen rütten bretzlen herumb tragen in der stat, und zwen angethone mann, einer in Syngruen oder Epheu, der heisst der Summer. Der ander mit gemuess angelegt, der heisst der Winter, dise streitten mit einander, da ligt der Summer ob und erschlecht den Winter, darnach gehet man darauff zum wein.

[39]) ibid. S. 163. Obiges erinnert an den Minnetrunk bei Simrock S. 379.

[40]) Auf dieser Grundlage würde der Spruch eine zwanglosere Erklärung finden als bei Simrock a. a. O. S. 372.

Weyden mitgeteiltes Liedchen[41]), das in seiner Jugend zugleich mit dem vorhergehenden die kleinen Mädchen sangen, wenn sie auf Weiberfastnacht in grösserer oder kleinerer Gesellschaft durch die Strassen zogen:

„Aennche, Susaennche,
Wat haess do en dingem Kaennche,
Rude Wing of wisse Wing?
Morge salls do Bruck sinn."

Man wird Köln wegen seines Karnevals unter den mittelalterlichen Städten keine allzu hervorragende Stelle einräumen dürfen. Dafür sind die Belege und Anklänge doch zu selten. Jedenfalls ist der Fasching in den süddeutschen Städten, besonders in Nürnberg, viel bedeutender. Es wirken hier unmittelbar die pomphaften Veranstaltungen Italiens ein, das Aufzüge, bestehend aus grossen Prunkwageu und Maskengruppen, schon früh aufweist[42]) Ein Wiederklang einer solchen allgemeinen, grössern Maskenfeier dürfte sich in dem seit 1449 offiziell inszenierten Schembartlaufen Nürnbergs finden. Es gestaltet sich zu einem grösseren Festzuge, den ein kunstvoll erbauter Wagen, die sog. Hölle, beschloss. Dieser Wagen stellte eine die städtischen Ereignisse des Jahres persiflierende Begebenheit dar mit lebenden oder ausgestopften Figuren. In den Masken sind Anklänge an die italienischen Aufzüge unverkennbar[43])

III. Übergang zur Neuzeit.

Mit dem Beginn der Reformation schwindet ein gut Teil der Feste, die für den poetischen, farbenfrohen Sinn des mittelalterlichen Menschen ein unentbehrliches Ingredienz im sonst so eintönigen Leben bildeten. Der Humanismus schuf einen weltlichen Gelehrtenstand, der sich immer mehr zum Träger der höheren Kultur ausbildet. Und diese Gelehrtenkultur verdrängt seit der Mitte des 16. Jahrhunderts im Bunde mit der von Westen übernommenen höfischen Kultur allmählich

[41]) Weyden, Köln am Rhein vor fünfzig Jahren. 1862, S. 116.

[42]) Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien, 1878. Bd. II, S. 156 ff.

[43]) Vgl. Michels, Fastnachtsspiele S. 99 ff. Schultz, Deutsches Leben S. 411 f.

das Volkstum.[44]) Vornehmlich aber beginnt jetzt für den Karneval eine kritische Zeit. Mit puritanischer Strenge gehen die Reformatoren gegen ihn vor[45]), wohl nicht mit Unrecht; denn er hatte in jenem derben, naturalistischen Zeitalter grobe Auswüchse gezeitigt.[46]) Ausserdem hatte auch ein Feiern der Fastnacht im Ritus der protestantischen Kirche jeden Halt und Sinn verloren. In protestantischen Gegenden, und damit in dem weitaus grössern Teile Deutschlands, schwindet der Karneval fast ganz.

In Köln aber überdauert der Mummenschanz die Ungunst der Zeit. Und das ist, abgesehen davon, dass Köln eine durchaus katholische Stadt blieb, nicht wunderbar; denn kaum zwei Jahrzehnte vor der Reformation beginnen die grossen Entdeckungen die breite Handelsstrasse zu erschüttern, die von Italien über Nürnberg nach Köln weist und hier westlich und nordöstlich ausstrahlt. Köln ist matt gesetzt. Sein treues Festhalten an Rom war auch nicht geeignet, seine Stellung zu heben. Immer mehr gerät es abseits der grossen Strasse, wo die Hauptschlagader des Lebens pulsiert. Und so beginnt hier eine Stagnation des öffentlichen sowohl wie des Volkslebens.

Ab und zu geben denn auch die zur Fastnachtszeit ausgegebenen Verordnungen des Rates gegen das Maskentreiben den Beweis, dass man nur ungern von einer Feier der Fastnacht absah. Solche Mandate kehren besonders in den Kriegen wieder, die die Kabinettspolitik Ludwigs XIV. entfachte, und von denen der Niederrhein schwer heimgesucht wurde[47]); denn abgesehen davon, dass solche traurigen Zeitläufte der tollen Lust abhold waren, musste der Rat befürchten, herumziehendes Gesindel werde die Maskenfreiheit zu Ausschreitungen und Anschlägen missbrauchen.

---

[44]) Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur. 1904. S. 503, 525 ff.

[45]) Floegel, Geschichte des Grotesk-Komischen. 1887. S. 275 ff.

[46]) Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. Bd. VIII, 1894, S. 270 f.

[47]) Ratsedikte, 17, 175 (1681 Jan. 29); 17, 176 (1683 Febr. 9); 17, 177 (1686 Febr. 21); 27, 74b (1691 Febr. 23.); 15, 4b (1696 Juni 1.); 27, 175b (1697 Febr. 15.); 27, 215b (1699 Febr. 23.). Rpr. Bd. 147, 54 (1700 Febr. 19.); 150, 41b (1703 Febr. 16. Nur den Kindern gestattet); 153, 36b (1706 Febr. 8.); 154, 64b (1707 März 4.); 155, 59a (1708 Febr. 15); 168, 59a (1721 Febr. 21.).

In seiner Sitzung vom 4. März 1707 beschäftigt sich der Rat auch einmal mit den Masken (flabessen), die in den „Winkellfensteren" zum Verkauf ausgestellt werden und gar zu abscheulich sind. Die beiden Polizeimeister der Stadt, die Gewaltrichter, werden beauftragt, die Verkäufer zu ermahnen, dass sie „dergleichen gesichter einstiffelen", widrigenfalls soll man die Masken konfiszieren[48]). Im Jahre 1709 haben einige Pfarrgenossen aus St. Kunibert auf Aschermittwoch[49]) vermummt um die St. Lupuskirche und zwar „bey wehrendem Gottesdienst mit spiell undt gethön getanzt" und sonstigen Unfug getrieben. Darnach sind sie auf der Maximinenstrasse in dem Brauhause „Zur Kaulen" eingekehrt und haben dort den Tag „mit fressen undt sauffen nicht ohne jedermans scandal undt ärgernus" zugebracht. Diese Angelegenheit bereitet einem hochwohlweisen Rate in seiner Sitzung vom 14. Februar 1709 nicht wenig Kopfzerbrechen[50]).

Es sind also immerhin Beweise genug vorhanden, dass der Kölner in friedlichen Zeiten der guten alten Sitte des Mummenschanzes weiter gehuldigt hat.

IV. Die französische Zeit.

Als am 6. Oktober 1794 der französische General Championnet in die stark heruntergekommene Stadt einrückt, findet er noch so manchen Anklang an verschwundene, bessere Zeiten. Auch Held „Bellejeck", der Pritschmeister der Bauerbänke, durchzieht wie vor alters auf Weiberfastnacht, seine Sprüchchen hersagend, die verödeten Strassen und kündet das beginnende festliche Treiben an[51]). Aber die

---

[48]) Rpr. Bd. 154 fol. 64b.

[49]) Dass gemeiniglich am Aschermittwoch noch den Fastnachtslustbarkeiten gehuldigt wurde, haben wir bereits im Mittelalter belegt.

[50]) Rpr. Bd. 156 fol. 45b.

[51]) Ich entnehme diese Figur den der französischen Zeit am nächsten liegenden Abhandlungen über den Karneval: Kölns Karneval im Jahre 1829. Köln 1829 S. 13 f.; Fahne, Der Carneval 1854 S. 167; Weyden, Köln am Rhein vor fünfzig Jahren, 1862 S. 115, bemerke aber, dass mir in den Akten weder seine Person, noch das oft wiederholte „il est permis au citoyen Bellenjeck de faire son tour" aufgestossen ist.

neuen Herren waren aufgeklärte Leute, und der Platzkommandant citoyen Daurier legt dem armen Gesellen und seiner Gefolgschaft bald das Handwerk. Am 12. Februar 1795 befiehlt ein aus seiner Kanzlei hervorgehendes Dekret[52]) dem Kölner Magistrat, gegen den Karneval einzuschreiten, mit der Begründung, dass die Übelgesinnten „ne manqueraient sûrement pas de profiter de ce que vous appellés ici le Carrnaval, pour amener quelques dèsordres, dont la horde aristocratique saurait tirer un avantage quelconque“. Es soll daher verboten sein „de courir les rues soit individuellement, soit collectivement, étant masqués ou déguisés de manière quelconque“. Zur Abhaltung eines Balles ist besondere Erlaubnis vom Platzkommandanten einzuholen. Diese wird nur dann erteilt, wenn der städtische Magistrat und Aufsichtsrat ihr Gutachten dahin abgeben, dass die gute Führung derer, die eine solche Belustigung vorschlagen, für ihre Handlungen bürge.

Ein halbes Jahrzehnt haben die Kölner ohne den Karneval leben müssen. Erst am 10. Februar 1801 wird die Feier desselben wieder freigegeben[53]). Doch sind alle, die eine Maske tragen, gehalten, auf dem Wohltätigkeitsbureau in dem ehemaligen Minoritenkloster eine Karte für 30 Centimes zu lösen. Der Erlös wird zum Besten der Armen und Dürftigen

---

Seine Person entspricht den aus den spätmittelalterlichen Spielleuten, Wappendichtern und Ehrenholde hervorgegangenen Reimsprechern. Diese unterhielten und belustigten bei städtischen oder höfischen Festen die Menge mit witzigen Sprüchen und besangen die Feierlichkeit selbst sowie deren vornehmste Teilnehmer. Den Namen führten sie von der Pritsche, dem Lotterholze, durch dessen klatschenden Schlag sie die Aufmerksamkeit der Hörer auf sich zu lenken suchten. Die obigen Darstellungen stimmen bei seiner Beschreibung darin überein, dass er in der einen Hand die Pritsche, in der andern eine Zitrone (einen Apfel bei Weyden) trug und, von einigen Geigern begleitet, durch die Strassen schwärmte, vor den Häusern der reicheren Bürger seine Spruchreime hersagte und dann ein Trinkgeld erhielt.

[52]) Ratsedikte Bd. 17 fol. 178.

[53]) Französische Abteilung Kapsel 30 D 1 fol. 11: Konzept des betreffenden Ediktes. Das publizierte Edikt ist im Stadtarchiv nicht vorhanden. Ein solches, das den Karneval gestattet, liegt erst vom 7. Februar 1804 vor. Ratsedikte Bd. 17 fol. 180. Auf dieses bezieht sich Weyden, a. a. O. S. 115, wenn er fälschlich die Erlaubnis zur Feier der Fastnacht ins Jahr XII der Republik setzt.

verwandt. Im ersten Jahre nahmen 1273 Personen Erlaubniskarten[54]). Es wird in den Akten mehrfach darauf hingewiesen, dass die Polizeibeamten das Vorzeigen dieser Karten besonders auf den Maskenbällen verlangen sollen[55]). Es ist verboten, eine Waffe zu tragen[56]). Die Verkleidung soll anständig sein und nicht auf den Kult oder die Zivil- und Militärbehörden Bezug haben[57]).

Im Jahre 1805 März 21. wird eine Beleuchtung der Strassen in den drei Nächten des Karnevals angeordnet. Deshalb ist es dem einzelnen erlaubt, „de passer sans feu pendant les nuits du Carnaval" [58]); denn auch darin steckte Köln noch in den Schuhen des Mittelalters[58a]), dass ihm eine Beleuchtung der Strassen gänzlich fremd war. Ging man abends aus, so war man gezwungen, einen der „Leuchtemänner" zu dingen, die mit lodernden, qualmenden Pechfackeln an den Strassenecken lungerten und mit lautem Geschrei den Vorübergehenden ihre Dienste anboten[59]).

Das Edikt vom 10. Februar 1801 gestattete anfänglich den Masken nur bis 6 Uhr abends sich auf den Strassen zu zeigen. Indes auf die an den General Vernier gerichtete Bitte des Bürgermeisters von Wittgenstein „de faire sonner la cloche de la retraite bourgeoise une heure plus tard qu'à l'ordinaire[60])", ergeht am 22. Pluviôse an XII (1804) die Genehmigung „de ne faire sonner .... qu'à onze heures[61])".

---

[54]) Beobachter Nr. 608.

[55]) Franz. Abt. a. a. O. fol. 57, 60 und noch mehrfach dort.

[56]) ibid. fol. 16, bitten zwei Bürger um die Erlaubnis „en réprésentant un rôle propre à amuser honnêtement le public ...... de porter quelques armes, qui leur sont indispensables pour faire bien réuissier leur réprésentation". Das Gesuch wird abgeschlagen.

[57]) ibid. fol. 47 a. b. beschäftigen sich mit einer Gesellschaft junger Leute, die vorhatten, eine Maskerade zu veranstalten und die „Administration des Droits réunis" ins Lächerliche zu ziehen.

[58]) ibid. fol. 28.

[58a]) Vgl. Kemp, Die Wohlfahrtspflge des Kölner Rates in dem Jahrhundert nach der grossen Zunftrevolution 1904 S. 53 f.

[59]) Weyden, a. a. O. S. 131.

[60]) Franz. Abt. a. a. O. fol. 23.

[61]) ibid. fol. 24.

In den folgenden Jahren fällt während der drei Karnevalstage das Läuten der Bürgerglocke überhaupt weg[62]).

Napoleon, der allmächtige Konsul der Franzosen, rüstete sich eben damals, die Kaiserwürde in seiner Person zu vereinigen. Am 18. Mai 1804 wird er durch einen Senatsbeschluss zur Befestigung des Staates und zur Sicherheit seiner eigenen Person zum erblichen Kaiser der Franzosen erklärt und durch Volksabstimmung sanktioniert. Man weiss, dass Bonaparte, wie er seine Völker in den Tod zu schicken, sie auch zu amüsieren verstand. —

Weyden berichtet, dass in der französischen und nachfranzösischen Zeit grössere Masken-Gesellschaften, die sog. Bände, auf den Strassen und in den Häusern die im Laufe des Jahres vorgekommenen Stadtlächerlichkeiten in dramatischen Vorstellungen geisselten.[63]) Andere Quellen bestätigen dies.[64]) Vor allem aber führen uns lebendig in das Treiben dieser einzelnen Maskengruppen die Mitteilungen ein, die damals jeweils um Karneval in der rheinischen Zeitung „Der Beobachter" erschienen. Sie wurde herausgegeben von Gotthilf Theodor von Faber, Professor der französischen Sprache und Literatur an der Zentralschule in Köln, nachmals russischer Staatsrat.

Zum Jahre 1802 schreibt der Beobachter[65]): „Von Gesellschaften zeichneten sich eine Bergknappenpartie durch Kleidung und Musik, ein Doktor mit seinem Gefolge durch ein niedliches Gedicht und artigen Gesang, mehrere Papagenas durch ihre Kostüme aus. Die Gassenkehrerinnen mit ihrem Anführer, und die Friseurs, die es an Puder nicht fehlen lassen, blieben nicht unbemerkt." Zum Jahre 1804[66]): „Unter den Charakter-Masken zeichneten sich mehrere Gesellschaften durch sinnreiche Erfindung und durch lehrreiche Deutung aus. Eine derselben stellte eine untere Volksschule dar, wie sie

---

[62]) ibid. fol. 29 ff.

[63]) Weyden, a. a. O. S. 117.

[64]) Kölns Karneval im Jahre 1829 S. 13. Kölns Karneval, wie er war, ist und sein wird. Vom Magister loci [d. i. Edmund Stoll], S. 57.

[65]) Nr. 608.

[66]) Nr. 963, S. 293 f.

leider fast noch alle beschaffen sind, und sehr treffend wurden hier die Missbräuche der ersten Erziehung gerügt. Es versteht sich, dass die Schüler, die hier die Bänke vor dem bewaffneten Schul-Monarchen auf der Strasse aufschlugen, Leute von merklich hohem Wuchs waren. Eine andere Gesellschaft stellte die Advokaten der alten und der neuen Zeit vor, und ihrem Zuge folgte der Esel in natura, über dessen Schatten einst ganz Abdera in Bewegung gesetzt ward. Ein reichhaltiger Stoff, der sehr artig behandelt war! Eine andere Gesellschaft bestand aus Politikern, welche sich um die Welt-Angelegenheiten zankten und Herr Status quo mit seinen tausend Unterschriften, wie im bekannten Stücke, machte seine Rolle vortrefflich. Ausser diesen Gesellschaften sah man eine, die ein Vogelschiessen vorstellte, eine andere führte den Zug aus Schinderhannes Leben und Thaten vor, wo er zu seiner Belustigung einen Haufen furchtsamer Hebräer die Stiefel ausziehen lässt.“ Und zum Jahre 1805[67]): „Recht sinnreich war der Gedanke durch einen vorgetragenen Spiegel, dessen Decke vor jedem Vorübergehenden verschwand, das Porträt der Narren darzustellen. Wer hat hineingesehen, und sich nicht über die treffende Wahrheit des Gedankens gefreut? Schade, dass das Wetter die Gesellschaft hinderte, ihre Spässe im Freyen zu machen, und dass in den Häusern, wo sie geschehen mussten, nur wenige Zuschauer seyn konnten. Alles ist mit vieler Lebendigkeit und mit gänzlichem Ineinandergreifen dargestellt worden. Die auftretenden Charakter waren ein Redner, ein Philosoph, ein Dichter, ein Verleger in ihren Mode-Extremen und neuen oder alten Sünden. Viel Treffliches ist trefflich gesagt und durch Handlung versinnlicht worden. . . . Wir erwähnen nur die ausgesuchte Musik dieser Gesellschaft. Einige Astrologen mit einem ungeheuren Tubus sagten sehr artig Glück und Unglück vorher. Eine Gesellschaft hinkender Bothen rügte launig die Calendermacherey. Eine Gesellschaft Friseurs züchtigte einen herbeygelaufenen Bessermacher. Fassbinder übten ihr Handwerk, pumpten Wein mit dem Heber und theilten aus. Waffelbäcker, reinlich gekleidet und mit reinlichen Instrumenten versehen, bucken

[67]) Beobachter Nr. 1151, S. 1044 ff.

in einem Hui, in den Häusern, in die sie traten, Waffeln, die die Umstehenden recht schmackhaft fanden. Ein Automate, in Erinnerung eines kürzlich dagewesenen, liess Prophezeiungen aus seinem Mundtrichter ergehen. Musik und Gesang begleitete alle Darstellungen."

Die Mitteilungen zum folgenden Jahre 1806 (20. Febr.)[68]) sind um so interessanter, weil der Text der Aufführung im Schauspielhause, von der dort gesprochen wird, uns erhalten ist und Joh. Heinr. De Noël zum Verfasser hat. Der Beobachter schreibt: „Der grosse Ball im Kuhberge am Faschings-Sonntage war dieses Jahr nicht so ergiebig an auffallenden, bemerkenswerten Masken. Einige haben besonders die Aufmerksamkeit des Publikums erregt; so z. B. eine Schauspielergesellschaft und ein mit seinen Postillonen reisender Posthalter. Beyde waren von Musik begleitet und ergötzten durch einen überaus angenehmen Gesang. Die letztern hatten ihre Maskeraden mehr für die Häuser, die erstern mehr für Strassen berechnet. . . Das Hauptvergnügen war für den Dienstag vorbehalten; denn an diesem erschienen eine weit grössere Anzahl Masken, ohne dass man jedoch neue grosse Maskenzüge bemerkte. Aller Neugierde blieb für den Nachtsball gespannt, der im Schauspielhause gegeben wurde. . . . Auf dem Balle selbst erschienen die Masken einiger alten Kölner mit der Maske eines jüngern Kunstliebhabers und hielten über die Verzierungen im Schauspielhause, deren Sinn den Profanen dunkel bleiben könnte, eine äusserst witzige, gereimte und ziemlich grosse Rede. Auch wurde sie umgetheilt. Schade nur, dass sie so wenig ins Publikum kam." [69])

---

[68]) Beobachter Nr. 1327, S. 1760.

[69]) Es ist das, wie bereits oben mitgeteilt, die De Noëlsche Fastnachtsfarze: „Ein nagelneues Büchellein, worinnen ausdrücklich beschrieben seyn alle Bildchen und Figuren, Thiere, Kænnchen und Posituren, als welche im Komœdien-Haus angebracht und mit Couleuren auf die Wand gemacht, die sonsten niemals dagewesen, — gar amüsierlich zu lesen. Sehr hochgelehrt und sittlich und fein gebracht in folgende Reimelein; vom Herrn Auctore bey seinem Leben in schœnem Drucke herausgegeben, im Jahre, wo man nach dem vorigen Tex zuerst wieder schrieb 18 hundert und 6." Schreinermeister Wammes und Konfrater Bretzel suchen in recht drolliger Auseinandersetzung die antiken Malereien und

Offenbar haben wir in den Maskengesellschaften, die auf der Strasse und in den Häusern ihre zum Teil improvisierten, zum Teil vorbereiteten Possen vortrugen, einen letzten Überrest, der im 15. und 16. Jahrhundert besonders in Süddeutschland weitverbreiteten derb-satirischen Fastnachtsspielen. Über das 17. Jahrhundert hinaus verliert sich ihre Spur. Das Lustspiel, dessen Entwicklung sich ohne Zweifel an sie anlehnt, hat sie aus einer breiteren Öffentlichkeit verdrängt[70]).

Texte solcher kölnischen Fastnachtspossen haben sich nur wenige, und diese erst aus späterer Zeit, erhalten[70a]). Weyden teilt den Namen eines Mannes mit, der sich in dieser Gattung der Poesie besonders hervortat. Er hiess Hoffmann

---

Skulpturen am neuen Schauspielhause in der Schmier-(Komödien-)strasse zu erklären. Ihre Auslegungen berichtigt mit überlegener Weisheit der Lizentiat Stüsskant.

[70]) Interessant ist, dass sie sich in dem stillen und dem Verkehr entlegenen Gebirgsstädtchen Malmedy bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Vgl. Rehm, Malmedy und das Tal der Warche, S. 34 f.

[70a]) W. Walter, Der Carneval in Köln. Köln 1873; teilt S. 12 mehrere Titel solcher Possen mit: „Die Volksschule“, „Die Advokaten der alten und neuen Zeit“, „Herr Statusquo“, „Die Bettler“, „Die Modenärrinnen“, „Le génie français“, „Die moderne Erziehung“, „Dialogus latino (sic!) comicus“, „Die Poststation oder der Aufenthalt im Gasthofe“, „Der Bannerrath“, „Die Schlacht und der Sieg bei Worringen“. Bei dem problematischen Charakter des Werkchens wage ich nicht zu entscheiden, ob diesen Angaben — sie decken sich ja zum Teil mit dem im Beobachter Mitgeteilten — irgend welches Gewicht beizulegen ist. Die Kölner Stadtbibliothek bewahrt aus der Zeit vor 1820 nur folgende Fastnachtsspiele: Ein nagelneues Büchellein usw. von De Noël; und von demselben Verfasser: „Jocosa descriptio, das ist: Beschreibung gar lustig und froh von dem, was sich Neues in unseren Tagen merk-, schreib-, sodann druckenswert zu hat getragen; als nemblich: was sich in der hiesigen Stadt Colonia (Cöllen) ereigenet hat“ erschienen 1808. Ferner „Dialogus satiro-comicus, oder satirisch-komisches Gespräch zwischen vier Gevaterleuten über den jetzigen Ton. In kölnischem Dialekt. Eine Farze für die Fastnacht vom Jahre 1810.“ „Der verlorene Sohn. Schwank in kölnischem Dialekte (Manuskript). Aufgeführt Karneval 1811 in der „Olympischen Gesellschaft“. „Wie holt Ihn der Teufel? Fastnachtsspiel im Jahre 1814. Zum Besten der kölnischen Freiwilligen.“ „Die Poststation oder der Aufenthalt im Gasthause, Eine kölnische Fastnachtsposse in 1 Akt. 1818.“

und war stadtkölnischer Beamter[71]). Ein Weiteres ist von ihm nicht bekannt. Jedenfalls aber werden die Mitglieder des damals in Köln blühenden literarischen Zirkels, der „Olympischen Gesellschaft", — von De Noël haben wir es bereits belegen können — hier weitgreifenden Einfluss geltend gemacht haben[72]).

Geben wir ein allgemeines Bild des Fastnachtstreibens in dieser Zeit[73]), so eröffneten Sonntags die Kinder den Mummenschanz, der seinen Höhepunkt Montags erreichte, wo die Erwachsenen zu Fuss, zu Pferde und zu Wagen, einzeln oder in Gesellschaft unter Musik und Gesang die Stadt durchzogen. Das Hauptleben entwickelte sich auf der Hochstrasse und von dort zum Altenmarkte hin. Dann herrschte in den Häusern die weitgehendste Gastlichkeit; man besuchte sich gegenseitig und wurde, bei der besonders für die Fastnacht reichlich bestellten Küche, aufs beste bewirtet.

Daneben spielte sich ein gut Teil der Fastnacht auf den Redouten ab, Maskenbällen, die auch jetzt noch wie im Mittelalter lange vor der eigentlichen Fastnacht in den grösseren Gesellschaftssälen Kölns in Szene gingen. Als die hervorragendsten Bälle werden der im Kuhberge, im Cremerschen Saale, im Steinischen Garten, bei Monheim, bei Ehl auf dem Domhofe und derjenige im Schauspielhause genannt. Zum Kehraus fuhr man Aschermittwoch nachmittags zum Türmchen[74]), wo sich alter Sitte gemäss die ganze elegante Welt beim Kaffee versammelte. „Und die holden Kinder, die bisher die Tanzsäle umschlossen, brachten der Natur und dem nicht mehr fernen Frühling das erste Opfer ihrer Verehrung dar."[75])

Eine bemerkenswerte Episode aus der Fastnacht des Jahres 1812 hat Weyden in seinen Aufzeichnungen bewahrt. Damals begleiteten die in Köln lagernden und für den Feldzug

---

[71]) Weyden, a. a. O. S. 117.

[72]) Vgl. Hubert Ennen, Die Olympische Gesellschaft zu Köln. Würzburg. 1880.

[73]) Vgl. dazu Weyden, a. a. O. S. 116 ff. und vor allem die einzelnen Berichte des „Beobachters".

[74]) Ein Vergnügungshaus im Norden der Stadt.

[75]) Beobachter Nr. 1327 S. 1760.

nach Russland bestimmten französischen Reiterregimenter den Zug, der die Fastnacht begrub, in voller Rüstung, am blitzenden Helme den wallenden Trauerflor[76]). Wir bezweifeln, dass die Sitte, die Fastnacht zu begraben, in Köln heimisch war; es müsste denn sein, dass sie von den Bauerbänken ausging. Sonstige Belege oder nur Andeutungen finden sich nicht. Dieser Brauch ist vorwiegend bei den Slaven, Romanen und stellenweise in Süddeutschland verbreitet[77]). Es wird sein, dass die Franzosen, die in damaliger Zeit überhaupt die Fastnacht besonders in den protestantischen Teilen Deutschlands wieder belebt haben[78]), diesen Heimatsbrauch aus eigener Initiative inszenierten.

V. Der moderne Kölner Karneval. Seine Entstehung.

Die Geburt des modernen Kölner Karnevals setzt man ins Jahr 1823. Wie so manches Eigenartige in unserm Volksleben geht auch er aus der romantischen Strömung hervor. Es ist jedenfalls eine seltsame Erscheinung zu sehen, wie damals ein Kreis geistvoller und hochstehender Männer — Laien und Kleriker — mit einer heute nur schwer verständlichen Begeisterung an der Organisation des Fastnachtslebens arbeiten. Und eben nur aus jener wunderbar erregten Zeit ist sie zu verstehen. In der jugendfrischen, ritterlichen Zeit der Freiheitskriege reifte die junge Romantik aus, die in Deutschlands schmachvollster Zeit das Auge des bedrückten Volkes auf die vergangenen glorreichen Tage des hl. römischen Reiches deutscher Nation gewandt hatte. Die Romantik brachte wieder Achtung und Liebe zu dem Denken und Fühlen des Volkes; sie erweckte seine Lieder, Märchen und Sagen zu neuem Leben. Als die Diplomatie die neue Karte von Europa entworfen hatte, gährte im Volke das unbewusste Streben nach seinen Idealen weiter. Die junge Generation hatte mit die Hände geregt zum grossen Werke der Freiheit, den Glauben und die Hoffnung an die Erstehung der alten Kaiserlichen

---

[76]) Weyden a. a. O. S. 118.

[77]) Grimm, Deutsche Mythologie. Bd. II S. 637 ff.

[78]) Keil, Geschichte des Jenaischen Studententums. Leipzig 1858. S. 304 ff.

Herrlichkeit in der Brust. Und nun sollte sie sich wieder unter den ganzen flachen Ernst des Lebens beugen. Der Blick blieb rückwärts gewandt, und der Geist ist so unendlich überspannt.

Die zwanziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts waren wie im allgemeinen, so auch für Köln eine geistig regsame und bedeutende Zeit. Es fehlt uns leider zu genauer Beurteilung bei der allgemeinen Dürre der lokalgeschichtlichen Forschung vornehmlich auf litterarischem Gebiete eine eingehendere, belangreiche Untersuchung. Aber wir treffen doch Namen in der damaligen geistigen Welt Kölns, die unbedingt eine Würdigung verdienen. Da ist vor allem der Domkaplan und Religionslehrer Wilhelm Smets[79]), der Sohn der hochberühmten Schauspielerin Sophie Schröder am Wiener Burgtheater. Ein zweiter Zacharias Werner, wenn es auch weniger dunkle Seiten in seinem Leben gibt, wurde er nach bewegten Tagen im Jahre 1822 in Köln zum Priester geweiht. Neben ihm steht sein Freund Christian Samuel Schier.[80]) Beide sind nicht unbedeutende poetische Talente, beide echt romantische Gestalten. Sie haben begeistert in den Freiheitskriegen mitgefochten. Smets trotz seiner schwächlichen Konstitution. Schier ward dann Mitbegründer der Burschenschaft in Jena; sein unerschrockenes Hervortreten beim Wartburgfeste zwang ihn zur Flucht nach New-York. 1820 kehrte er zurück und nahm seinen Wohnsitz in Köln. Hier starb er bereits 1824.

Zu beiden gesellte sich De Noël, der letzte Jünger der Olympischen Gesellschaft, jenes schöngeistigen Klubs, der in der Franzosenzeit ein bescheidenes Dasein fristete. De Noël besass eine starke romantisch-ironisierende Ader. Sein Gebiet war von Haus aus die Satire. In seinen Dichtungen bediente er sich mit Vorliebe der plattkölnischen Sprache. Wir nennen ausser diesen Männern noch: Dilschneider, die Gebrüder Nückel, Holthoff und vor allem den Mann der Tat, der vornehmlich die romantischen Pläne jenes Kreises leitete und zu realisieren suchte, den noch jugendlichen Sohn des vormaligen französischen Maires: Heinrich von Wittgenstein.

[79]) Allgem. Deutsche Biographie, Bd. 34, S. 482 ff.
[80]) ibid. Bd. 31, S. 184.

Dass das Fastnachtsleben in Köln sich in jenen Jahren noch in den alten Bahnen erhalten hatte, beweist eine Verordnung der preussischen Regierung, der die Rheinlande 1814 zugesprochen worden waren. Sie ist erlassen am 22. Februar 1821 und gestattet die Fastnacht unter den gleichen Bedingungen, welche die Franzosen vorgeschrieben hatten.[81]) Erlaubniskarten sind für 2 Groschen Preuss. Kourant zu nehmen. Das Fahren und Reiten durch die Strassen darf nur im Schritt geschehen, und den Kutschern wird es zur strengsten Pflicht gemacht, bei den Wendungen aus einer Strasse in die andere grösste Vorsicht zu gebrauchen. Alle Nachtsbälle und sonstige Tanz-Lustbarkeiten müssen um 4 Uhr morgens geschlossen sein.

VI. Das Jahr 1823. Der Maskenzug.

In dem Kreise der oben genannten Männer reifte nun der Plan, das ganze Fest in einer allgemeinen Idee ausleben zu lassen.

In wöchentlichen Sitzungen beriet man die Angelegenheit. Und recht bezeichnend für den Geist der Zeit sollte in einem grossen Aufzuge die Thronbesteigung König Karnevals dargestellt werden. Was draussen in der grossen Politik versagt blieb, wurde hier mit dem ganzen attischen Salz und der Ironie der Romantik durchgeführt. Wir geben die Darstellung des Zuges und der festlichen Aktion nach dem uns vorliegenden:

„Programm des Maskenzuges am Fastnacht-Montag 1823
zu Köln am Rhein[82])

§ 1. Der in ganz Teutschland einstens so berühmte kölnische Carneval soll durch Zusammenwirken mehrerer Verehrer alter Volksthümlichkeit in diesem Jahre durch einen allgemeinen Maskenzug erneuert und gefeiert werden. Die dabei zum Grunde gelegte Idee ist die Thronbesteigung Carnevals, gedacht als König des Volksfestes.

---

[81]) Ratsedikte Bd. 17, 182.

[82]) Historisches Museum der Stadt Köln Abt. Karneval, Mappe 11, 2 fol. 70.

§ 2. Zu dem Ende versammelt sich Montags (10. Februar) 9 Uhr die Fussgarde vor der Wohnung des Helden Carneval, wo sie sich als Ehrenwache aufstellt.

§ 3. Um dieselbe Stunde vereinigen sich die theilnehmenden Mitglieder in vollständigem Masken-Anzuge in dem Hofraum des Hrn. Posthalter Pauli, in welchen denselben bei Vorzeigung einer Karte der Eintritt gestattet wird.

§ 4. Der Zug bewegt sich unter Leitung des Festordners auf den Neumarkt[83]), und stellt sich auf der Mitte desselben auf, von wo aus die Spitze ein Spalier bis zur Wohnung des Königs bildet.

§ 5. Hierauf beginnt unter musikalischer Begleitung der Gesang Nr. 1, während welchem der Held vom Balkon aus seine Vasallen begrüsst.

§ 6. Gegen Ende der dritten Strophe begiebt sich die Deputation in die Wohnung des Helden. Die Rückkehr derselben mit ihm trifft mit dem Schlusse des Liedes zusammen.

§ 7. Gruss sämmtlicher Musikchöre, unter welchem der Fürst des Festes den Triumphwagen besteigt und von dem Hofnarren mit Krone und Szepter, welche demselben von den Hofchargen gereicht werden, geschmückt wird.

§ 8. Wenn Fürst Carneval seinen Platz eingenommen hat, intoniert der Musikchor den zweiten Gesang.

§ 9. Bei Beendigung desselben wird durch vier Herolde die Verkündigung des Manifestes angezeigt und durch den Kanzler öffentlich verlesen. Hierauf allgemeiner Tusch.

§ 10. Lied Nr. 3[84]).

§ 11. Der Zug setzt sich in folgender Ordnung durch die von den Mitgliedern bestimmten Strassen in Bewegung:
1. Bannerträger;
2. vier Trompeter;

---

[83]) Der grösste Platz Kölns, heute noch Versammlungsort des Maskenzuges.

[84]) Schier hatte diese Lieder verfasst. Sie sind noch lange bei Zusammenkünften und Tagungen gesungen worden.

3. das Geckebähnchen;
4. Fähnrich und Führer, Heiligen Mädchen und Knechte;
5. Die kölnischen Funken nebst ihrem Commandanten;
6. Colonia mit vier geharnischten Rittern;
7. Trompeter-Chor;
8. Commandant der Leibgarde zu Pferde;
9. Leibgarde zu Pferde in den mannigfaltigsten Maskenanzügen;
10. Musikchor auf Wagen;
11. 12. } Die Minister in vierspännigen Wagen.
13. Der Ober-Hofmarschall, der Kanzler und Ceremonien-Meister in sechsspännigen Wagen;
14. König Carneval in achtspännigem Triumphwagen von Adjutanten begleitet, zu seinen Füssen der Hofnarr;
15. der Führer des Nachzuges.

§ 12. Nach dem durch die bezeichneten Strassen gehaltenen Zuge begibt sich derselbe an den Ort des Ausganges zurück."

VII. Die Typen des Maskenzuges.

Schier hat in der ihm eigenen Begeisterung für das Fest den Aufzug unter anderm in einem grossen, epenmässigen Gedichte in Stanzen beschrieben[85]). Es liefert einen interessanten Kommentar zu dem oben mitgeteilten Programm. Schier führt in breiterer Ausführung die einzelnen Typen der Maskengruppen vor. Es ziehen dort zuerst die Vertreter aus Kölns Vergangenheit auf, die heute noch ihren Platz im Rosenmontagszuge behaupten. Da tanzt vor allem das Geckenbähnchen den Heiligen Mädchen und Knechten voran.

„Ein drollig Männlein tanzt auf stein'ger Bahn,
Wie einst der Sänger David vor der Lade"

kennzeichnet ihn Schier.

---

[85]) Der kölnische Karneval vom Jahre 1823. Ein Gedicht von Chr. Samuel Schier.

Simrock[86]) sucht in dieser Figur Anklänge an das heidnische Altertum. Sie sei aus dem Bedürfnis zu erklären, die heidnischen Gebräuche christlich umzubilden. In ihren festlichen Ovationen habe die triumphierende, christliche Kirche die alten Götter des Landes als Besiegte und Gefangene aufgenommen. Er deutet daher das „Geckenberntgen“ auf „Gôdan“[87]) und in den „hilligen Juffern“ will er Walküren wiedererkennen.

Die Abbildung des Geckenberntgen, die ihm vorgelegen hat, bewahrt noch das Historische Museum der Stadt Köln[88]). Es ist ein ziemlich problematischer Holzschnitt aus einem Volkskalender und stellt einen Mann in römischer Rüstung dar; in der Rechten schwingt er ein mächtiges Horn, an dem eine Fahne befestigt ist. Auf dieser Fahne ist David abgebildet, wie er vor der Bundeslade einhertanzt. Mir scheint entgegen Simrock, dass Hammer, Zange und Schlange nicht auf seinem Helme befestigt, sondern auf der Fahne gezeichnet sind. Dem Bilde ist folgende Erklärung beigegeben: „Der Verfasser des vorstehenden Abschiedsgedichtes hat in den beigefügten Anmerkungen seine Leser mit den Verrichtungen des „Gecken-Berntgen“ oder kölnischen Volksnarren bei geistlichen und weltlichen Aufzügen, Doktorsritten, Scheibenschiessen etc. bekannt gemacht, sodass darüber nur wenig nachzuholen ist. Schon in den früheren Jahrgängen sind ähnliche Abbildungen und Beschreibungen von solchen Lustigmachern z. B. der Hofnarr, der Pickelhäring und Jean Potage mitgeteilt und mit Beifall aufgenommen worden. Den Lesern dieses Volkskalenders wird es daher nicht unangenehm sein, hier einen einheimischen Zunftverwandten solcher Vorgänge zu finden. Es ist kaum nötig zu erinnern, denn auch der beschränkteste Verstand wird es fassen, was in dem obern Teile der Fahne das Bild bedeuten solle: Es ist der hebräische Psalmensänger König David, der vor der Bundeslade tanzt; wir sehen hier, dass auch die ältesten

[86]) Simrock, Mythologie S. 557 f.

[87]) Die fränkische Form für Wodan, den Göttervater. So noch erhalten in Godesberg.

[88]) Abt. Karneval Nr. 67.

Völker bei religiösen und feierlichen Handlungen der Freude den Zugang zum Herzen nicht verschlossen haben. Das Schild in der Hand und der Säbel an der Seite zeigen an die Wehrhaftigkeit und den Schutz, den der Zug von seinem Führer bei einer Störung oder sonst einem unangenehmen Vorfalle zu erwarten hätte; der Lorbeerkranz in dem Innern des Schildes ist der Lohn sowohl der Dichter als Helden, und auch „Gecken-Berntgen“ scheint darnach als nach dem Höchsten, was er erreichen könnte, zu streben. In der Fahne unten sehen wir das Wappen der kölnischen Schmidtzunft. Diese hatte einzig das Recht, an dem Namenstage ihres Zunftpatrons, Sanct Eulogius, die Schaar ihrer Lehrlinge von Musikanten, Gecken-Berntchen als Führer des Zuges an der Spitze, aufmarschieren zu lassen. Angeblich (es ist eine heimische Volkssage) schreibt sich dieses Recht aus den Zeiten der Reformation her, Erzbischof Hermann von Wied hatte sich dem Luthertume zugekehrt, und Bucer, ein eifriger Anhänger der neuen Lehre, hatte schon einigemale im Dom gepredigt. Als dieser einst in nämlicher Absicht die Kirche wieder betreten wollte, fand er die Eingänge durch Veranstaltung der Schmiede verrammelt.“

Das oben angedeutete Abschiedsgedicht ist ohne Zweifel ein zum Abzug der Franzosen von einem Unbekannten in deutscher und französischer Sprache verfasstes Poem unter dem Titel: „Abschied an das wegziehende Personal der verhassten französischen Administration; samt gutmüthiger Sehnsucht eines ehrlichen Bürgers zur Rückkehr unserer alten Verfassung in Köln. Köln im Februar 1814.“

Dort heisst es:

„Komm Geckenberndchen noch zum Gottestrag tag zurück!
Lass Bürgerfahnen bunt zur Colonellschaft prunken,
Und unser Bataillon mit den fünfhundert Funken!“

Und in den Anmerkungen wird erklärt: „Wechselnde Colonellschaften mit mehreren Bürgerfahnen (ehemaligen Schützen-Compagnieen mit ihrem Platz machenden Scheibenzeiger, hernach Gecken-Berndchen genannt) schlossen die Prozession ein.“ Weiterhin lernen wir aus demselben

Schriftchen das „Geckenberntgen“ als Platzmacher beim Doktorritt kennen: „Der Doktorsritt bestand in einer auf unsere Art prächtigen Cavalcade der bald zu promovierenden neuen Doctoren (die Juristen-Fakultät hat endlich allein noch die teure Ceremonie bis in die spätesten Zeiten beibehalten). Die Doctoranden, jeder von prunkenden, in der Farbe seines Wappens neugekleideten vier Epheben, seinen vornehmsten Bekannten, begleitet, die einen grossen Zug, alle mit langen schwarzen Stäben in den Händen, ausmachten. Vorne ein Platz machendes Gecken-Berndchen, auf einem Maulthier reitend und mit der Hand weisses Zuckerbrod unters Volk zu beiden Seiten hinwerfend. An den Häusern der Promovenden waren kostbare Buffets aufgerichtet, wo Erfrischungen und Dessert präsentiert wurden. Es war dieses nur eine Ceremonie zur Einladung der Behörden auf den feierlichen Promotionstag[89]).“

Wir sehen also, dass das Geckenberndchen bei den mannigfachsten Gelegenheiten in Aktion treten musste. Ob sein Gewand der auf dem Holzschnitte gegebenen Beschreibung entsprach, muss dahingestellt bleiben. Fahne[90]) stellt ihn folgendermassen vor: „Er trug ein blaues Wammes und blauen Mantel; beide mit Rosen und fünf Fuchsschwänzen verbrämt, in der Linken hatte er einen Schild mit der Inschrift: „Dieu protège les jongleurs“ und in der Rechten ein Trinkhorn, auf dem Kopfe einen Helm, geziert mit zwei Büffelhörnern, einer weissen und einer schwarzen Feder und einem Fuchsschwanze. Das

---

[89]) Vgl. in dem Schriftchen: Abschied usw. S. 13 und 15. Siehe auch bei Alfter, Wörterbuch der Niederrheinischen Mundart Msscr. im Kölner Stadtarchiv Nr. 71, 72 unter Geck: „Auch besoldeten die Städte solcher Art Leuthe, wie davon ein document der Stadt Utrecht de 1523 meldet: die stadt heft belieft Pierken der stat geck eenen Tabbert (Mantel) ende Geckskovel (— Kapuze). Und ist bei uns Kölnern der Stadt Geck, dat gecken Berntgen annoch in frischem Andenken, welcher bey allen Feierlichkeiten, als Prozessionen, Bürgeraufzügen, Doktors- und anderen Promozionen der Erste seyn musste und seine drolligsten Possen-Rollen meisterlich zu spielen gewöhnt war.“ Über die Abschaffung des „Morio vulgo Gecken-Berndchen“ bei Promotionen s. Bianco, Die alte Universität Köln. 1855. I. S. 552 ff.

[90]) Fahne, Karneval S. 42.

Bandelier seines Schwertes trug die Inschrift: „Wer zu Würden gelangen will, folge meinem Beispiele“. Fahne fusst hier augenscheinlich auf der Darstellung bei Mering-Reischert[90a]), die allerdings auch nichts Sachlich-Neues beizutragen vermag. Im Wesentlichen stimmen beide mit der obigen überein.

Im übrigen kann ich mich mit der etwas weit hergeholten Erklärung Simrocks nicht befreunden. Das Geckenberndchen war eben der mittelalterliche Stadtnarr, der bei festlichen Ereignissen durch seine Spässe und Sprünge die Zuschauer erheiterte oder als Platzmacher diente. Als solcher fungierte er dann auch bei den Prozessionen. Eine spätere Zeit, die ihn hauptsächlich nur noch in letzterer Eigenschaft kannte, mag ihn, sowie er vor dem Sanctissimum einhertanzte, mit König David vor der Bundeslade symbolisiert haben. Bei der Erklärung seines Namens möchte ich mich Weyden anschliessen[91]), der in ihm einen Familiennamen sieht. Ursprünglich mag eben das Amt in derselben Familie (Brentgen, Berntgen, Brentscheid o. dergl.) übererbt worden sein und sich so der Name von der Person auf das Amt selbst übertragen haben.

Ebensowenig dürften die Heiligen-Mädchen die Rolle der Walküren vertreten. Sie haben neben den Heiligen-Knechten den Namen daher, dass sie in den Prozessionen, die deshalb auch „heiligentrag“ genannt wurden, die Heiligenbilder und Reliquienschreine zu tragen pflegten und sich besonders eines sittlichen Wandels zu befleisigen hatten[92]).

Ausserdem haben sich im Fastnachtsaufzuge noch heute die Funken erhalten, die verträumten Knappen aus der letzten Zeit der freien Reichsherrlichkeit Kölns, von deren Tapferkeit

---

[90a]) Mering-Reischert, Die Bischöfe und Erzbischöfe von Köln. Köln 1844. I. S. 7 ff.

[91]) Weyden, a. a. O. S. 224.

[92]) Vgl. Weyden, a. a. O. S. 124 und Abschied an das wegziehende Personal usw. S. 15 „Die die Heiligenbilder tragenden schwarzgekleideten prunkenden Junggesellen und die sehr alt-prächtig mit Silberketten gezierten Heiligenmädchen waren eine sehr sittliche Einrichtung, indem ein Heiligenmädchen mit dem geringsten Verdachte seiner befleckten Keuschheit davongejagt und ausgeschlossen wurde. Quantum distamus ab illo tempore!“. S. auch Wrede, Die Kölner Bauerbänke. 1905 S. 70.

man manches Schelmenstückchen zu erzählen weiss, sowie die aus dem Mittelalter datierenden Personifizierungen Kölns als Bauer[93]) und Jungfrau.

Die Maskenzüge der ersten Zeit kannten weniger wie heute die prunkvollen Wagen. Sie setzten sich meist aus einzelnen Typen zusammen. Und wenn in dem oben mitgeteilten Programm § 11 Nr. 9 angibt: Leibgarde zu Pferde in den mannigfaltigsten Masken-Anzügen, so ist dieser Teil eben der Hauptbestand des Zuges, in dem die tollste Laune und Ironie in Zusammenstellungen und Kontrasten sich äusserte.

„Was seh' ich nun? fast endlos streckt sich aus
Zu Paaren dort der buntgemischte Zug,
Auf Rossen allzumal in Klang und Braus,
Und flüchtig wie der Wolken leichter Flug;
Als machten Freundschaft Elephant und Maus,
Wie es der schnelle Witz zusammenschlug,
So reiten sie, je troll'ger die Kontraste,
Um desto besser es zusammenpasste.“ (Schier.)

Hier vereinigte sich alles, was damals die Welt an politischen und literarischen Ideen bewegte und was sich in den tollen Reigen passend hineinfügte. Schier hat uns in seinem Gedichte die einzelnen Figuren bewahrt. Da reiten die Vertreter des Narrentums: Harlequin in buntem Wams mit der Pritsche, ihm zur Seite ein italienischer Nobile; denn Italien, im besondern Venedig, gilt als die Geburtsstätte des Karnevals. Dann folgt Hanswurst in Begleitung eines Doktors der Medizin, Bajazzo, ihm zur Seite ein Schornsteinfeger, um zu bekunden, „dass in dem Dunkeln auch die Freude steckt“, weiterhin Hänneschen, „der Wundermann, der mit seinem Witz und Schwänken, bei dichtbesetzten, harten Bretterbänken uns alle schon belustigt hat“. Natürlich fehlt nicht eine Deputation von der Dülkener Narrenhochschule. Nebenher ziehen in buntem Zuge vorüber: Marquis Posa, Faust auf schwarzem Rosse nebst Mephistopheles, Don Quichotte und sein Genosse Sancho Pansa, Caspar und Samiel, ein Ritter Felseneck, der die angefeindete Romantik vertritt, ihm zur

---

[93]) L. Korth, Der Kölnische Bauer und das Quaternionen-System. Mitteilungen aus dem Stadtarchiv. Heft 14 S. 177 ff.

Seite Fräulein Pumphia, um die sich ein Bannerherr „von grobem Schroot und Korn“ bemüht, und Doktor Gänsekiel, „der hat's Mäulchen immer vorn, und ist dunstlaupoetischer Natur“.

„Den Groben und den Feinen so zur Seite,
Erquickt sich Pumphia an ihrem Streite.“

Ausserdem bemerken wir einen Astronomen, einen Schneider, einen Mameluck und einen Donschen Kosacken, die je eine politische Anspielung verkörpern. Bacchus, „der Schutzpatron des heil'gen, deutschen Rheines“, darf natürlich nicht fehlen. Gleich neben ihm schreitet sein grösster Verehrer, ein alter Ratsherr, der nicht müde wird, „sein Wein durchglüh't Gesicht nach seinem Lieblingsgotte hinzuwenden. So wenig er im Rathe selber spricht, das Lob des Weines weiss er nie zu enden.“ Zur Verspottung der herrschenden Mode ziehen der Hoffriseur und ein Barbier in wunderlichem Aufzuge sowie der alte wackelige, aber mit Schminke und falschen Zähnen reparierte Rochus Pumpernickel mit. Rousseaus Ruf „Zurück zur Natur“ predigt ein wilder Mann. „Zwar ist sein Kleid gewebet nur aus Moos, er trägt das Leben, wie er muss und kann, doch strebet seine Seele frei und gross und steigt im grossen Auge himmelan[94].“ Den Gegensatz zu ihm bildet Pachter Kümmel, „ein Bild europischer Kultur,“ der aufwacht mit Sorgen, „wie er mit seinem Magen Frieden macht“.

An diese von der übermütigsten Laune zusammengesetzte Leibgarde schliessen sich in einer prächtigen Wagenreihe die Minister des Königs Karneval an. Da thront der Finanzminister, der Minister der äussern und innern Angelegenheiten, der Kriegsminister, der Oberhofmarschall und endlich der Ober-Zeremonienmeister. Über allen aber herrscht und schwingt fröhlich die Pritsche der wiedererstandene Held, Prinz Karneval selbst. Eine goldene Krone, an der rings Schellchen klingen, von einem Pfauenschweif überschattet, schmückt sein Haupt.

---

[94]) Fast möchte man bei ihm eine Reminiszenz an die „wilden Männer“ beim Nürnberger Schembart suchen. Vgl. Vogt und Koch, Geschichte der deutschen Literatur. 1904 I. S. 247, und Michels, Fastnachtsspiele, S. 101.



Die Brust umzieht eine goldene Kette, über dem weissen Untergewand, das ein blitzender Gürtel umschlingt, wallt der mit Hermelin besetzte fürstliche Purpurmantel. Auf dem Neumarkte hat man einen prächtigen Thron errichtet. Hier wird dem Prinzen von einer Deputation angesehener Bürger der Ehrentrunk gereicht. Währenddessen donnern die Böller und ein gewaltiger Jubelruf erschallt auf dem Platze und in den anliegenden Strassen.

VIII. Schluss.

Wie sehr diese Veranstaltung in der Richtung und den Ideen der Zeit begründet war, zeigt der Anklang, den sie in den weitesten Schichten des Volkes findet. Ganz Deutschland begeisterte sich damals für den Kölner Karneval. In den gelesensten Tageszeitungen erschienen Berichte. Bekannt ist, dass Goethe im folgenden Jahre in seiner Zeitschrift „Über Kunst und Alterthum[95])" dem Kölner Karneval in einer grösseren Besprechung anerkennende Worte widmet. Und als man dann den Alten daraufhin durch ein von Dilschneider verfasstes Sonett einlud, in Köln einzukehren, um selbst des „heitern Faschings bunte Tage" mitzufeiern, sandte er folgende Verse:

Da das Alter, wie wir wissen,
Nicht für Torheit helfen kann,
War es ein gefundner Bissen
Einem heitern, alten Mann,

Dass am Rhein, dem viel beschwommnen,
Mummenschanz sich zum Gefecht
Rüstet gegen angekommnen
Feind, zu sichern altes Recht.

Auch dem Weisen fügt behäglich
Sich die Torheit wohl zur Hand;
Und so ist es gar verträglich,
Wenn er sich mit euch verband.

Selbst Erasmus ging den Spuren
Der Moria scherzend nach;
Ulrich Hutten mit Obskuren
Derbe Lanzenkiele brach.

---

[95]) Bd. V, Heft 1, S. 196 ff.

Löblich wird ein tolles Streben,
Wenn es kurz ist und mit Sinn;
Heiterkeit zum Erdenleben
Sei dem flücht'gen Rausch Gewinn!

Häufet nur an diesem Tage
Kluger Torheit Vollgewicht,
Dass mit uns die Nachwelt sage:
Jahre sind der Lieb und Pflicht!

Und noch ein Menschenalter später, in den fünfziger Jahren, hat Heinrich Heine auf seine Weise nicht ganz unèben dem Kölner Karneval sein poetisches Scherflein geweiht. In dem Gedichte Kobes I. meint er:

„Ihr Deutsche! bleibt bei eurem Sinn,
Wollt ihr durchaus einen Kaiser,
So sei es ein Karnevalskaiser von Köln,
Und Kobes der Erste heiss' er!

Die Gecken des Kölner Faschingsvereins,
Mit klingenden Schellenkappen,
Die sollen seine Minister sein;
Er trage den Strickstrumpf[96]) im Wappen.

Der Drickes sei Kanzler, und nenne sich
Graf Drickes von Drickeshausen;
Die Staatsmaitresse Marizzebill,
Die soll den Kaiser lausen.

In seiner guten, heil'gen Stadt Köln
Wird Kobes residieren —
Und hören die Kölner die frohe Mär,
Sie werden illuminieren . . . ."

Das ist natürlich mit einem frechen Zynismus anlässlich des Frankfurter Parlamentes Männern ins Gesicht geschleudert, die mit blutendem Herzen sich ein Ideal versagt sahen, für das sie ihr Leben geopfert hatten. —

Wir möchten, indem wir die Grundlage gegeben haben, auf der sich der heutige Karneval entwickelt hat, unsere Darstellung schliessen. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die mannigfachen Wandlungen, den Ausbau und das Auswachsen des jetzt weitverzweigten Institutes zu verfolgen. Wir glauben dargetan zu haben, dass die Ideen und Bedingungen,

[96]) Den Strickstrumpf, der für die Funken symbolisch geworden ist.

aus denen er hervorging, grundverschieden sind von unseren realistischeren Zeitverhältnissen. Aber dass er sich erhalten hat, mag dafür sprechen, dass in der Volksseele noch der Hang nach dem romantischen Ideal, das damals seine besten Vorfechter ja auch am Rhein erwachsen sah, wach geblieben ist. Und das wäre somit der schönste Zeuge für ihn: dass er aus der Volksseele hervorgeht.

Das altsächsische Bauernhaus in der Rheinprovinz.

Von **Dr. Willi Pessler,** Hannover.

(Mit Figuren nach eigenen Aufnahmen des Verfassers.)

Dem volkstümlichen Wohnbau wendet die Volkskunde seit jeher ihr besonderes Interesse zu; und mit Recht, prägt sich doch in ihm ähnlich wie in der Mundart ein gut Teil von der Seele des Volkes aus, wie man auch das Haus das Kleid der Familie genannt hat. Wie das Einzelgebäude ferner als Kunst-, Geschichts- und Altertumsdenkmal nicht geringen Wert beansprucht, so kann es durch sein gruppenhaftes Auftreten eine wichtige historische und ethnographische Urkunde werden, die unter Umständen über alte Stammesgrenzen, -wanderungen und -mischungen Licht verbreitet. Dieser Gesichtspunkt ist es auch, der vor einem halben Jahrhundert die Hausforschung ins Leben rief und ihr heute wieder erneute Bedeutung verleiht, die durch grosszügige Untersuchungen seitens des Gesamtvereins der Geschichtsvereine und des Gesamtverbandes der Volkskundevereine vollauf gewürdigt wird: eine Hausgeographie von Deutschland soll geschaffen werden. Dann erst kann durch Vergleichen der kartographisch niedergelegten Ergebnisse mit anderen anthropogeographischen Karten endgültig festgestellt werden, wie weit das Bauernhaus und sein Vorkommen an ethnische, ökonomische, geographische Faktoren gebunden ist. Besonders interessant verspricht diese Forschung im Rheinlande zu werden, das nicht nur gern als Übergangsglied zwischen Nord-

und Süddeutschland bezeichnet wird, sondern auch tatsächlich eine dem zugrunde liegende grosse Zahl von Übergangsformen des Bodens und des Volkstums aufweist. Es sei mir erlaubt, zur Kenntnis der nördlicheren Bevölkerungselemente, soweit sie aus dem Bauernhause sich ergibt, einiges auf Grund meiner zwölfmonatigen Reisen, welche das Sachsenhaus betrafen, beizutragen,



Fig. 1.

Materborn, Kr. Kleve, Reg.-Bez. Düsseldorf.

Echtes Sachsenhaus mit niedrigen Seitenschiffen und einheitlichem Dach.

Lange schon gab es in technischen und ethnologischen Zeitschriften Beschreibungen der Häuser von Kleve und Mörs, die man wegen der Form ihres Grundrisses und Daches **T**-Häuser nannte, ohne ihr Vorkommen und ihre Zugehörigkeit genauer zu prüfen; erst seit kurzem besitzen wir eine vortreffliche Monographie von Schell über das bergische Haus, das uns aber hier nicht weiter beschäftigen wird, und letzthin

hat Gierlichs sich durch Bekanntgebung seiner Forschungen über das altsächsische Bauernhaus bei Gladbach im 2. Bande dieser Zeitschrift ein grosses Verdienst erworben; denn dadurch wird das Herrschen des Sachsenhauses in mannigfaltigerer Form und grösserer Verbreitung, als man bisher annahm, bestätigt. Im Folgenden soll nun eine Beschreibung der einzelnen im Rheinlande vorhandenen Arten des Sachsenhauses, ihrer Entwicklung und schliesslich ihrer Verbreitung in Beziehung zu andern Verbreitungserscheinungen gegeben werden.

Am bekanntesten unter den deutschen Haustypen ist der sächsische, zum Unterschiede vom meissnischen und siebenbürgischen, deutlicher altsächsisch genannte; den Beschauer am sympathischsten berührend (vgl. Fig. 1), ist er zugleich der historisch und ethnisch wichtigste als Zeuge des Sachsentums über ganz Norddeutschland hin von der Maas bis zur und über die Oder, von der mitteldeutschen bis zur friesischen und dänischen Sprachgrenze. Höchst mannigfach sind seine Abarten, wenn auch noch nicht hinreichend erforscht, dem Grundrisse nach 4—10, dem Aufbau nach 3 verschiedene: die nordniedersächsische, westf.-ostfälische, niederrheinische. Da die Konstruktion beim altsächsischen, ähnlich wie beim friesischen, Hause die Hauptsache ist und die Gestaltung des typischen Grundrisses bewirkt hat, ist sie auch für das Verständnis wesentlich und bilde daher hier den Ausgangspunkt. Die grosse Mittellängsdiele *del* wird durch zwei Reihen mächtiger Eichenholzständer *pösten* begleitet, welche unten in der Schwelle *sol* stehen und oben längs durch je einen Unterzug *plate* verbunden sind, quer aber paarweise je einen Querbalken *balken* tragen, in dessen überstehende Enden die Dachsparren eingezapft sind; diese werden ganz oben durch ein Querholz *hanenholt* und in der Längsrichtung durch schräg angenagelte Windrispen *schweipen* gegen Verschiebung gesichert; diese *pösten*, *platen*, *balken* und *schparren* bilden das Gerippe, demgegenüber die Aussenwände nur untergeordnete raumabschliessende Bedeutung haben, welche samt der unteren Dachfortsetzung die Seitenschiffe oder Kübbungen *afdack* umschliessen. Diese Konstruktion (vgl. Fig. 2a), welche an die

primitive Art der Heideschafställe erinnert, ist die ursprünglichste und findet sich in ganz Nordniedersachsen von Süder See bis Usedom, reicht südwärts erheblich nach dem Weserberglande und Westfalen hinein, wird aber durch die zweite,

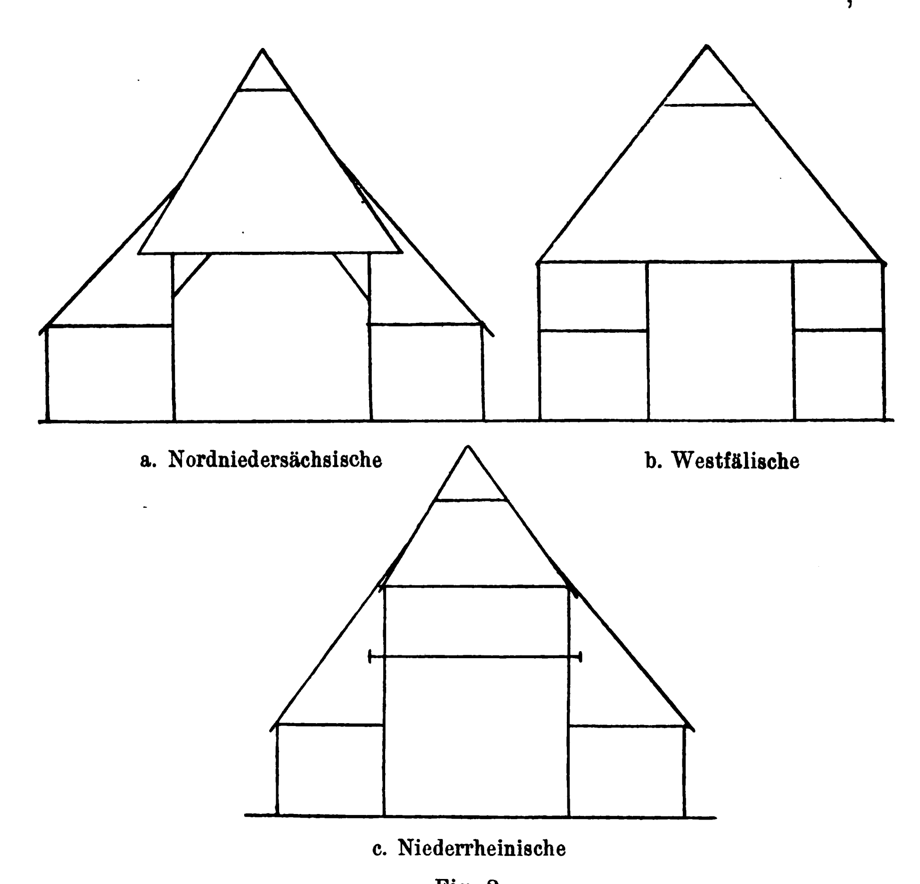


Fig. 2.
Konstruktionsart des altsächsischen Bauernhauses.

oben westfälisch-ostfälisch genannte Konstruktionsart zurückgedrängt. Diese nämlich macht die niedrigen Aussenwände den Dielenständern an Höhe gleich, macht sie dadurch zu Mitträgern der Balken und der ganzen Dachlast, gewinnt zugleich Raum und bietet insofern wirtschaftliche Vorteile, woraus sich ihr Vordringen nach Norden erklärt; ob sie in

Südwestfalen durch Einfluss anderer Stilarten, z. B. des fränkischen, entstanden ist, harrt noch der Aufklärung, die sich aus der genauen geographischen Feststellung unschwer ergeben wird (vgl. Fig. 2b). Am Niederrhein herrscht eine andere Konstruktion, die schon an das Feimengerüst des Friesenhauses erinnert und sich diesem auch in ihrer Ausbreitung nach Holland hinein örtlich nähert; hier sind die Ständer höher als bei der nordniedersächsischen Art, durch durchgesteckte Querbalken einmal in der landläufigen Höhe verbunden, zum zweiten Male durch ganz oben aufruhende, welche zugleich die Sparren des Daches tragen, das gleichfalls durch *upleggers* nach unten verlängert wird und sich so dem Erdboden ziemlich nähert (vgl. Fig. 2c). Durch den so gewonnenen grösseren Bodenraum *sölder* steht die niederrheinische Balkenverbindung der westfälischen, im übrigen durch die technische Bedeutung der Dielenständer vor den Aussenwänden der abgeschrägten Seitenschiffe der nordniedersächsischen Bauart näher. Der durch diese Konstruktionen geschaffene dreischiffige Grundriss kann aber unabhängig von ihnen die mannigfachsten Abweichungen aufweisen, die sich vorwiegend auf Gestaltung des ursprünglich sehr primitiven Wohnteiles beziehen, der dem in Wirtschaftsdiele und zwei Viehstallseitenschiffen zerfallenden Wirtschaftsteil nur sekundär angehängt erscheint oder in ihn hineingeschoben ist. Die hierdurch geschaffenen Abarten des Sachsenhauses hinsichtlich des Grundrisses sind, wie gesagt, zahlreich, selbst in dem kleinen Gebiet am Niederrhein, das somit ein Mischgebiet von Reinformen ist, dem z. B. im südöstlichen Westfalen nebst Nordhessen ein Reingebiet von Mischformen gegenübersteht; am schwersten zu bearbeiten sind Mischgebiete von Mischformen wie Ostfalen, am leichtesten Reingebiete von Reinformen wie die Lüneburger Heide.

Da der Wohnteil des Sachsenhauses im Rheinlande den Grundriss am meisten abändert und auch, wie sonst selten, das Aussehen beeinflusst, sei er hier zuerst behandelt. Bei der einfachsten Form gliedert er sich dem Ganzen vollkommen an, wie Fig. 1 und 3 zeigen; die Diele *del* wird von Kuh- und Schweinestall begleitet und läuft in die Küche aus, die

samt dem Herde erst kürzlich davon abgetrennt ist; dem grossen Einfahrtstor *echterdür* liegt das Eingangspförtchen *fördür* grade gegenüber, deren Namen hier vertauscht sind, denn in Westfalen und Hannover gilt der Wirtschaftsteil wegen der Einfahrt stets als der vordere; das Strohdach weist bereits einen Schornstein auf und ist über den Seitenschiffen durch Ziegel ersetzt. Ähnliche Einheitshäuser unter demselben Dach kommen ebenso gut weiter südlich vor, wie ein Beispiel in Grefrath, Kreis Kempen, dartut; hier fehlt die Strohdeckung und die Giebelabschrägung oder Walm *töpp*

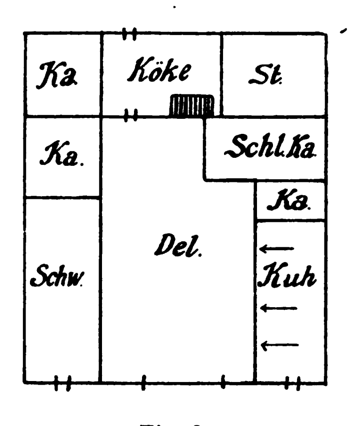


Fig. 3.
Materborn, Kr. Kleve.
Einheitliche Gestaltung von Wohn- und Wirtschaftsteil.

ganz, zum Schaden der malerischen Wirkung, während die Raumeinteilung dieselbe ist; der Raum über den Dielenbalken *söller* dient als zweites Wohngeschoss. Diese ursprüngliche und auch im Aussehen einheitliche Form des Sachsenhauses findet sich nun am ganzen Niederrhein bis Krefeld und Barmen hin und bildet in der Entwicklungsreihe das erste Stadium, aus dem die anderen, jetzt örtlich damit untermischt, zeitlich hervorgegangen. Der Wohnteil, *das förhüs*, kann nun seitlich erweitert werden, und dann entsteht jener ans Friesische gemahnende Winkel zwischen ihm und dem *echterhüs*, wie ihn ein Haus in Umstand, Kreis Essen, zeigt, die so gewonnene *nie schtuw* ermöglicht zugleich einen wachsamen Blick aus

dem Fenster auf die zum Flur *fürkücke* führende Tür und das ganze *echterhüs* entlang, wie es bei diesem Herrn Krienburg gehörigen Hause der Fall ist, was durch die hohen Aussenwände des *echterhüs* erleichtert wird. Sind diese noch ursprünglich niedrig, so muss das Wohnende ausser der horizontalen Erweiterung nach der Seite auch eine vertikale



Fig. 4.
Wertherbruch, Kr. Rees, Reg.-Bez. Düsseldorf.
Wohnende durch besondere Wand und Dach abgetrennt.

erfahren, wie aus einem Beispiel aus Wertherbruch, Kreis Rees, ersichtlich ist (vgl. Fig. 4); mit der erhöhten und hinausgeschobenen Wand bekam das Ziegeldach eine geringere Neigung und musste abgesondert werden; während der ziemlich hohe Schornstein ebenfalls der neueren Zeit angehört, ist der dem Ganzen das Ansehen einer Pyramide gebende Ganzwalm *topp* und der darin gemachte Ausschnitt zum Einfahrtstor *enndür* hin mehr altertümlich; links der zweirädrige Karren,

der bei kleineren Anwesen rückwärts auf die *dcl* geschoben wird, ist für den Niederrhein (und Teile von Holland) sehr charakteristisch. Die so erhaltene Tendenz des den Menschen zum Aufenthalt dienenden Hausteiles zur Ausdehnung steigert sich nun nach dieser oder jener Richtung. Vertikal wächst er durch stärkere Hochziehung der Aussenwände, die so zum



Fig. 5.

Bettenkamp, Kr. Mörs, Reg.-Bez. Düsseldorf.

T-Haus mit besonderem Querdach.

Dielenteil in sichtlichen Gegensatz treten, wie ich es in Menden, Kreis Mülheim, beobachtet habe; möglich, dass dieser zweistöckige, schieferbekleidete Bau unter dem Einfluss der nahen Stadt Mülheim entstanden ist, während der abgekehrte Wirtschaftsteil unverändert blieb; jedenfalls hat seine zur Strasse gekehrte Lage bei seiner Gestaltung mitgewirkt. Steht eine derartige senkrechte Erweiterung unter Einbüssung der wagerechten bisher ziemlich einzig da, so ist sie für die

Hausforschung um so interessanter, als sie den Höhepunkt dieser Tendenz bezeichnet. Viel häufiger und bekannter ist der Fall, dass beide Ausdehnungen Hand in Hand gehen, was zu den vielgenannten, bisher fälschlich als ausschliesslich am Rhein herrschenden T-Häusern führt. Hier springt der Wohnteil selten nach einer, meist nach beiden Seiten rechtwinklig über den Dielenteil vor, wird zweistöckig aufgeführt und erhält ein eigenes Querdach; die so entstandene Gestalt eines grossen lateinischen T ist im Grundriss sichtbar und kommt in den beiden rechtwinklig sich treffenden Dachfirsten *ferss* am deutlichsten zum Ausdruck. Diese Hausform (vgl. Fig. 5) ist eigenartig genug, um als eigener Typus zu gelten; doch darf man dabei nie vergessen, dass sie konstruktiv und erst recht örtlich an das Vorkommen der echten Sachsenhäuser gebunden ist, deren wesentliche Eigenschaften sie auch jetzt noch bewahrt. Die Photographie aus Bettenkamp, Kreis Mörs, kehrt dem Beschauer den dreischiffigen Wirtschaftsteil mit dem grossen Tor zu, das früher durchweg zum Einfahren, jetzt grossenteils nur zum Hineinschieben des Futters dient; die dadurch zugängliche *del* wird rechts vom Kuh-, links vom Pferdestall begrenzt und steht am anderen Ende mit der Küche links, dem Vorflur rechts in Verbindung, welche je eine Aussentür haben; die daran anschliessenden Stuben und Kammern springen dann nach beiden Seiten vor, bewachen durch ihre Fenster die Langseiten und die Türen, und tragen ein zweites Stockwerk unter dem eigenen Querdach, während über den Balken der *del* Heu und Getreide lagert; im Giebel über dem Tor erinnert das lichtzuführende Guckloch an das altsächsische Eulenloch *ülechait.*

Der Grundriss des altsächsischen Bauernhauses im Rheinlande ist nun, abgesehen von den beiden vorspringenden Ecken, nicht durch das T-Haus beeinflusst, sondern findet sich bei diesem wie bei dem einheitlichen Dach häufig in gleicher Gestalt, ein Beweis, wie sehr man Grundriss und Aufbau bei Aufstellung von neuen Haustypen und -formen gleichmässig zu berücksichtigen hat. Ein Beispiel aus Eversael, Kreis Mörs (vgl. Fig. 6.) Die charakteristische Dreischiffigkeit ist hier gut zu erkennen. Die grosse *del* hat links Kühe und

Kälber, rechts Schweine und Pferde, für die ein eigener Ausgang in der Langseite geschaffen ist, in ihrer abgetrennten Verlängerung den Futterkessel, dem sich links die Waschküche, rechts die Küche anschliesst; die *del* setzt sich dann im Hausflur bis zum andern Ende fort, das bereits ein zweites Stockwerk mit Wohnzimmern und darüber den Fruchtboden hat; unten die Vorsprünge enthalten ebenfalls Stuben; 1776 ist das Erbauungjahr des Querdach tragenden Wohnteils, während das sog. Hinterhaus erheblich älter ist, ein Beweis,

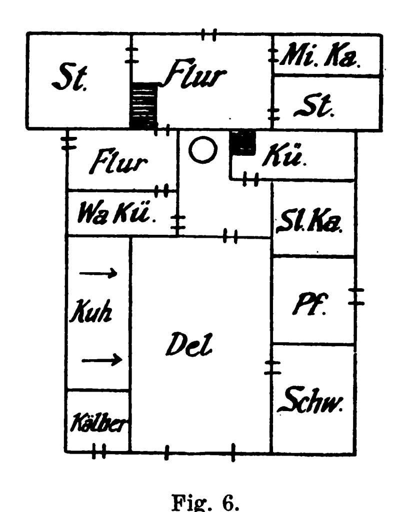


Fig. 6.
Eversael, Kr. Mörs.
Niederrheinisches **T**-Haus mit durchgehender Dreischiffigkeit und Querdach.

dass die **T**-Form eine verhältnismässig junge ist; aus dem Hausflur führt eine Treppe in den Keller, durch den die Waschküche etwas höher zu liegen kommt.

Während das Eingehen auf Einzelheiten des Grundrisses zu weit führen würde, sei am Schlusse hier auf die für die Volkskunde so wichtigen geographischen Momente hingewiesen. Die Südgrenze dieses Sachsenhausgebietes im Rheinlande zieht sich von Kaldenkirchen über Süchteln an den Rhein gegenüber Kaiserswerth, hat aber früher weiter gereicht, wie die Sachsenhäuser bei Gladbach beweisen, von denen auch viele durch die Industrie beseitigt sind; am Rhein

abwärts erreicht die Hausgrenze Duisburg, begleitet die Ruhr und schneidet am ganzen Nordostrande der Rheinprovinz einen schmalen Streifen ab, indem sie über Kettwig, Velbert, Neviges, Barmen die Wupper erreicht und dieser aufwärts über Wipperfürth folgt, um dann über Gummersbach die Provinz Westfalen zu treffen, die sie ausser den Kreisen Siegen und Wittgenstein vollkommen einschliesst. Vergleicht man diesen Verlauf mit anderen Grenzen, so schwankt die Baugrenze westlich des Rheins innerhalb der niederfränkischen Mundart zwischen der Benrather Linie, der Nordgrenze des Ripuarischen, und der Ürdinger Linie, der Nordgrenze der niederfränkischen *ich*-Mundarten, hin und her, folgt östlich vom Rhein ziemlich genau der Ürdinger *ich/eck*-Linie, schliesst somit das Gebiet des Bergischen Hauses und der vier Bergischen Mundarten vollkommen aus, trifft bei Wipperfürth mit der Benrather Linie auch die grosse, noch ungeteilte niederdeutsche Sprachgrenze und ist mit dieser bis zur Weser identisch. Von Mülheim bis Beyenburg stimmt der von Fahne erforschte Verlauf des Limes transrhenanus damit überein, während auf dem linken Rheinufer die durch Lamprecht festgestellte Grenze zwischen nördlichen Einzelhöfen und südlichen Dörfern auffallende Ähnlichkeit zeigt. Jedenfalls gehört der Niederrhein durch seine altsächsische Bauart viel mehr noch als durch seine Mundart zu Niederdeutschland.

Das bergische Haus und seine Zukunft.

Von O. **Schell.**

Der volkstümliche Wohnbau hat seit längerer Zeit in den verschiedensten Gauen Deutschlands das Interesse der Fachleute (Folkloristen, Ethnographen, Architekten usw.) gefunden und auch weit über diese Kreise hinaus die breitesten Schichten der Bevölkerung zu wirksamem Schutz des Alten ergriffen. Erst seit kurzem ist das bergische Land mit seiner eigenartigen Bauweise, jener durch seine Eigenart und landschaftliche Schönheit ausgezeichnete, durch seine In-

dustrie weltbekannte Landstrich am Niederrhein, in diese weitgehende nationale Bewegung unseres Volkes eingetreten, aber dafür um so intensiver, um gleichsam den Vorsprung, welchen die meisten deutschen Volksstämme bereits erlangt haben, wieder einzuholen.

Eine ganz sonderbare Erscheinung, vielleicht beispiellos in Deutschland dastehend, ist die Entwicklung der bergischen Bauweise in einer der lebhaftesten Industriegegenden. Aber noch merkwürdiger ist es, dass gerade die Industrie es war, welche diesem Hause zu seiner schönsten Entwicklung verhalf. Die bergische Industriegeschichte erhebt diese Behauptung über jeden Zweifel. Die Blütezeit der bergischen Bauweise fällt in die Zeit von der Mitte des 18. bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts. Rein volkstümlich blieb sie allerdings grade in dieser Zeit nicht, sondern sie erfuhr durch die jeweilig herrschenden allgemeinen Stilrichtungen (Rokoko, Stil Louis seize, Empire) starke Beeinflussungen, welche aber den Grundcharakter des altbergischen Hauses nicht organisch umzubilden vermochten. Als natürliches Ergebnis dieser Einwirkungen musste das bergische Haus dieser Periode gewisse Gegensätze in sich vereinigen, welche aber eine glückliche Mischung von Volkstümlichem und echt Kunstmässigem darstellen, so dass grade dieses Haus in der Gegenwart das liebevollste Interesse in allen Kreisen der Bevölkerung findet, auch der Architekten und Fachleute. Der rustikale Zug, der ihm bei aller Vornehmheit anhaftet, ist nicht zu leugnen, prädestiniert aber grade unser Haus in hervorragendem Masse für das Landhaus, das diesen Charakterzug vielfach verleugnet hat und sich dadurch mit seinem innersten Wesen in einen schroffen Widerspruch setzt.

Wenn man im allgemeinen und mit vollem Recht die alten Bauten als eine Schule der zeitgenössischen Baukunst bezeichnet hat, so gilt dies ganz besonders vom bergischen Hause. Als Stadthaus ist es in der Gegenwart nicht so am Platze, wie als Landhaus. Aber unter angemessenen Verhältnissen, wofür die meisten bergischen Städte (einige, wie beispielsweise Elberfeld, auch durch Neubauten) hinreichende Belege bieten, kann das bergische Haus auch in der Stadt

wohl seinen Platz behaupten und ausfüllen, belebend und erfrischend mit seinem wohltuenden dunklen Schiefergewande, dessen düsterer Ernst durch das weissgestrichene Holzwerk und das satte Grün der Schlagläden aufs angenehmste gemildert wird.

Um den hin und wieder aber ganz vereinzelten Bedenken, welche gegen die Neubelebung der bergischen Bauweise auftauchen, entgegenzutreten, aber auch um seine zukünftige Rolle in der architektonischen Bewegung unserer Zeit zu präzisieren, ist es wohl angebracht, das Wesen dieser originellen und zweifellos sehr eindrucksvollen Bauweise etwas genauer kennen zu lernen, nicht nur im Äussern, sondern auch im Innern.

Fassen wir zu diesem Zwecke vorab die Grössenverhältnisse des bergischen Hauses ins Auge, weil dieser Umstand von einschneidendster Bedeutung für die Zukunft desselben ist. Unser Haus weist in seinen guten, vorbildlichen Typen in den verschiedensten Stilepochen durchweg zwei Stockwerke mit meist fünf Achsen auf. Einer der tüchtigsten Meister in bergischer Bauart, Eberhard Haarmann in Barmen (aber auch einige andere Baumeister), hat mehrere dreistöckige Häuser erbaut, welche zu den hervorragendsten Vertretern ihrer Art gehören. Und doch kann sich niemand dem Eindruck entziehen, dass diese über das wirksame Maass hinausgehen, so reizende Einzelheiten sich sonst an ihnen vorfinden, und so meisterhaft und harmonisch die ganze Komposition im übrigen ist. Ein zweistöckiger Wohnbau von fünf Achsen bietet für eine Familie des gut situierten Bürgerstandes, namentlich auf dem Lande, hinreichenden Wohnraum, besonders dann, wenn die hohen Mansardenzimmer zur Benutzung herangezogen werden. Ein hohes Mansardendach, durch Brechung gegliedert, durch Vorder- und Hintergiebel, durch Mansardenfenster usw. belebt, ist aber für das bergische Haus gradezu typisch; grade diese Dächer sind vorzüglich geeignet, eine wirkungsvolle, in sich abgerundete, gradezu malerische Silhouette zu schaffen, zugleich den Charakter des Abgeschlossenen, in der isolierten Lage begründet, dem Ganzen aufzuprägen.

Eine natürliche weitere Entwicklung dieser Tatsachen und Eigentümlichkeiten ist die dem bergischen Hause unentbehrliche Pflanzendekoration, die natürliche Staffage in seiner unmittelbaren Umgebung, gebildet aus einzelnen Bäumen, Parkanlagen, Gärten usw., welche aber andererseits auch in der Farbengebung der ganzen Hauskomposition bedingt ist und aus ihr heraus geboren wurde. Werden diese zum innersten Wesen unseres Hauses zählenden Grundbedingungen berücksichtigt, so ist dasselbe auch in der Grossstadt von heute noch ab und zu am Platze. Durch diese Grundbedingungen ist aber andererseits unserm Hause seine Zweckbestimmung vorgeschrieben: es ist ein Wohnhaus des bessern Bürgers, des Patriziers unserer bergischen Städte, welch letztere nicht zu Weltstädten geworden sind und wohl auch niemals werden. Mietskasernen und moderne Geschäftshäuser sind völlig ausgeschlossen, wenn man nicht der innersten Natur des bergischen Hauses gradezu Gewalt antun will.

In diesen Grundprinzipien des bergischen Hauses ist ferner ein Zug der freien Individualität vorhanden, und diese betont es mit Entschiedenheit und Nachdruck auch in bautechnischen Details im Äussern und Innern. Grade darum ist es für die Völkerpsychologie von Bedeutung; es ist ferner nicht nur ein historisches Denkmal, sondern auch in kunsthistorischer Hinsicht ein sehr interessantes Objekt.

Suchen wir den Beweis für diese, auf den ersten Blick gewagten Behauptungen anzutreten.

Mit den meisten deutschen Landschaften teilte das Bergische ehemals das Bestreben, dass jedermann sein Haus für sich und seine Nachkommen baute. Damit war eine starke Betonung der architektonischen Individualität, wie wir es einmal nennen wollen, unbedingt verbunden. Der Wohlstand des Bauherrn und seiner mit ihm eng verbundenen Familie, der Geist, der in letzterer herrschte, der Kunstsinn, der in ihr Geltung beanspruchte, — das alles und vielleicht noch mehr — fand im Hausbau seine reale Verkörperung. So ist der Hausbau unserer Altvordern aufzufassen; so wurde dieser Bau aber auch in weit höherm Masse, als man gewöhnlich annimmt, volkstümlich. Er bewegte sich immer

in den allgemeinen Linien des Volks- und Stammesgeistes, prägte aber die individuelle Eigenart des Erbauers und seiner Familie diesen allgemeinen Grundzügen auf. Dabei fand, wie schon bemerkt, die allgemeine Stilrichtung Berücksichtigung. Aber die letztere fand eine starre, unbeugsame Stammes- und Familienindividualität im bergischen Hause verkörpert vor und hatte nun die keineswegs leichte Aufgabe zu lösen, mit diesen Faktoren zu rechnen, sich ihnen unterzuordnen, denn von einer organischen Umbildung dieser feststehenden Formen und Normen war bei dem konservativen Charakter des Bewohners des Bergischen keine Rede. Letzterer wollte, mit andern Worten zu reden, dem Zeitgeschmack und der jeweiligen Stilrichtung in seinem Heim Rechnung getragen wissen, aber mit starken Einschränkungen, welche im Induviduellen der Landschaft und des diese bewohnenden Menschenschlages einerseits, in den familiengeschichtlichen Traditionen und Anschauungen anderseits begründet waren. Darum bleiben alle Formen der allgemeinen Stilrichtung doch Beigaben am bergischen Hause, welches in seinen besten typischen Erscheinungen in der Blütezeit eben darum einen herben Charakterzug aufweist. Das Dichterwort darf unbedenklich darauf angewandt werden;

„Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo' Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang“.

Flotte Grosszügigkeit eignet darum dem bergischen Hause nicht. Es ist und bleibt der Stil des guten Bürgerhauses und gehört in erster Linie aufs Land hinaus, in den grünen Park, in den lauschigen Garten, an den Rand des Waldes. Monotonie ist dabei kaum zu befürchten, denn die lange Entwicklung, das Eingehen auf die verschiedensten Stilepochen, sichern ihm eine Fülle der Formengebung, welche durch Einfügung moderner Bauglieder (Balkon, Veranda, Turm usw.) und unter Anpassung an die nächste Umgebung (durch Nebengebäude, Gartenhäuser usw.) schier unerschöpflich erscheint.

Zur äussern Eigenart muss noch unbedingt die teilweise trefflich ausgestattete Freitreppe mit dem künstlerischen

Schmuck am Geländer, am Podest usw. gezählt werden; ferner das Gartentor, das Portal, zu dem sich die Tür mit den beiden schmalen Seitenfenstern, dem Oberlicht und dem obern Abschluss auswächst. Nicht selten liegt das Portal in einer halbrunden oder viereckigen Nische, welche das Empire gern mit Säulen oder andern klassizierenden Bauteilen schmückte. Namentlich das Rokoko wusste allerlei künstlerischen Schmuck in wohl abgewogener Weise an Fenstern, Dachgraten, am Dachfirst usw. anzubringen, ohne die Ruhe der ganzen Haussilhouette zu stören, doch eine genügende Gliederung im grossen und ganzen wie im einzelnen bewirkend, den malerischen Eindruck wesentlich erhöhend, allerdings in anderer Weise malerisch gestaltend, wie unsere modernen Villenbauten es vielfach zu tun pflegen. Das bergische Rokokohaus zeigt die meiste Bewegung in allen äussern Linien; weit ruhiger wirkt das Empirehaus, vor allen Dingen in der späteren Zeit.

Das Innere kann uns aus naheliegenden Gründen nur ganz kurze Zeit beschäftigen.

Hinter dem Portal breitet sich der geräumige Flur, wohl der letzte Ueberrest des altsächsischen Fleets (denn aller Wahrscheinlichkeit nach ist das bergische Haus aus dem altsächsischen hervorgegangen), aus. Dieser Raum, mit mehr Recht eine Halle genannt, ist einer der ansprechendsten Räume des Hauses Die ins obere Stockwerk führende Treppe, breit und wuchtig angelegt, mit steigendem Arm, oft reich geschnitzt, ist vielfach von trefflicher Wirkung. Geschnitzte Glasschränke mit Metall- und Porzellangeschirr angefüllt, der Herd mit dem Rauchmantel, ein Pfeifenbörd, die verschiedenen Türen, Tisch, Stühle usw. — das alles wirkt anheimelnd und fesselnd. Auch in Neubauten nach bergischer Art hat man den Herd nachgebildet und mehrfach diese Halle mit besonderer Vorliebe ausgestaltet. Die blauweissen Fliesen in alten Patrizierhäusern des Bergischen, meist Delfter Fabrikat, beleben die Flächen um den Herd. Auch der untere Teil der Wände weist solche Fliesen (allerdings selten) auf, aber in dunklerer Tönung, was sehr anspricht.

Die grossen Fenster der Rokokozeit mit dem feinen

Sprossenwerk haben schon seit einer Reihe von Jahren in der modernen Architektur volles Heimatsrecht erlangt.

Die Wohnlichkeit und Behaglichkeit der Zimmer wird durch das freiliegende Deckengebälk, welches durch Kopfstücke verbunden ist, hin und wieder Schnitzerei aufweisend, ungemein erhöht. Wandschränke mit Schnitzwerk, Holzverkleidungen usw. dürfen auch heute noch Beachtung fordern.

Auf den Haushalt einzugehen, liegt ausserhalb des gesteckten Rahmens.

Die vielfach betonte Feuergefährlichkeit des bergischen Hauses ist in der Wirklichkeit sehr gering. Das beweisen langjährige Beobachtungen z. B. in Elberfeld; das beweisen die geringfügigen Erhöhungen der Prämiensätze der Feuerversicherungsgesellschaften bei diesen Häusern; das beweist ferner eine recht beobachtenswerte Arbeit von Architekt H. A. Waldner in den „Rheinlanden“ (III, 4/5. S. 186 ff.). Dagegen sind diese dünnen Fachwerkwände mit ihrer Beschieferung wärmer und trockener als weit stärkere Steinwände.

Diese kurzen Andeutungen werden vollauf hinreichen, zu beweisen, dass das bergische Haus mit seiner reizvollen Eigenart auch heute noch unter gegebenen Verhältnissen des Studiums wohl wert ist, um neu belebt und den Forderungen der Neuzeit angepasst zu werden. Der amerikanische Kolonialstil ist ein sprechender Beweis für unsere Behauptung, denn er wird von hervorragenden Architekten als eine Abart der bergischen Bauweise bezeichnet.

So ist dem bergischen Hause aller Wahrscheinlichkeit nach eine glänzende Zukunft gesichert. Und wenn es noch eines Beweises für die Richtigkeit dieser Behauptung bedürfte, so wäre sie erbracht durch die gewaltige Bewegung zugunsten dieser Bauweise, welche in kürzester Zeit weite Kreise der Laien und Künstler, der Staatsbehörden und Kunsthistoriker ergriffen hat, welche die Wiederbelebung derselben zum Ziel hat. Dem bergischen Lande wird vorab durch diese Bewegung ein gut Teil seiner Originalität gewahrt werden. Aber auch ausserhalb dieses begrenzten Landstriches wird man sich für das bergische Haus mit der

Zeit erwärmen und dasselbe, wenigstens vereinzelt (wie es z. B. in einer Villenkolonie bei Berlin und andernorts bereits geschehen ist), als Landhaus zur Verwendung bringen.

Das bergische Haus geht gewiss einer neuen Zukunft entgegen, hoffentlich auch einer neuen Blüte in seiner architektonischen Ausgestaltung.

Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden.*)

Von **Paul Sartori.**

II. Sagen.

a. Schätze.[1])

1. Vor etwa 150 Jahren weissagte ein Mann namens Hanspfarr, in dem Kaiserschen Garten sei ein grosser Schatz verborgen. Der Besitzer Hachmeyer wollte den Schatz heben und liess Hanspfarr kommen. Dieser verlangte Geld und Leinen für die Auskunft. Nachts zwischen 12 und 1 Uhr mussten die Eheleute Hachmeyer nackend[2]) nach dem Schatze graben, wobei sie keinen Laut reden durften. Hanspfarr stiess bald den einen, bald den andern der Schatzgräber unsanft in die Seite. Sobald dann einer sich darauf meldete, sagte der Betrüger: „Der Schatz ist nun viel tiefer gefallen. In dieser Nacht werden wir ihn nicht mehr erreichen.“ Der Versuch, den Schatz zu heben, soll häufig gemacht worden sein, und heute kann niemand mehr die rechte Stelle angeben. (Ovenstädt, Kr. Minden.)

2. An der Grenze von Petershagen soll auf einer nicht weit von der Weser gelegenen Anhöhe eine Burg, die sogenannte „Kätchenburg“, gestanden haben. Die letzten Bewohnerinnen waren zwei Damen. Weil sie den „bösen See“

---

*) S. oben S. 200, Anm. *)

[1]) Eine ebenfalls in der Mindener Sammlung mitgeteilte Schatzsage aus Hartum ist schon in den „Ravensberger Blättern“, 5 (1905) S. 82, abgedruckt.

[2]) Vgl. Weinhold, Zur Geschichte des heidnischen Ritus, S. 8. f.

(Aussatz)[3]) hatten, verliessen sie das Schloss und machten sich auf den Weg nach Hoya. Da ihnen auf dem Strohhofe Unterkunft und Frühstück gewährt wurde, schenkten sie dem Hofbesitzer eine grosse Wiese an der Weser. Später ist das Schloss mit reichen Schätzen untergegangen. Es ist von Eldagsen oft ein Mann mit einem roten Hahn gekommen, um das Schloss und den Schatz zu heben. Weil er aber nie zur rechten Zeit eintraf, sind alle seine Versuche ohne Erfolg geblieben. (Ovenstädt, Kr. Minden.)

3. Zwei Schatzgräber wollten eines Abends einen Schatz heben, dessen Lage sie mit der Wünschelrute festgestellt zu haben meinten. Kein Wort durfte gesprochen werden. Der eine der Männer hielt eine Leuchte auf einem Finger der rechten Hand, während der andere grub. Doch die Leuchte entfiel seiner Hand, er stiess einen Schreckensruf aus, und der fast gehobene Schatz sank um viele Meter tiefer in die Erde. (Ilvese, Kr. Minden.)

4. An der östlichen Seite des Reesberges in der Nähe des Schnathofes am sogenannten kahlen Berge hat ein alter Mann oft Geld sich sonnen sehen; wenn er aber hinkam, war alles verschwunden. Er glaubt bestimmt, dass dort ein grosser Schatz verborgen liege. (Südlengern, Kr. Herford.)

5. Es soll früher Leute gegeben haben, die dem Aberglauben huldigten, dass unter den Kiefern mit sogenannten Krispelten, d. i. büschelartig verwachsenen Zweigen, ein Schatz vergraben sei, und zwar liege dieser so tief in der Erde, als die Krispelte über dem Boden sei. (Stukenbrock, Kr. Paderborn.)

b. Glocken.

1. Für das Läuten der sogenannten Bürgerglocke auf der Martinikirche zu Minden soll von zwei verirrten Nonnen, die dem Schall des Geläutes in finsterer Nacht folgend wieder auf den richtigen Weg gelangten, eine Stiftung gemacht worden sein. Bürgerglocke wird sie genannt, weil sie den ehrbaren Bürgern der Stadt punkt 10 Uhr abends

[3]) Soll wohl heissen: Sehr. In Ditmarschen ist „arger Seer“ so viel wie bösartiger Aussatz: Am Ur-Quell, I, S. 11. Vgl. Höfler, Deutsches Krankheitsnamen-Buch, S. 634.

das Zeichen gab, aus geselligen Kreisen sofort ins Haus zurückzukehren, was auch vormals strengstens befolgt sein soll.[4])

2. Als die Kirche in Kirchlengern (Kr. Herford) gebaut war, wurden die Glocken nicht gleich mitgetauft und eingeweiht. In dieser Zeit brach Feuer aus, und als man nun läutete, flogen die Glocken durch die Schallöcher, nahmen auch das Zifferblatt der Uhr mit und stürzten sich bei der Brausemühle in Südlengern in einen tiefen Kolk, der noch heute der Glockenkolk heisst. Die Glocken sind wieder ersetzt, aber das Zifferblatt fehlt, und die Uhr steht bis auf den heutigen Tag still.[5])

3. Als der Bischof von Paderborn in Gehrden (Kr. Warburg) die Taufe der Glocken in der eben vollendeten Kirche vornehmen wollte, war die kleinste noch nicht fertig. Sie wurde daher einige Zeit nachher ungetauft emporgezogen. Als nun der Küster am folgenden Sonntag sämtliche Glocken läuten wollte, schwang sich die kleinste aus dem Turm heraus und tauchte nach langer Wanderung hinab in den sogenannten Schwalbenkolk der Nethe. Hier läutet sie auch jetzt noch wohl, wie vorübergehende Wanderer erzählt haben, vor hohen Festtagen.

c. Teufel.

1. Auf dem Hofe Nr. 25 in Dankersen (Kr. Minden) war früher die Dorfschenke. Daher wird der Besitzer noch

---

[4]) S. Weddigen u. Hartmann, D. Sagenschatz Westfalens, S. 21. Vgl. ferner Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde, 7, S. 366 f. — In Warburg wird die Glocke „Mariahilf" der St. Johanniskirche von Weihnachten bis Lichtmess geläutet, um verirrte Wanderer auf den rechten Weg zu bringen. Eine hierauf bezügliche Sage (auch in poetischer Form) s. Warburger Kreisblatt vom 11. Januar 1901, Nr. 9. In früheren Jahren nannte man dieses Läuten in Warburg „Christkindchen in den Schlaf läuten". In Soest geht am Weihnachtsabend um 7 Uhr der Küster von St. Petri mit seiner Kinderschar auf den Umgang des Turms und singt auf jeder Seite das Gloria in excelsis Deo unter Musikbegleitung und Fackelbeleuchtung. Man nennt das „das Christkindchen in den Schlaf singen". Die Kosten werden aus einer alten Stiftung bestritten.

[5]) Ähnliche Sagen aus dem R.-B. Minden: Weddigen u. Hartmann a. a. O., S. 27. (Bergkirchen), S. 31 (Enger). „Niedersachsen" 11, S. 390 f. (Holzhausen). Vgl. Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde, 7, S. 274.

heute Kröger genannt. In der Gaststube des Kruges sass einst der Wirt mit einer Anzahl von Zechbrüdern um den Kartentisch. Ein feingekleideter Herr trat ein und bat mitspielen zu dürfen. Während des Spiels fiel dem Fremden ein Handschuh zur Erde, und die Spieler erkannten zu ihrem Schrecken, dass sie einen Beklauten vor sich hatten. In wilder Hast stob die ganze Gesellschaft auseinander. Den schlimmsten von allen, einen ruchlosen Spötter, ergriff der Fremde, zog ihn aus der Gaststube nach sich in eine gläserne Kutsche, die er vor der Tür stehen hatte, und fuhr mit ihm den Halenweg nach dem jetzigen Kirchhofe. Seit der Zeit heisst der Weg Halenweg.

2. Eine Magd wollte zum Tanzboden gehen. Sie sollte aber vorher einen Acker mit Dünger bestreuen. Da kam der Böse und bot seine Hilfe an unter der Bedingung, dass das sein Eigentum werden solle, was die Magd am nächsten Morgen zuerst zubände. Sie willigte ein. Auf einen Wink des Bösen kam eine grosse Schar Krähen, die den Dünger in kurzer Zeit ausbreiteten. Das Mädchen vergnügte sich aufs herzhafteste. Bei seiner Heimkehr erzählte es seinem Brotherrn von dem Geschehenen. Dieser sagte: „Bindest du morgen beim Aufstehen dein Halstuch oder dein Strumpfband zuerst um, dann hat dich der Teufel. Ich wecke dich morgen früh. Dann bindest du rasch ein Bund Stroh zusammen.“ Wie gesagt, so getan. Kaum hatte die Magd das Bund Stroh gebunden, da flog dieses mit grossem Gesause durch die Luke und das Eulenloch hoch in die Lüfte. (Dankersen, Kr. Minden.)

3. Folgende Teufelssage ist erst 12 Jahre alt. Bei dem Kolon D. Nr. 18 diente der 19jährige Knecht G. Diesem fiel durch den Tod seiner Eltern ein altes Haus und ein schöner Bauplatz zu. Auf ihm wollte er ein neues Haus bauen. Seine Bemühungen, Geld zu dem Unternehmen geliehen zu kriegen, blieben ohne Erfolg. In seiner Aufregung sprach G. die vermessenen Worte: „Ich muss Geld haben, und wenn ich es vom Teufel bekomme“. Er schlief in der Schneidekammer vor den Pferden. Plötzlich wurde die ganze Kammer so hell, dass G. die Pferde deutlich im Stalle

erkennen konnte. Ein Herr kam in die Kammer. G. sah deutlich an den Sehnen und Falten des Halses, dass er sehr mager war. Der Fremde sagte: „Ich helfe dir aus der Not, wenn du mir versprichst, dass du nie wieder zum hl. Abendmale gehen willst und dass du und deine Nachkommen mein Eigentum werden sollen.“ G. konnte sich nicht zu einer Antwort entschliessen. Da sprach der Böse: „Na, ich komme gleich wieder!“ Als er dann wieder eintrat, zeigte er sich in seiner wahren Gestalt mit Hörnern, Schwanz und Pferdefuss. G. war unfähig, ein Wort zu sprechen. In der höchsten Not raffte er sich zusammen und betete die Strophe: „Meinen Jesum lass ich nicht“. Sofort war der Böse verschwunden. Am folgenden Sonntag ging G. zum Abendmahl. Als er von seinem Kirchplatze zum Altar ging, fühlte er sich ruckweise festgehalten und hörte eine innere Stimme sagen: „Tu es nicht, geh nicht hin!“ Erst als er mit seinen Hausgenossen nach dem Gottesdienst um den Mittagstisch sass, fühlte er sich frei und sagte erleichtert: „So, nun ist's vorbei.“ Kolon D. Nr. 18 ist bis auf den heutigen Tag in dem festen Glauben, dass Satanas sein Haus mit seinem persönlichen Besuch beehrt hat. (Dankersen, Kr. Minden.).

4. Der Teufel war Freund und Ratgeber des Burgvogts von Neuhof. Eines Abends meldeten die beim Bau des Herrenhauses beschäftigten Zimmerleute, sie könnten am nächsten Tage nicht weiter arbeiten, es fehle an Nägeln. Der Burgvogt antwortete, morgen früh sollten sie da sein. Als die Zimmerleute am andern Morgen zur Arbeit kamen, stand der Burgvogt ganz mürrisch da, neben ihm eine grosse Tonne. Niemand wagte ihn anzureden. Als alle Handwerker zur Stelle waren, befahl er die Tonne zu öffnen. Aber statt Nägel enthielt die Tonne lauter Gold. Verdriesslich rief der Vogt: „Nun sollte der Teufel Nägel bringen und hat statt dessen Gold gebracht.“

Schliesslich hätte der Burgvogt gern eine Mauer um seinen Gutshof gezogen und verschrieb dem Teufel seine Seele. Dafür sollte dieser in einer Nacht die Mauer bauen. Sei sie vor dem ersten Hahnenschrei nicht fertig, so sei der Vertrag ungültig. Als dem Teufel nur noch ein kleines

Stück an der Mauer fehlte, weckte der Vogt den Hahn, der gleich kräftig krähte. So kam der Teufel um seinen Lohn, aber niemand hat bisher das fehlende Stückchen Mauer aufbauen können, und der alte Burgvogt treibt heute noch mit Rasseln, Klappern und Stöhnen an der Stelle unter dem Hause sein Wesen, wo früher ein Teich mit zwei schwarzen Schwänen war.

Auch den grossen Stein auf dem Dache von Neuhof, in den die Schornsteine münden, hat der Teufel dahinauf gebracht. (Heimsen, Kr. Minden.)

d. Geister und Gespenstertiere.

1. Hamels Marie war eine reiche Bauerntochter in Südlengern (Kr Herford), die sich dem Teufel ergeben hatte. Wenn sie auf die Spinnerei kam, wurde sie schnöde behandelt, weil die andern Mädchen ihr das Geld nicht gönnten. Man stahl ihr oft Geld, aber sie wusste immer, wer es hatte. Als die Eltern ihren Umgang mit dem Teufel merkten, wiesen sie sie aus dem Hause. Als aber einst die Eltern vor Sonnenaufgang Futter holten, kam sie wieder, und sie konnten sie nicht mehr los werden. Bald darauf starb sie jedoch und wurde begraben. Als aber die Angehörigen von der Beerdigung nach Hause kamen, sass Marie in Gestalt einer Krähe auf der Mauer und rief: „Ha, ha, ha, ich bin schon wieder da!“ Man rief nun den Pastor aus Bünde, und dieser wies sie in den kahlen Berg. Er gab ihr einen Eimer ohne Boden und ein hölzernes Beil mit der Weisung, sie solle mit dem Eimer den Teich im Berge ausleeren und mit dem Beil den Wald abhauen, dann könne sie zurückkehren.

2. Auf dem Strohhofe lebte ungefähr ums Jahr 1720 ein Leutnant Hustede mit seiner Ehefrau geb. Doller. Dieser führte einen wüsten Lebenswandel. Darum kam er nach seinem Tode als Geist häufig wieder auf den Hof und richtete hier allerlei Unheil an. Er quälte die Pferde (diese waren am andern Morgen ganz nass), jagte das Vieh aus dem Stalle, warf die Knechte aus dem Bette. Um den unliebsamen Gast los zu werden, wandte man sich erst an einen evangelischen, dann an einen katholischen Geistlichen. Dieser

vermochte ihn durch Gebet zu bannen. Man setzte ihn auf einen mit vier Pferden bespannten Wagen, und der Geistliche mit einem Knecht brachte ihn nach dem „Darlaten“, einem Walde bei Uchte. Aber der Knecht sah sich um, obgleich es ihm vom Priester verboten war, und das hatte zur Folge, dass der Leutnant in den Rädern hing und die Pferde den Wagen nicht weiter ziehen konnten. Durch Gebet gelang es dem Priester, ihn glücklich wieder auf den Wagen zu schaffen, und man gelangte nach dem Darlaten. Auf die Frage des Leutnants, was er hier tun solle, gab ihm der Priester einen Eimer ohne Boden in die Hand und sagte: „Mit diesem Eimer sollst du jenen Teich ausschöpfen.“ „Was dann?“ fragte der Leutnant. „Dann zähle die Blätter auf den Bäumen.“ Seit der Zeit ist er niemals wiedergekommen. (Ovenstädt, Kr. Minden.)

3. Hinter der Pottmühle lag früher ein Kirchhof. Zwei Männer wollten einst einige Gräber öffnen. Als dort zwei Damen in weissen Kleidern vorbeikamen, liefen sie davon. Da schrieen die Toten: „Macht uns auf!“ (Ovenstädt, Kr. Minden.)

4. Nach den Erzählungen alter Leute hielt sich früher im Osterberge bei Lübbecke an der Gehlenbecker Grenze in der Gegend des Heidbrinkes der sogenannte Plättkenkerl auf, ein Geist, der nicht Ruhe finden konnte. Dieser soll bei Lebzeiten einen Gemeindegrenzstein versetzt und deswegen einen falschen Eid geleistet haben. Zur Strafe musste er nach seinem Tode im Berge umherwandern. Mit seinem Rufe „Tohop“ schreckte er die Leute; besonders aber spielte er den Holzhauern und Holzfuhrleuten einen Schabernack, indem er hinten auf den beladenen Wagen sprang und dadurch das Weiterfahren verhinderte. An dem Tage war alle Mühe umsonst. Der Wagen musste stehen bleiben, weil vier, ja sechs Pferde ihn nicht von der Stelle bringen konnten. Am andern Morgen vermochten es zwei Pferde mit Leichtigkeit.

5. Der Name Mönkediek in Sielhorst (Amt Rahden, Kr. Lübbecke) soll von einem Mönchskloster herkommen, das neben dem Teiche lag.

Eine andere Sage aus Sielhorst erzählte vom Teufelsteich in der Kattwehe in der Nähe des Kattelmann Nr. 66. Auf der Stätte Nr. 2 lebte vor vielen Jahren eine geizige Frau. Kamen Arme und baten um Gaben, so gab sie diese statt den Armen den Schweinen in den Trog. Als die Frau gestorben war, ging sie wieder, d. h. ihr Geist kam wieder und sass entweder an der Bodenluke oder nagte am Schweinetroge. Um den Plagegeist los zu werden, wurde ein Pater aus dem nahen Mönchskloster geholt. Ein mit vier Pferden bespannter Wagen wurde unter die Bodenluke gefahren, dem Geist ein bodenloser Eimer gereicht, und fort ging's zur Kattwiese. Hier wurde der Geist in eine Quelle verwiesen. Es wurde ihm gesagt, wenn er die Quelle mit dem Eimer ausgeschöpft habe, könne er jedes Jahr einen Hahnenschritt dem Hause Nr. 2 näherrücken, und wenn je ein Besitzer der Stätte am Sonntage aus der Kattwiese Heu fahre, könne er wieder zurückkehren. Nach langen Jahren, als die Begebenheit fast vergessen ist, will es der Zufall, dass ein neuer Besitzer der Stätte, der auch wohl nichts von der Geschichte wusste, am Sonntage Heu aus der Wiese holte. Es ist nicht viel, man kommt auch glücklich aus der Wiese, aber es wird den Pferden immer schwerer, den Wagen fortzubewegen. Da ruft's vom Wagen herab: „Ich bin auch da!" Nun musste die Geisterbannung noch einmal vorgenommen werden. (Dieselbe Sage findet sich auch in Holsen bei Bünde.)

6. Zwei gräflich Westphalensche Beamte, die während der Zopfzeit in Fürstenberg (Kr. Büren) lebten und die Einwohner bei Einsammlung der Zehnten und Heuern arg bedrückten, sollen umgehen und während stürmischer Nächte um das Schloss und die Wirtschaftsgebäude des Grafen von Westphalen ziehen.

7. In der früheren Rüterschen Wirtschaft zeigte sich in einer Nacht von 12 bis 1 Uhr ein Gespenst. Sämtliche Rosenbäume im Garten brannten, in allen Zimmern war es lichterhell, und im ganzen Hause entstand ein Poltern, als wenn alles umgeworfen und zerschlagen würde. Um 1 Uhr verschwand alles. (Südlengern, Kr. Herford.)

8. Unter Brockschmidts dicker Eiche in Stukenbrock (Kr. Paderborn) steht eine Geisterfrau, die den Haspel dreht.[6])

9. Auf manchen Kreuzwegen treibt der „Schwan“ in Gestalt eines grossen Hundes mit Augen wie ein Teller gross sein Unwesen. Schwan soll ein Militärwerber für Österreich gewesen sein, der die Jünglinge heimlich dahin entführte, aber bei seinem nächtlichen Treiben ermordet wurde. (Land Delbrück, Kr. Paderborn.)

10. In den Jahren 1882 und 1883 war in Messlingen und Südfelde das allgemeine Gespräch, im Kunkanke (in den Wiesen) zwischen den beiden Dörfern ritte oft des Nachts zwischen 12 und 1 Uhr ein Reiter auf einem Schimmel mit einer Tonne Goldes vor sich auf dem Pferde. (Friedewalde, Kr. Minden.)

11. Das sogenannte Öxterfeld südlich von dem Dorfe Wietersheim (Kr. Minden) gehörte im Mittelalter einem Herrn von Öxter. Er hat im Grabe keine Ruhe. Nachts sieht man ihn in glänzender Ritterkleidung auf einem mutigen Schimmel in seinem ehemaligen Felde umherreiten, bis endlich in der Grandkuhle vor dem Felde Ross und Reiter verschwinden.

12. Zwischen Spellmeier und Pörtner lief in alter Zeit nachts ein Schimmel. Wenn jemand ihm etwas sagte, musste er ihn bis zum Ende der Strasse tragen. (Südlengern, Kr. Herford.)

13. In dem alten Gantschen Hause, wo jetzt der Bäcker Wöhrmann wohnt, soll nach der Sage eine Wirtschaft gewesen sein, wo Kaufleute beraubt und ermordet wurden. Nach dem Tode des Besitzers war immer ein Brett vor dem Giebel des Hauses weg und konnte durchaus nicht wieder befestigt werden. Durch diese Öffnung soll nachts ein Schimmel gekommen sein, der durch die Bodenluke auf die Deele sprang und dann verschwand. (Südlengern, Kreis Herford.)

14. Ein Mann erzählte: Im Jahre 1878 begegnete mir

---

[6]) Vgl. Kuhn, Westf. Sagen I, S. 186, 212, 215. Hüser im Progr. von Warburg, 1898, S. 15 f.

auf der Brücke nach Kirchlengern ein Tier von der Grösse eines Pferdes, das hatte feuersprühende Augen. (Südlengern, Kr. Herford.)

15. In der Nähe der Antonius-Wallfahrtskapelle, die in der Gemeinde Neuenheerse (Kr. Warburg) bei der Suffelmühle steht, entspringt die Quelle des Oesebaches. Auf ihrem Grunde hält sich ein Fisch mit goldener Krone auf, der zuweilen an die Oberfläche des Wassers kommt. Alte Leute behaupten fest, ihn gesehen zu haben.[7])

e. Deutung von Ortsnamen.

1. Die Entstehung des Namens Todtenhausen (Kr. Minden) wird verschieden angegeben. Nach einer Sage soll zur Zeit des 30jährigen Krieges, als die Pest die ganze Gegend verheerte, nur ein Kind übrig geblieben sein. Auf die Frage: „Woher kommst du?“ soll es geantwortet haben; „Aus den toten Häusern.“ Nach anderer Angabe bedeutet der Name „to den hüsern“. Eine dritte erklärt ihn aus „Tormhusen“. Der Ort liege an der Grenze der alten Schutzwehr Mindens, wo früher Wachttürme gestanden hätten.[8])

2. Die Namen Windheim, Ovenstädt und Buchholz (Kr. Minden) erklärt folgende Sage: Als Karl der Grosse an der anderen Seite der Weser im Kriege gegen die Sachsen lag, sprach er: „Wenn mir Gott den Sieg verleiht, so will ich drei Kirchen bauen: eine, wo der Wind heimfährt, die andere dort oben an der Stätte und die dritte dahinten im Buchenholze.

3. Das Dorf Quetzen (Amt Windheim, Kr. Minden) besteht aus drei Hauptteilen: Masloh, Teich und Heide. Weil man, um von Masloh nach Heide zu gelangen, quer durch einen Wald gehen musste, soll der Name Quetzen von „quer durch“ abzuleiten sein.

---

[7]) Vgl. Kuhn, Westf. Sagen I, S. 154, 322 ff., 341. — Fische mit dem hl. Antonius zusammengebracht auch bei Weddigen und Hartmann, Westf. Sagenschatz, S. 41.

[8]) Vgl. die Pestsage aus Rahden: Niedersachsen, 5, S. 117. — Andere Deutungen von Ortsnamen im Minden-Ravensbergischen: Weddigen und Hartmann, a. a O. S. 23, 24, 26, 27, 29, 30, 31, 37, 38. Anderes: Hüser, Progr. von Warburg, 1898, S. 3 ff.



4. Bei Seelenfeld (Kr. Minden) soll in den Römerkriegen ein blutiges Gefecht stattgefunden haben, nach dem zahllose Entseelte das Feld bedeckten und viele Verwundete jammernd an dem nahen Bache (Jammerbeke) ihre Wunden auswuschen.

5. Ein Teil von Spiegelsberge heisst der „Todrang". Hier sollen nach der Hermannschlacht die Römer von den Deutschen zusammengedrängt und getötet worden sein. Ein paar Hünengräber dort, in denen man früher Urnen gefunden hat, heissen im Volksmund das „Römergrab". (Brackwede, Kr. Bielefeld.)[9])

f. Verschiedenes.

1. Die Gertrudiskammer[10]) liegt unter dem grossen „Opfersteine" und der „Wachtstube", einem vertieften Sandsteinblocke. In diese Felsenkluft, die jetzt bewaldet ist, soll Karl der Grosse von seiner Schanze aus (der Karlschanze bei Bonenburg) seine Kammerjungfer Gertrud geworfen haben, weil sie hinter seinem Rücken Schelmereien und Liebschaften mit seinem Hofgesinde getrieben. Der zur Wache bestellte Hofjäger, der gleichfalls mit Gertrud ein Verhältnis gehabt, ist wegen seiner Pflichtvergessenheit ohne Gnaden entlassen (eine Stelle bei der Gertrudiskammer heisst „fauler Jäger"). Die Gertrud soll lange in ihrem Verbannungsorte Hexerei getrieben haben. Über ihren Verbleib weiss man nichts. Nächtliche Wanderer wollen aus der Gertrudiskammer Musik und Gesang gehört haben. (Bericht aus Warburg. Vom Einsender aus zusammenhanglosen, kaum leserlichen Niederschriften eines über 80 Jahre alten Mannes, so gut es ging, entnommen.)

2. An der Stelle, wo jetzt der Möbelhändler Wittgenstein wohnt, stand früher der „Eulenspiegel", ein Haus, so genannt, wegen der auf ihm befindlichen Figur des Eulenspiegels. Mit einem Finger wies er auf seinen Mund, mit einem andern auf seinen After. Alte Leute berichten,

---

[9]) Eine andere Mitteilung aus Brackwede über die Varusschlacht im Volksmunde s. Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde, 16, S. 197.

[10]) Vgl. Hüser im Jahresber. d. Gymnas. zu Warburg, 1898, S. 4.

dass ihre Eltern im Anfange des vorigen Jahrhunderts die Figur noch gesehen hätten. Die Sage erzählt: Eulenspiegel war ein ungetreuer Rentmeister. Als er zur Rechenschaft gezogen und gefragt wurde, wo er das anvertraute Geld gelassen, machte er die Gebärde, in der er dargestellt wurde. (Warburg.)

3. In den Besitz des Assler Holzes ist Warburg auf folgende Weise gekommen: Die letzten Besitzer des Assler Schlosses, zwei dem Trunke ergebene Brüder, fassten den Entschluss, den Wald für jeden Preis zu verkaufen. Um ihn dem Kloster zu Hardehausen anzubieten, gingen sie noch spät am Abend dorthin, wurden aber nicht eingelassen, indem der Pförtner ihnen sagte, dass bereits alles schlafen gegangen sei. Da sprachen sie:

Wenn Hardehiusen doit slapen,
Dann soll Warborg (wull) waken,

machten sich auf demselben Wege nach Warburg, weckten den Bürgermeister, der sie freundlich aufnahm, und verkauften den Wald für 800 Taler.

4. Wie es kommt, dass der eine früh, der andere spät stirbt, erklärt folgende Legende: Unser Hergott hat einst einen alten Mann zu sich in den Himmel genommen, den er aber aus irgend einem Grunde nicht zu seinem persönlichen Anschauen gelangen liess und der deshalb in alle Ewigkeit als Blinder im Himmel weilen muss. Dieser Blinde hat nun das Amt, mit einem Schwamme fortwährend über eine Tafel zu wischen, auf der die Namen aller auf Erden Lebenden verzeichnet sind. Der Mensch, dessen Name ausgewischt wird, stirbt in demselben Augenblicke. So kommt's, dass der Tod keinen Unterschied zwischen jung und alt kennt. (Warburg.)

Kleinere Mitteilungen.

Der hölzerne Jäger.

Von **Joseph Mayer,** Lutzerath.

Unweit des Fleckens Lutzerath wälzt der Üsbach seine brausenden Fluten durch ein wildromantisches Tal, welches,

nach ihm benannt, den Namen „Üsbachtal“ führt. Die Abhänge und Höhen desselben sind mit ausgedehnten Waldungen bewachsen.

In diesen Wäldern treibt der „hölzerne Jäger“ seinen Spuk. In allen denkbaren Tönen und Stimmen lässt er sich besonders an Vorabenden heiliger Tage vernehmen. Leute, welche in diesem Walde beschäftigt waren, hörten, wie am hellen Tage Bäume gefällt wurden. Gingen sie hin, um zu sehen, was es sei, so fanden sie nicht nur niemand, sondern in weiterer Entfernung vernahmen sie denselben Schall. Auch erhob sich oft gleichzeitig ein Wind, als wollte er die Bäume entwurzeln. Dass der „hölzerne Jäger“ sein Wesen treibe, wurde steif und fest behauptet.

Aus einem naheliegenden Dorfe waren einst zwei Mädchen in diesem Walde mit Futterschneiden für das Vieh beschäftigt. Müde von der Arbeit und ermattet von der Hitze des Tages setzten sie sich hin und schliefen ein. Beim Erwachen sahen sie einen riesengrossen alten Jäger vor sich stehn. In dem Augenblicke, als eins von ihnen vor Entsetzen laut aufschrie, war der Jäger verschwunden. Sie eilten darauf nach Hause; das eine starb binnen wenigen Tagen. Auch das andere siechte dahin und war in Jahresfrist eine Leiche.

Holzfäller, welche ebenfalls in diesem Walde zu später Nachtstunde beschäftigt gewesen, erzählen, dass der „hölzerne Jäger“ an ihnen vorbeigeschwebt und sie zugleich ein klägliches Jammern vernommen.

Als **Heilmittel gegen die sogen. Abzehrung** der Kinder wendet man in Lippe den bekannten Teufelsdreck (Asa foetida) an. An einem Freitag bei abnehmendem Mond erhalten die Kinder vor dem Zubettgehen ein kleines Stückchen, des leichteren Einnehmens wegen gewöhnlich in Rahm eingehüllt. Wehrhan.

Heilmittel gegen die sogen. Rose bilden in Lippe Roggenmehl und Rosenblätter, d. h. Blütenblätter der Rose. Während das Roggenmehl auf die kranke Körperstelle

gebunden wird (mit einem Tuche), werden die Rosenblätter zum Räuchern benutzt. Besonders gegen die Kopfrose wird letzteres Mittel gern angewandt. Wehrhan.

Lichtmessfeier.

Bis in diesem Jahre fand in Salzuflen in Lippe noch immer eine Lichtmessfeier statt (2. Februar). Die Stadtverordneten haben aber nunmehr die Gelder dafür nicht mehr bewilligt. „Mit den alten Zöpfen (!) will man aufräumen. Schade, sie waren so schön!“ schreibt mir ein Freund. Wehrhan.

Berichte und Bücherschau.

Pessler, Willi. Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung. Ein Beitrag zur deutschen Landes- und Volkskunde. Mit 171 Illustrationen im Text, 6 Tafeln, einer Originalplanzeichnung nach eigenen Aufnahmen des Verfassers und 4 Karten. Braunschweig 1906. XV und 258 Seiten. 8°.

Nach einer längeren Einleitung folgt ein Abschnitt: Geographische Auffassung des Themas: Ein Gang durch die Literatur; verschiedene Register.

Das Werk gibt sich, nach des Verfassers Darlegungen in der Einleitung, als eine Ergänzung zu dem seiner Vollendung entgegengehenden Werk des Gesamtverbandes der deutschen Architekten- und Ingenieurvereine über das deutsche Bauernhaus, und zwar aus dem Grunde, weil dieses monumentale Werk die im Prospekt angekündigte kartographische Abgrenzung wegen der Schwierigkeit oder gar Unmöglichkeit, ein grösseres Gebiet so genau von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus zu untersuchen, nicht bringen wird. Diese ausserordentlich dankenswerte Aufgabe sucht der Verfasser zu lösen. Dass sich einem solchen Unternehmen ungeheure Schwierigkeiten entgegenstellten, liegt klar zutage. Ein Blick auf die unserm Werk beigegebenen Karten lässt aber auch den

auf diesem Gebiete Bewanderten geradezu staunen über die ungeheure Mühe, welche der Verfasser aufwandte, um seine Aufgabe zu lösen. Er selbst spricht sich mit folgenden Worten über diese Schwierigkeiten aus: „Die Stimmen, welche von vornherein die Aufgabe für unlösbar erklärten, gehörten zum Glück nicht den ersten Fachleuten an. Die Schwierigkeiten aber bestanden darin: erstens, dass bisher Geschriebene kennen zu lernen; zweitens, mit dessen Hilfe das Wesen unsers Gegenstandes möglichst klar zu erkennen und drittens, ihn dann über ganz Norddeutschland hin zu verfolgen.“ So ist mit dieser Arbeit die grosse Frage nach der Verbreitung der deutschen Bauernhaustypen einen wesentlichen Schritt vorwärts gekommen, wofür wir dem Verfasser grossen Dank schulden. Einzelne Korrekturen werden vorgenommen werden müssen. Das ist unausbleiblich; aber feste Grundlinien sind gezogen. Das ist ein unbestrittenes Verdienst des Verfassers.

O. S.

Rabben, Ernst. Die Gaunersprache. (chochum loschen.) Gesammelt und zusammengestellt aus der Praxis für die Praxis. Hamm i. W. Verlag von Brees & Thiemann 1906. 166 S. 8°. Preis?

Das Buch ist in erster Linie zum Gebrauch für die Polizei und den Richter bestimmt, bietet aber auch weitergehendes Interesse. Es behandelt kurz die Gauner-, Diebes-, Kunden- und Verbrechersprache S. 5—13, bringt S. 15—145 eine reichhaltiges Wörterverzeichnis, S. 147—154 eine ganze Kollektion von Spitznamen für Diebe und andere Verbrecher, S. 155—157 Dichtungen aus der Gaunerwelt, S. 158 und 159 die Gaunertelegraphie und S. 160—163 die Gaunerzinken oder Zeichensprache (Kundensprache). Wie eine Durchsicht der Sammlung zeigt, sind manche Ausdrücke der Gaunerwelt schon (meistens durch die Presse) auch in das Hochdeutsche übergegangen, wenigstens ist ihr Sinn schon allgemeiner verständlich; in die Mundart sind weniger übergewandert, grösser ist schon die Zahl der der Mundart entlehnten Bezeichnungen, deren Sinn mehr oder weniger verdreht ist oder bestimmte Begrenzung erfahren hat. So habe ich in der Sammlung

ca. 150 Wörter gefunden, die in der eben angedeuteten Art mit der mir am geläufigsten Mundart, dem lippischen Platt in direkter Beziehung stehen. Diese Vergleichung macht die Schrift für jeden Freund der Volkskunde interessant.

Wehrhan.

Conventz, H. Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung. Denkschrift, dem Herrn Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten überreicht. Dritte unveränderte Auflage, Berlin 1905. Gebrüder Borntraeger. XIV und 207 S. 8°. Preis geb. 2.— Mk.

Die vorliegende Arbeit gehört in das Gebiet derjenigen Bestrebungen, welche in dankenswerter Weise Eigenart des deutschen Landes und Volkes erhalten wollen, ganz in allgemeinem Sinne gesagt. Auch die Volkskunde hat dieses Ziel; während diese es allerdings mehr mit der Eigenart des Volkes und insbesondere seiner Stämme zu tun hat, beschäftigt sich vorliegendes Werk in erster Linie mit der Natur, also mit der natürlichen Umgebung des Menschen, gleichsam dem Boden mit seinen Verhältnissen, die den Menschen auf sich und in sich haben wachsen lassen. An sie hat sich menschliches Denken und Fühlen geknüpft, mit ihnen ist des Volkes Geistesleben verwachsen, damit verbinden sich allerlei Vorstellungen, welche wir in das Gebiet des Aberglaubens verweisen, auch Sagen aller Art haften an den Naturdenkmälern, d. h. an allen Schöpfungen der Natur, besonders an denjenigen, mit welchen sich die menschliche Kunst noch nicht befasst hat: Berge, erratische Blöcke, Wälder und andere durch ihre Eigenart ausgezeichnete urwüchsige Objekte. So gewinnt auch die Volkskunde grosses Interesse an den Bestrebungen zur Erhaltung dieser Denkmäler. Der Verfasser behandelt im ersten Teile die Gefährdung der Naturdenkmäler, hervorgerufen durch Mängel in der Erziehung und durch wirtschaftliche Gründe und gibt S. 77—202 ausführliche Vorschläge zu ihrer Erhaltung. Wir empfehlen das Werk mit der Hoffnung, dass auch die Volkskunde ihr Teil Nutzen durch die Erhaltung der heimatlichen Natur in ihrer Eigenart davonträgt. **Wehrhan.**

Namen- und Sachregister.

Mitgliederverzeichnis

des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde.

Bestand vom 1. November 1906.

I. Vorstand:

Mitglied	Amt
Prof. P. Sartori, Dortmund, Ardeystr. 29	Vorsitzende.
Univers.-Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn, Königstr. 32	
O. Schell, Lehrer, Elberfeld, Nützenbergerstr. 31	Schriftführer.
K. Wehrhan, Mittelschullehrer, Frankfurt a. M., Günthersburg Allee 76 I	
O. Grüttefien, Elberfeld, Herzogstr. 33, Kassierer.	
Prof. Dr. P. Bahlmann, kgl. Oberbibliothekar, Münster i. W.	Beisitzer
Univers.-Prof. Dr. J. Franck, Bonn	
Univers.-Prof. Dr. Fr. Jostes, Münster i. W.	
Oberlehrer Dr. Jos. Müller, Trier	
Reg.- und Baurat v. Pelzer-Berensberg, Arnsberg i. W.	
Schriftsteller K. Prümer, Münster i. W.	
Rektor C. Rademacher, Köln	
Oberlehrer Dr. Trense, Rheydt	
Prof. Dr. Tümpel, Bielefeld	
Oberlehrer Dr. Wrede, Köln	

II. Ehrenmitglieder:

Exzellenz Freiherr von der Recke, Oberpräsident von Westfalen, Münster i. W.

Regierungspräsident Schreiber, Düsseldorf.

Regierungspräsident Dr. Kruse, Minden.

III. Ordentliche Mitglieder.*)

Aachen
Dr. phil. E. Arens, Oberlehrer.
Franz Heinrich, Amtsgerichtssekretär.
Dr. Krabbel, Sanitätsrat.
Fr. Quadflieg, Lehrer, Vorsitzender des kath. Lehrerverbandes Rheinland.
Königl. Regierung.
Stadtbibliothek.
Ludw. Stürth.

Adenau (Eifel)
Kreislehrerbibliothek.

Aegidienberg b. Himberg-Honnef
Steiz, Hauptlehrer.

Altenkirchen
Kreislehrerbibliothek.

Altona
Museum.

Andernach
Steph. Weidenbach, Lehrer.

Aplerbeck
A. Clarenbach, Rentner.
Fr. Grügelsiepe, Kaufmann.

Appeldorn, Kreis Cleve
Franz Körholz, stud. phil.

Arnsberg i. W.
v. Pelzer-Berensberg, Reg.- u. Baurat.
Königl. Regierung.
Strothkötter, Professor.

Askow, pr. Veijen (Jütland)
Dr. H. F. Feilberg, Pastor emer.

Barmen
Dr. Dütschke.
Jul. Leithaeuser, Professor.
Stadtbibliothek.
Stadtgemeinde (Oberbürgermeister).
Ad. Werth, Fabrikant.
Joh. Wilh. Werth, Fabrikant.

Bedburg
Dr. Kaussen.

Bendorf a. Rh.
Jos. Schlicht, Hauptlehrer.

Berlin
Dr. J. Bolte, Professor.
Dr. G. Minden, Syndikus.
Kgl. Museum für Völkerkunde.
Dr. Schulze-Veltrup, Oberlehrer.
H. Sökeland, Schriftführer des Museumsvereins.
Strecker, Dr. phil., Oberlehrer und Professor a. d. Universität.

Berlin-Charlottenburg
Robert Mielcke, Schriftsteller und Geschäftsführer des „Heimatbund“.

Bettrath b. M.-Gladbach
H. Gierlichs, Hauptlehrer.

Beuren b. Bad Bertrich
Jos. Alken, Lehrer.

Bielefeld
Historischer Verein für die Grafschaft Ravensberg.
Dr. Tümpel, Professor.

*) Lebenslängliche Mitglieder sind mit * bezeichnet. Etwaige Irrtümer und Änderungen wolle man gefl. dem Schriftführer K. Wehrhan, Frankfurt a. M., Günthersburg Allee 76I, mitteilen.

Birgel bei Düren
Graf Spee, Pfarrer.

Bistritz (Siebenbürgen)
Dr. Kisch, Gymnasialprofessor.

Bitburg
Lentz, Kreisschulinspektor.

Bochum
Franz Hase, Bauunternehmer.
Fr. Kerper, Rektor.
Heinr. Lohoff, Lehrer.
Wilh. Spiekermann, Lehrer.

Bockum, Landkreis Krefeld
Bürgermeisterei.

Bommersholz i. W. (Ruhr)
A. H. Blesken, Lehrer.

Bonn
Dr. Aug. Brinkmann, Univ.-Prof.
M. Foyen, kgl. Gerichtsvollzieher.
Dr. Franck, Univ.-Professor.
Dr. Walter Kruse, Univ.-Prof.
J. Küppers, Lehrer.
C. Meurer, Gymnas.-Oberlehrer.
Dr. Eugen Prym, Professor.
Dr. Franz Schultz, Privatdozent.
Dr. phil. Max Siebourg, Gymn.-Oberlehrer.
Dr. Felix Solmsen, Univ.-Prof.
Stadt Bonn (Oberbürgermeister).
Dr. Fritz Stier-Somlo, Univ.-Prf.
Dr. A. Wiedemann, Univ.-Prof.
Dr Wilmanns, Univ.-Professor.
M. Zender, Rektor.

Borgeln, Kreis Soest
Pastor Clarenbach.
Herm. Fermum, Lehrer.

Borken i. W.
Dr. med. W. Conrads.

Braunschweig
Ferd. Rahlwes, Pastor.

Brieg (Schlesien)
Prof. Dr. P. Geyer.

Brühl bei Köln
Gymnasialbibliothek.

Buenos-Aires (Südamerika)
*Frau Adele Petersen.
*Frau Louise Plate.

Burgbrohl
Dr. H. Andreae.

Burscheid
Otto Richarts-Stindt.

Caternberg b. Essen
Strässer, Lehrer.
W. Terhardt-Bommann, Lehrer.

Cleve
Kreisausschuss des Kreises Cleve.

Coblenz
Dr. M. Bastgen, Oberlehrer.
Dr. Follmann, Oberlehrer.
Dr. Hessel, Direktor.
Stadtbibliothek.

Coblenz-Lützel
Peter Lerch.

Coblenz-Neuendorf
Sailer, Lehrer.

Cochem (Mosel)
Ockenfels, Hauptlehrer.

Crefeld
Kreisausschuss des Landkreises Crefeld.
Rud. Sackermann, Redakteur.
Stadtgemeinde (Oberbürgermeister).
Rich. Wolfferts.

Daun (Eifel)
Otto Gaudner, Kaufmann.

Derne b. Dortmund
Paul Stolle, Hauptlehrer.

Detmold
Fräulein Clara Bornebusch.
Frau Prof. Brückner.
Dr. K. Tielker, Rechtsanwalt.

Doenberg

W. Ernst Winternheim.

Dortmund.

Andree, Ingenieur.
Anger, Rentier.
Anthes, Professor.
Barich, Lehrer.
Baumeister, Rentner.
Baumhögger, Bauunternehmer.
v. d. Berken, städt. Vermessungsinspektor.
Blume, Kaufmann.
Bodenstein, Zahnarzt.
Böker, Kaufmann.
Brackmann, Bahnhofswirt.
Brand, Dr. med.
Brausewaldt, Oberlehrer.
Brügmann, P., Holzindustrieller.
Buff, Kaufmann.
Busch, Maler und Zeichenlehrer.
Clod, Kaufmann.
Colignon, Stationsvorsteher I. Kl.
Curtius, Stationseinnehmer.
Demnig, Oberst.
Deter, Kaufmann.
Dibbelt, Dr. phil., Oberlehrer.
Dornhekter, Dr. phil., Stadtschulrat.
Dortmunder Lehrerverein.
Droste, Dr. phil., Professor.
Düsing, Lehrer.
Eckardt, Zivilingenieur.
Estner, Ingenieur.
Faubel, Zahnarzt.
Geis, Bahnmeister.
Geselbracht, Justizrat.
Gewerbeverein.
Gockel, Gerichtstaxator.
Grabo, Architekt.
Gronemeyer, Professor.
Haehling v. Lanzenauer, Major a. D., Standesbeamter.
Haller, Kgl. Steuerinspektor.
Hannes, Kaufmann.
Harms, Kaufmann.
Haupt, Bureau-Assistent.
Heim, Kgl. Steuerinspektor.
Hobert, Rentner †.
Hobräck, Kaufmann.
Hoffmann, Generalagent.
Hornschuh, Oberlehrer.
Janssen, kgl. u. städt. Musikdirektor.
Kampmann, Architekt.
Katholischer Lehrerverein.
Kaupe, Gerichtstaxator.
Kaupe, Dr. med.
Klasmann, Kaufmann.
Klöpper, Kaufmann.
Kohn, Rechtsanwalt.
Krimschule.
Küper, Fabrikbesitzer.
Lahme, Prokurist.
Laymann, Kaufmann.
Lehnhoff, Lehrer.
Lemberg, Lehrer.
Lemberg, Dr. phil., Professor.
Lentze, Kaufmann.
Lessmann, Professor.
Lierfeld, Generalagent.
Linneweber, Architekt.
Linse, Dr. phil., Professor.
Lock, Kaufmann.
Städt. höhere Mädchenschule.
Markmann, Architekt.
Marx, Architekt.
Meininghaus, Dr. der Staatswissenschaften.
Meyer, Kaufmann.
Meyer, Zimmermeister.
Metzmacher, Stadtrat.
Städt. Museum.
Ostmeyer, Oberbahnmeister.
Overhoff, Lehrer.
Panhoff, Dr. phil., Professor.
Peter, kgl. Oberlandmesser.
Plate, Betriebswerkmeister.
Realgymnasium.
Reese, Direktor des städt. Wasserwerks.
Rehmann, Generalagent.

Reinartz, Ober-Telegraphen-sekretär.
Ruben, Dr. phil., Magistrats-assessor.
Ruhfuss, Dr. phil., Verlags-buchhändler.
Sartori, Professor.
Sauerländer Gebirgsverein, Ortsgruppe Dortmund.
Schäfer, Professor.
Schäfer, Fabrikbesitzer (Cörne).
Schapler, Dr. phil., Stadtschulrat.
Frl. L. Schmemann.
Schmoll v. Eisenwerth, Dr. ing. Diplom-Ingenieur.
Schulte, E. W., Kaufmann.
Schulte, H. W., Kaufmann.
Siebert, Versicherungsbeamter.
Spangenberg, Brauereidirektor.
Stadtbibliothek.
Steinweg, Bergwerksverwalter a. D.
Steneberg, Professor.
Stoffregen, Gärtnereibesitzer.
Tewes, Juwelier.
Tiefensee, Kaufmann.
Treeck, Kaufmann.
Uhlmann-Bixterheide, Telegr.-Bauführer und Schriftsteller.
Ullner, Prokurist.
v. Velsen, Kaufmann.
Verron, Rentner.
Weimann, Rektor.
Witteborg sr., Kaufmann.
Witteborg jr., Kaufmann.

Duisburg
Stadtgemeinde (Oberbürger-meister).
Dr. Augustin Wibbelt, Kaplan.

Duisburg-Ruhrort
Dr. Meyer, Gymnasialoberlehrer.
Kreisausschuss des Landkreises.

Duisburg-Wanheim
H. Meyers, Lehrer.

Duisburg-Wanheimerort
H. Niepoth, Lehrer.

Düren
Heinr Hoffmann, Lehrer.
Karl Lammenett, Lehrer.

Düsseldorf
Karl vom Berg jun.
Bibliothek d. Geschichtsvereins.
Dr. R. W. Carl.
Rud. Clément, Prov.-Sekretär.
Wilh. Grevel.
Ludw. Heitland, Kupferstecher.
Dr. Junius, Direktor.
Landes- und Stadt-Bibliothek.
Landeshauptmann der Rhein-provinz.
Lehrerkollegium der Volksschule a. d. Kreuzstrasse.
Lehrerkollegium der Volksschule a. d. Blücherstrasse.
Dr. Nörrenberg, Bibliothekar.
Königl. Regierung.
Professor Willy Spatz, Maler.
Karl Ufer, Gymnas.-Oberlehrer.

Düsseldorf-Grafenberg
Dierlamm, Lehrer.

Eilshausen
Sievert, Hauptlehrer.

Elberfeld
*Fr. Bayer, Kommerzienrat.
M. Bethany, Privatgelehrter.
Bibliothek des Bergischen Geschichtsvereins.
Joh. Black, Direktor.
Jak. Blasweiler, Mittelschul-lehrer.
C. Clément, Standesbeamter.
Elsas, Professor.
Dr. Gerth.
Ernst Gieseking, Lehrer.
B. Grauvogel, Sekretär.
O. Grüttefien, Buchhändler.
Jos. Gunck, Landger.-Sekretär.
Hartnack, Töchterschullehrer.

Otto Hausmann, Schriftsteller.
Dr. Hilt, Pfarrer.
Edm. Hilverkus, Antiquar.
Chr. Höhler, stellv. Leiter der Fortbildungsschule.
A. Hoelper, Eisenbahn-Sekretär.
Gust. Ad. Jäger, Lehrer.
Karl Jung, Lehrer.
Jürges, Lehrer.
Friedr. Just, Eis.-Sekretär.
Rud. Nostiz, Lehrer.
Realgymnasium.
E. Riepenberg, Kaufmann.
E. Roehder, Stadtsekretär.
Herm. Sanner.
Savallisch, Taubstummenanstaltsdirektor.
Franz Schaeper, Lehrer.
Scheibe, Prof., Gymnasial.-Dir.
E. Schell, Kaufmann.
O. Schell, Lehrer und Bibliothekar des Berg. Geschichtsvereins.
Frau Calla Schell.
Franz Schleyer, Gerichtssekretär.
F. L. Schneider.
Ludw. Schooff, Staatsanwaltschafts-Obersekretär.
Fr. Schulz, Lehrer.
Rud. Schwander, Lehrer.
Ed. Springmann, Fabrikant.
Stadtgemeinde (Oberbürgermeister).
Stadtbücherei Elberfeld.
Rud. Thietz, Lehrer.
Ulrici, Lehrer.

Emsbüren b. Osnabrück
J. Tiesmeyer, Lehrer.

Engers b. Coblenz
Schüller, Hauptlehrer.

Enkirch (Mosel)
J. Speth, Lehrer.

Eschmar
Stärk, Lehrer.

Eschweileraue (Rheinland)
Franz Kapell, Lehrer.

Essen (Ruhr)
Herm. Brown.
C. Dirksen, Kaufmann.
Hugo Kückelhaus.
Museumsverein.
Pieck, Lehrer.
Ortsverband des Allgem. Deutschen Sprachvereins.

Eupen
C. Braselmann, Druckereibesitzer und Verleger.

Frankfurt a. M.
E. Kniepkamp, Mittelschullehrer.
Dr. Lauffer.
K. Wehrhan, Mittelschullehrer.

Freiburg i. Breisgau
J. Ludwig, Kaplan, Colleg. Sapientiae.

Friedenau b. Berlin
H. Brüsker, Buchdruckereibesitzer.
Dr. Ed. Kück, Gymnasial-Oberlehrer.

Friedr.-Wilhelm-Hütte (Siegkr.)
Helikum, Lehrer.
Schöneshöfer, Lehrer.

Gebroth, Post Winterburg, Kreuznach
Franz, Pfarrer.

Geldern
Königl. Landratsamt.

Gelsenkirchen
Jul. Honke, Lehrer.

Gerresheim
Brenniker, Hauptlehrer.
Meng, Lehrer.

Gevelsberg
Realschule.

Giessen
Dr. Hugo Hepding, Hilfsbibliothekar.

Gleiwitz, Schlesien
Dr. Alb. Lennartz, Oberlehrer.

Godesberg
Langenfeld, Bürgermeister a. D.

Göttingen
Dr. B. Crome.

Greifswald
Dr. L. Radermacher, Univ.-Prof.

Grossflottbeck a. d. Elbe
Dr. L. Fassbender, Oberlehrer.

Grosslichterfelde
Dr. Hauptmann, Univers.-Prof.

Gummersbach
Seminar.

Hagen i. W.
Paul vom Berge.
Friedr. Heyden.
R. Kolb, Ingenieur.
Sauerländischer Gebirgsverein, Ortsgruppe Hagen.
Karl Ernst Osthaus, Privatgelehrter.

Halle i. W.
Chr. Frederking, Rektor der höh. Privatschule.

Hamburg
Chr. Münster (i. F. Walsoe u. Hagen).

Hamm i. W.
E. Raabe, Oberlandgerichtssekr.
Dr. jur. Ernst Schmalenbach.

Hannover
Dr. Willi Pessler, Geograph.

Hasslinghausen
Wilh. Schmidt, Lehrer.

Hasslinghausen-Hobenken
W. Rohlfing, Hauptlehrer.

Hasslinghausen-Üllendahl
G. Demmer, Lehrer.
H. Graebner, Lehrer.

Herdecke (Ruhr)
Ferd. Grave, Brauereibesitzer.
Walter Stein, Präparandenlehrer und Schriftsteller.

Hermeskeil, Bez. Trier
Dr. Michel, prakt. Arzt.
Schmitt, Postmeister.

Hermsdorf i. A.
Dr. jur. Alb. Hellwig.

Herne i. W.
K. Becker, Lehrer.
Blennemann, Rektor.
Holtsträter, Rektor.

Heven b. Witten a. d. Ruhr
Dr. med. Straube.

Hiddinghausen b. Hasslinghausen
G. Pausch, Hauptlehrer.
C. Winkler, Lehrer.

Hildesheim
Müller, Seminar-Oberlehrer.

Hilgen b. Burscheid
Ernst Güldner, Hauptlehrer.

Hochheide
Fr. Fassbender, Lehrer.

Höchst a. M.
Dr. Alb. Blank, Chemiker.

Hohenlimburg
Lehrerverein.

Holdingen (Luxemburg)
Nikolaus Stephany, Privat-Jagd- und Waldhüter.

Holzwickede
Dr. med. Karl Voigt, prakt. Arzt.

Honnef a. d. Sieg
Wilh. Schneider, Kaufmann.

Hörde b. Dortmund
Heukeshoven, Brauereidirektor.
Hilgeland, Bureauvorsteher.
May, Buchhändler.

Hottenbach a. Fischbach a. d. Nahe
W. Gintz, Lehrer.

Höxter
E. Volckmar, Gymn.-Oberlehrer.

Hülscheid b. Lüdenscheid
Ed. Winkler, Lehrer.

Hückeswagen
Langenfeld, Bürgermeister.

Hünxe, Kreis Ruhrort
Herm. Sander, Pfarrer.
Schlickum, Pastor.

Immigrath
R. Ammann, Lehrer.

Impekoven b. Bonn
P. König, Lehrer.

Iserlohn
Ludw. Schröder, Schriftsteller.

St. Johann-Saarbrücken
H. Focht, Eisenbahnsekretär.

Itter b. Düsseldorf
P. Matthieu, Lehrer.

Jülich
Adolf Fischer, Redakteur.

Kaisersesch
JakobHenrichs,Gasthofsbesitzer.
Müller, Hauptlehrer.
Joh. P. Ollig, Gemeindevorsteher.
Peter Sesterhenn,Buchdruckereibesitzer.
Surges, Bürgermeister.

Kalk b. Köln
G. Jansen, Oberlehrer.

Kalterherberg b. Montjoie
Kesternich, Hauptlehrer.

Kevelaer
Dr. Oehmen, prakt. Arzt.

Köln
Dr. C. Altenhoven, Hofrat, Direktor des Museums Wallraf-Richarz.
Backes, Rektor, Vors. d. Rhein. Prov.-Lehrerverbandes.
Dr. Berlage, Domprobst u. Oberschulrat a. D.
Joseph Brüggemann. Oberlehrer.
E. P. Buchholz.
Jakob Geich, Oberlehrer.
Peter Haas, Pfarrer.
Georg König, Apotheker.
Fr. Lange, Oberlehrer.
Dr. B. Lauffer.
Dr. phil. Joh. Krudewig.
Chr. Aug. Mayer, Oberlehrer.
Wilh. Minlos, Fabrikant.
Dr. med. Hans Mönicks, Zahnarzt.
Ottomar Müller, Oberlandesgerichtsrat.
C. Rademacher, Rektor.
C. M. Rameken.
Fr. H. Reuther, Oberlehrer.
Ludw. Rheindorff.
Felix Rumöller, Oberlehrer.
Theodor Schewe, Lehrer.
Stadtbibliothek.
Heinr. Steins.
Heinr. Sürth.
Dr. Herm. Wette, prakt. Arzt.
Dr. Ed. Wiepen, Professor.
Dr. A. Wrede, Oberlehrer.

Köln-Ehrenfeld
O. Rietmeyer, Oberlehrer.
Joh. Zilkens.

Köln-Merheim
Krupp, Lehrer.

Köln-Nippes
Dr. Fr. Kortz, Realgymnasialdirektor.

Köln-Sülz
Heinr. C. Kuetgens, Gutsbesitzer.

Konstantinopel
Karl Lucks, i. F. Eduard Känni.

Kopenhagen (Dänemark)
Chr. Hammershöi, Rentner.
Alfred Hviid, Kaufmann.
Oskar Juulmann, Maler.
Chr. Juulmann, Maler.
Harald Juul-Jensen, cand phil.

Kreuznach
Kreislehrerbibliothek.
Städtische Volksbibliothek.

Kühlsen b. Neuenheerse (Warburg)
Wilh. Oeke, Lehrer.

Küllenhahn b. Elberfeld
O. Leihener, Hauptlehrer.

Landkern b. Kaisersesch
M. Klöckner, Lehrer.

Langenberg (Rhld.)
Dr. med. Funccius, prakt. Arzt.

Haus **Leerbach** b. Berg.-Gladbach
Rich. Zanders, Fabrik- und Rittergutsbesitzer.

Leimkaul b. Kaisersesch
Jakob Lescher, Lehrer.

Leipzig-Reudnitz
Lic. theol. Marckgraf, Pastor.

Leitmeritz (Böhmen)
Ignaz Peters, Gymnasialprof.

Leiwen (Mosel)
H. Laven, Pfarrer.

Lemgo (Lippe)
K. Stock, Lehrer, Vors. d. Lipp. Lehrervereins.

Lendersdorf b. Düren
Fuessenich, Pfarrer.

Lengerich i. W.
W. Kirchhoff, Lehrer.

Lindau a. Bodensee
Freiherr Lochner v. Hüttenbach, kgl. bayer. Kämmerer usw.

Linden i. W.
Dr. med. Krüger, Sanitätsrat.

Linnich, Bez. Aachen
P. Kind, Kgl. Seminarlehrer.

Linz a. Rh.
Ballas, Oberlehrer.

Listrup b. Leschede (Osnabrück)
Thiemann, Lehrer.

Lübeck
Frl. Anna Sartori.

Lülsdorf b. Niedercassel a. Rh.
Klüppel, Lehrer.

Lüttringhausen
Bornefeld, Pfarrer.

Malmedy
Dr. Esser, Schulrat, Kreisschulinspektor a. D.

Marburg a. d. Lahn
Emil Böhmer, cand. phil.

Marienberg (Westerwald)
Westerwald-Club (Landrat Büchting).

Mayen (Eifel)
Dr. H. Kolligs, Gymnasial-Dir.
Kreislehrerbibliothek.

Meiderich
Eugen Kern, Kaufmann.

Meiningsen, Post Ampen, Kreis Soest
Raabe, Pfarrer.

Menden i. W.
Jauer, Kgl. Rentmeister a. D.

Mörs
P. Geiss, Kgl. Seminarlehrer.
Kreisausschuss (Kgl. Landrat).

Mülfort b. Rheydt
Krampen, Lehrer.

Mülheim a. Rhein
Karl Bader, Kaufmann.
Chr. Boden, Rektor.

Joh. M. Flamm, Kaufmann.
Karl Glitscher, Buchdruckereibesitzer.
Fr. Gregorius, Kand. d. höheren Schulamts.
Gymnasium.
Aug. Herchen, Lehrer.
Ernst Hymmen, Kaufmann.
O. Hymmen, Betriebsbeamter.
Wilh. Kössler, Betriebsbeamter.
Wilh. Lemmer, Lehrer.
Karl Lührmann, Lehrer.
Wilh. Schmidt, Lehrer.
Joh. Wägener, Kaufmann.
Georg Walterscheidt, Kaufm.
Zurhellen, Superintendent.

Mülheim a. d. Ruhr
Herm. Becker jun., Kaufmann.
Herm. Blech sen.
Dr. Deicke, Amtsrichter.

Mülhofen b. Engers
Stillger, Hauptlehrer.

München-Gladbach
D. Bitzer, Zigarrenfabrikant.
H. Bruckhaus, Kaufmann.
Hans Nolden, Lehrer.
Hubert Schumacher, Kaplan.
Stadtgemeinde.

Münster i. W.
Dr. Bahlmann, Kgl. Oberbibliothekar.
Aug. Bollmann, Kaufmann.
Dr. Hammerschmidt, Landeshauptmann.
Dr. Fr. Jostes, Univ.-Professor.
Dr. A. Meister, Univ.-Professor.
Provinzial-Verwaltung der Provinz Westfalen.
K. Prümer, Schriftsteller.
Reinbach.
Jos. Sprenger, stud. phil.
Kgl. Univers.-Bibliothek.
Westfäl. Gruppe für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte.

Münstereifel
Theod. Busch, Gymn.-Oberlehrer.
P. Elbern, Schriftführer des Verschönerungs-Vereins.
C. Nellen, Seminarlehrer.

Neuss
Dr. Jardon, Oberlehrer.

Neuwied
H. Keller, Lehrer.

Neviges
Ad. Hüdepohl, Rektoratslehrer.

Niedermendig (Kreis Mayen)
Aloys Christ, Lehrer.

Oberpleis (Sieg)
Karl Harth, Hauptlehrer.

Oberstein
Franz Massing, Redakteur.

Oberursel i. T.
Bibliothek der verein. Volks- und Realschule.

Odenkirchen
P. Bockmühl, Pastor.
Heinr. Niessen, Redakteur.

Ohrsen (Lippe)
Bünte, Lehrer.

Ophoven b. Wasserberg
Klinckhammer, Lehrer.

Ottensen
Prof. Dr. Heinr. Schüth.

Ottweiler
Kreisausschuss (Kgl. Landrat).
Kreis-Lehrerverband.

Pfaffendorf a. Rh.
Franz Hester, Gymnasial-Oberlehrer.

Poppelsdorf b. Bonn
C. Boeder, Direktor a. D.
Dr. Jos. Pohl, Gymn.-Dir. a. D.

Prüm (Trier)
J. P. Kreuzberg, Seminarlehrer.

Rehlingen b. Saarlouis
Fr. Engel, Lehrer.
Thinner, Hauptlehrer.

Remscheid
Karl Hutter, stud. phil.
Lieser, Rektor.
Verein für öffentliche Lesehallen und Stadtbibliotheken (Karl Friedrichs-Stiftung).

Rengsdorf (Neuwied)
Andrée, Oberförster.

Rheinbrohl
Kley, Lehrer.

Rheidt (Siegkreis)
Christian Wierz, Hauptlehrer.

Rheydt
Deussen, Hauptlehrer.
J. Frentzen, Lehrer.
Ihlow, Lehrer.
Aug. Klein, Lehrer.
Kopsch, Lehrer.
Krebs, Primaner.
Kreislehrerbücherei.
Adolf Maassen, Rentner †.
Städt. Museum.
Fritz Pothmann, Lehrer.
Paul Prein, Lehrer.
A. Schmitt-Hartlieb, Oberlehrer.
Dr. Paul Trense, Oberlehrer.
Volksbücherei.

Rogasen (Posen)
Otto Knoop, Professor.

Rölsdorf (Düren)
Ludwig Napp.

Ronsdorf
Staas, Bürgermeister.

Rotthausen b. Essen
Boeker, Lehrer.
Stayn, Lehrer.

Saarbrücken
Stadtgemeinde.
Historischer Verein für die Saargegend.

Sangerhausen (Merseburg)
E. Gnau, Professor.

Sayn b. Bendorf a. Rh.
Löcher, Hauptlehrer.
Theod. Ehrlich, Lehrer.

Schlebusch
Verein für Naturkunde.

Schmargendorf b. Berlin.
Fräulein Grete Gogarten, Redakteurin u. Schriftstellerin.

Schwelm i. W.
Fuchs, Lehrer a. Progymnasium.
Dr. phil. Gregorius, Gymnasialdirektor.
Verein für Heimatkunde.

Siegburg
am Zehnhoff, Lehrer.

Siegburg-Wolsdorf
Mich. Schumacher, Lehrer.

Sieglar (Troisdorf)
Zimmermann, Lehrer.

Sobernheim
Lehrerverein.

Soest
Verein Heimatpflege.

Solingen
Kreisausschuss (Kgl. Landrat).
Alb. Weyersberg, Fabrikant.

Stollberg b. Aachen
Dr. Willner.

Stoppenberg b. Essen
Bürgermeisterei.

Suhl i. Th.
F. Kunze, Lehrer.

Talge b. Bersenbrück
W. Gieske-Trimpe, Gutsbesitzer.

Thies b. Wipperfürth
H. Meuwsen, Pastor.

Bad Tölz (Bayern)
Dr. Max Höfler, Hofrat.

Tralau b. Oldesloe (Holstein)
Bartholly, Gutspächter.

Trier
Nicol. Aubertin, Buchhalter.
P. J. Busch, Lehrer a. Gymnas.
Dr. med. Cüppers, Zahnarzt.
Ewen, Professor.
Geiter, Lehrer.
Heim, Oberlehrer.
Wilh. Jacobi.
Dr. Menniken, Oberlehrer.
Dr. Meyer, Gymn.-Oberlehrer.
Dr. Jos. Müller, Oberlehrer.
Ad. Rosch, Kaplan.
Rossbach, Professor.
Schreiber, Lehrer a. D.
Theodor Siersdorfer.
Stadtbibliothek.
Theussner, Oberpostdirektor.
Jos. Weis.
Dr. Wittweg, Sanitätsrat.
P. Züscher, Rektor.

Uerdingen a. Rh.
Bürgermeisteramt.
*A. Büttner, Fabrikant.

Vohwinkel
Wilh. Köhrmann, Rentier.
Kreisausschuss des Kreises Mettmann.
Arthur Pattberg, Kaufmann.

Wald (Rhld.)
H. Fischer, Hauptlehrer.
Direktor Dr. E. Görlich, Prof.
Max Krahnen, Konditor.

Waldkönigen (Kreis Dockweiler)
Reinhard, Lehrer.

Warburg i. W.
Dr. Hüser, Direktor.

Warendorf
Verein für Orts- und Heimatkunde im Kreise Warendorf.

Weitersberg b. Vallendar
M. Bremer, Lehrer.

Wermelskirchen
W. Idel, Rektor.
Stadtgemeinde.

Weyer (Rhld.)
Alfred Lange, Prokurist.

Wickrath b. Rheydt
Paulmanns, Lehrer.

Wickrathberg
W. Rheinen, Hauptlehrer.

Wichelskirchen
Bürgermeisteramt.

Wiehl (Kreis Gummersbach)
Wolff, Amtsrichter.

Wien
E. K. Blümml.

Wiesbaden
Jos. Lauff, Major.
Gustav H. Lucas.

Witten (Ruhr)
Oskar Fautsch, Rechtsanwalt und Notar.
Fr. Wilh. Aug. Pott, Buchdruckereibesitzer.
Rollmann, Kgl. Berginspektor.

Wulmeringhausen b. Olsberg i.W.
Schuermann, Bergwerksdirektor.

Würzburg
Dr. P. Wolter, Universitätsprofessor.

Xanten
Fr. W. Illinger, Fabrikant.

Zarewo b. Moskau (Russland)
Eugen Becker, Fabrikant.

Zehlendorf b. Berlin
Frau Clara Viebig, Schriftstellerin.

Buchdruckerei A. Martini & Grüttefien, Elberfeld.



